H. Ref.

Pauli z

282 E

<36638780350011

<36638780350011

Bayer. Staatsbibliothek

H. Hess.
282 x

Bilder

aus dem

Missionsleben.

Nach Musterdarstellungen bearbeitet

von

F. E. Paulig.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Ernst Bredt.
1863.

Wenn man den weiten Umkreis der Völker überschaut, die heute noch in tiefer Umnachtung liegen, die sich wie die wilden Thiere fressen (denn in der That giebt es noch Menschenfresser unter den drei niederen Racen) oder die einander als zahmes Vieh (Sklaven), nicht als Mensch und Bruder behandeln, und, tief im heidnischen Aberglauben versunken, nicht nur der christlichen Wahrheit ferne stehen, sondern sich auch im Banne dämonischer Verblendung direkt ihr entgegenstemmen, so wird man versucht über das menschliche Elend zu weinen, um so mehr, als auch die Betrachtung der großen Christenheit selbst des Unchristlichen und Unvernünftigen, des Jammers und der Sünde so viel zur Schau trägt. Aber um so dringender ist die Aufforderung an Jeden, der den Glauben und die Kraft nicht verloren, an der großen christlichen Mission mitzuwirken, die da berufen ist, die Nacht zu erleuchten und ritterlich wider die weltumschlingenden Ungeheuer der Sünde zu kämpfen.

Wolfgang Menzel.

(Die Naturkunde im christlichen Geiste. Stuttgart 1856. III. p. 389.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die Mission, als die Macht, welche die Welt überwinden soll, bleibt unverstanden, so lange die zu bewältigende Welt noch unerkannt ist; diese aber ist wesentlich das Heidenthum, d. h. alles Nichtchristenthum daheim, draußen und im eignen Herzen. Das Heidenthum steht nicht als etwas Gleichgültiges außer dem Christenthum, sondern ist dessen Gegensatz und weltgeschichtliche Voraussetzung; und ohne die Erkenntniß des Heidenthums ist die christliche Geistesmacht noch unbegriffen. Die Mission hat aber die gottgewollte Aufgabe, sich dem Heidenthum nicht nur zu nähern, sondern es in seiner tiefsten Wurzel anzugreifen und zu überwinden. Und in diesem Kampfe bekräftigt sich das Christenthum eben als Gottesmacht, vor welcher alles Nichtchristliche weichen und alles Widerchristliche unterliegen muß. Daher ist denn auch die Missionsgeschichte aller Zeiten, und auch insbesondere unserer Zeit, die kräftigste Apologie für die Wahrheit des Christenthums; sie beantwortet auf's Schlagendste die Streitfragen und Streitschriften der Philister und Pharisäer unserer Tage und liefert die werthvollsten Beiträge zur Lösung der eigentlichen Preisfragen unserer Zeit: Wie dünket Euch um Christum; wessen Sohn ist er? und: Wie dünket Euch um die Bibel; wessen Wort ist sie?

Mit entscheidender Bestimmtheit und Klarheit antworten auf diese Fragen die großen Thaten Gottes in der Heidenwelt, die schöpferischen Thaten in seinem Missionswerke. In ihm bieten sich unserer Betrachtung die verschiedensten Bilder und Zerrbilder der Entwicklung und Entartung des menschlichen Geistes. Von dem thierischen Wilden an, welcher die Füße eines scheußlichen Götzenbildes küßt, bis zu dem Magier des Orients, welcher in der Sonne die unsterbliche

Seele der Natur anbetet; von den Hirtenvölkern, welche die Erstlinge ihrer Heerden dem Schöpfer darbringen, bis zu den unglücklichen Nationen, deren Kultus in den größten Schamlosigkeiten besteht; von dem rohen Barbaren und Menschenfresser der Südsee, bis zu dem verweichlichten Hindu und gelehrten Chinesen Asiens; von dem fanatischen Muhamedaner, bis zu dem selbstgerechten Juden: — überall finden wir dieselbe Gottentfremdung, denselben Hochmuth, dieselbe Unwissenheit und dieselbe Feindschaft gegen die Wahrheit. Aber so gewaltig die Herrschaft der Sünde auch sein mag, und so fest der Fürst der Finsterniß auch die nichtchristlichen Völker in Unwissenheit, Knechtschaft und Rohheit gefangen hält, um so mächtiger offenbart sich doch die Gnade Gottes in Christo, um so thatkräftiger bekennt sich doch der Herr zu dem weltumfassenden Rettungswerke der Mission, und um so gewisser und zuversichtlicher schreitet diese dem ihr gesteckten Ziele entgegen. Das neue Leben eines bekehrten Heiden, der früher nur an unfläthigen Redensarten, Raub, Mord, Krieg, Ehebruch, Unzucht u. s. w. sein Genüge fand, ist immer ein lebendiges Evangelium, — nicht in todten Buchstaben auf leblosen Blättern, sondern in lebendigen Schriftzügen des menschlichen Herzens. Es ist dies jedesmal gleichsam eine neue Ausgabe des Wortes Gottes mit den Kommentaren des heiligen Geistes, welche nun auch diejenigen lesen können, welche selbst nicht das A-B-C verstehen; und wie die ganze Bibel nur mit dem Blute Jesu Christi geschrieben ist, so ist auch das neue Leben eines bekehrten Heiden ein Abdruck jener Flammenschrift in seinem eigenen Herzen.

Je interessanter und lehrreicher daher die Geschichte der Mission ist, um so betrübender ist die Unkenntniß derselben, die man nicht nur im Volke, sondern auch unter den Gebildeten und Gelehrten antrifft. Zwar ist die Mission in unseren Tagen eine Macht geworden, die man nicht mehr ignoriren, nicht mehr als ein unmündiges Pflegekind behandeln darf, und wenn auch die Masse der Christenheit sich ihr entzieht, — denn das Christenthum ist nie die Sache der Meisten — so ist ein regeres Interesse, eine lebhaftere Betheiligung an dieser gottgewollten Sache doch unverkennbar. Viele, denen früher Heidenbekehrung ein bloßer Name und Mission ein Fremdwort war, haben sich jetzt mit Entschiedenheit unter die Kreuzesfahne der Mission gestellt, regelmäßige Missionsbeiträge sind unter ihren Ausgaben zum stehenden Etat geworden, und das Bewußtsein, daß es Pflicht eines jeden Christen ist, Mission zu treiben, wird in immer weiteren Kreisen fühlbar. Allein wenn wir dies auch zugeben und uns darüber freuen, so ist die Missionsbetheiligung im Allgemeinen doch noch eine sehr beschränkte, und dies hat zum großen Theil seinen Grund in der mangelnden Kenntniß und der unrechten Auffassung der Mission.

Wie die Mission aber am eigenen Herzen beginnen muß, so hat sie auch Verpflichtungen gegen die heimische Kirche. Sie ist ein von Gott in unserer Zeit hereingeordnetes Weckungsmittel christlichen Glaubenssinnes, dessen sie sich als geistlich-pädagogischen Elementes nicht entschlagen darf. Die nachstehenden Missionsbilder haben daher eine doppelte Aufgabe zum Zweck: Einmal wollen sie jener Pflicht genügen, und zweitens beabsichtigen sie, für eine größere und bessere Bekanntschaft mit der Mission beizutragen, indem sie zugleich für eine allgemeinere Betheiligung und ein lebhafteres Interesse anregen wollen.

Es konnte dem Verfasser nicht daran liegen, bloße Bekehrungsgeschichten zu bieten, sondern es mußte ihm hauptsächlich darum zu thun sein, das gesammte Missionsleben, wie es sich auf den verschiedenen Missionsgebieten verschieden gestaltet, in möglichster Allseitigkeit zur Anschauung zu bringen. Das vorliegende Werk will daher nicht eine bloße Sammlung von Missionsgeschichten, nicht ein Herbarium getrockneter Exemplare von Thatsachen aus der Geschichte der Mission, sondern ein lebendiges Bild von den Kämpfen und Siegen, Gefahren und Bewahrungen des Missionslebens daheim und draußen geben. Daß die nachstehenden „Bilder" weder denen gefallen werden, welche innerhalb des Heidenthums das Paradies und das Ideal des Menschengeschlechts suchen und finden, noch denen, welche die Menschen eintheilen wie die Bauern das Pflanzenreich in gute Pflanzen und in Unkräuter, und mit dem heidnischen Unkraut sich zu befassen nicht der Mühe werth halten, — versteht sich von selbst; doch dürften sie auch für sie einige Bemerkungen enthalten.

Wenn bei Anlage und Auswahl der einzelnen Abschnitte vornehmlich die deutsche Mission und eben darum auch überwiegend deutsche Missionsliteratur berücksichtigt und benutzt wurde, so bedarf dies wohl keiner Rechtfertigung, da sie ja hauptsächlich das Missionsinteresse im deutschen Vaterlande anregen möchten.

Den Herrn aber bitte ich, daß er das vorliegende Schriftchen segnen wolle, ihm und seiner Ehre allerwege zu dienen.

Frankfurt a. O. im Juni 1863.

Der Herausgeber.

Inhalts-Uebersicht.

	Seite
Die Mission des Christenthums	1
Die Mission in Neu-Guinea	21
Der Hottentott Waterbur als Fürst und Christ	55
Die Mission in Indien und ihre Hindernisse	73
Ueber die wissenschaftliche Ausbildung der Missionare	105
Die Mission in China	136
Missionar G. Schwarz	155
Der Glockenläuter Akatangi	178
Die Mission in Patagonien	192
Die Mission in der Südsee	201
Missionsreisepredigten in Indien	238
Die Regenmacher in Südafrika	243
Die Mission in der Türkei	251
Der Missionar als Krankenpfleger	275
Ueber die Mission unter den Juden	280
Abordnungsfeierlichkeit Goßner'scher Missionare	297
Ueber Betheiligung und Anregung zur Mission	316

Die Mission des Christenthums.

> Ich sahe einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewig Evangelium, zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen — allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern. Offenb. Joh. 14, 6.

Unter den Feinden der Mission und den Ungläubigen überhaupt, welche mit gleicher Hartnäckigkeit den Missionsbestrebungen und der christlichen Lehre widerstehen, giebt es ohne Zweifel wenige, welche nicht zu erklären bereit wären, daß ein sichtbares Zeichen, ein authentisches Wunder sie nicht unnachgiebig finden würde. „Zeigt uns," sagen sie, „ein Wunder, so wollen wir glauben; zeigt uns, was z. B. Johannes gesehen haben will: Einen Engel, der durch den Himmel fliegt, ein ewig Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen, allen Heiden, Geschlechtern, Sprachen und Völkern — und wir werden uns bekehren." Dies ist ein Einwurf, den man allenthalben hören kann, wo von Mission und vom Reiche Gottes gesprochen wird; aber in demselben wird mehr versprochen, als in der Macht des Menschen steht. Denn die Wunder bekehren nicht; ihr Anblick kann den Verstand überzeugen, aber das Herz bedarf eines Machtbeweises, welcher allein vom Geiste Gottes gewirkt werden kann. Aber dennoch, wenn ganz festgestellte, ganz augenscheinliche Wunder im Stande sind, auf den Geist einen Eindruck hervorzubringen, welcher ihn geneigt macht, die Botschaft des Himmels anzunehmen, so sollten die Ungläubigen doch nicht mehr nach einer Vision wie die des Johannes verlangen: sie haben Etwas, was noch mehr ist als diese; nämlich ein Lebensbild, wovon sie die Wirk-

lichkeit haben; denn ebensogut wie Johannes können sie diesen Engel sehen, welcher durch den Himmel fliegt, ein ewig Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen. Wir meinen die Sache der Mission. Diese ist es, welche uns in dem Christenthum ein Gepräge von Dauer und von Allgemeinheit erkennen läßt, welches wenigstens eben so schlagend für die Vernunft ist, als es der Anblick eines durch den Himmelsraum fliegenden Engels für die Augen und für die Phantasie sein könnte. Wenn sie ein Wunder verlangen — hier ist eins. Denn was wollen sie mit dem Namen eines Wunders bezeichnen, wenn sie diesen Namen einem Faktum verweigern, welches einzig in seiner Art, unbegreiflich in seiner Entstehung, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, jeder Folgerung unzugänglich ist, und welches, bevor man es verwirklicht gesehen, Jedermann für unmöglich gehalten haben würde?

Mögen sie geneigt sein, der Missionssache diejenige Aufmerksamkeit zu schenken, wie sie der Gegenstand erfordert; dann hoffen wir, daß die Thatsachen, welche wir in Nachstehendem vorzuführen gedenken, wenigstens den Eindruck machen werden, jeden unparteiischen Beurtheiler zu weiteren Forschungen und zu einer ernstlichen Untersuchung des Evangeliums anzuregen.

Wir beginnen unsere Beweisführung mit einer Frage. Es ist diese: — Liegt es in der Natur der Dinge, daß eine Lehre, deren hauptsächliche Ideen durch die Vernunft nicht bewiesen, noch weniger durch dieselbe entdeckt werden können, daß eine solche Lehre zu allen Zeiten lebe, und bei allen Nationen Eingang finde? Und ferner, daß eine solche Lehre zu allen Zeiten und bei allen Nationen das belebende Princip der Moral, und das befördernde Element der Fortschritte des menschlichen Geistes werde?

Man bedenke bei der zu gebenden Antwort wohl, daß die anzuführenden Beispiele keine der in unserer Frage aufgeführten Bedingungen entbehren dürfen. — Es handelt sich um eine Lehre, deren Ideen durch die reine Vernunft weder bewiesen, noch entdeckt werden können. Es handelt sich um eine Lehre, welche geeignet sei, alle Zeiten und alle Nationen zu umfassen. Es handelt sich um eine Lehre, die das leitende Princip in dem Leben derer sei, welche sie annehmen. Es handelt sich um eine Lehre, welche dem Gesetze des Fortschritts, des moralischen Geistes und dem ansteigenden Gange

der Civilisation förderlich sei. Vier Bedingungen, von welchen jede wesentlich ist.

Wir wollen die Antwort selbst darauf geben. Es giebt eine Lehre, welche allen Zeiten und allen Nationen gemein ist: es ist die von dem Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, zweier Dogmen, welche unzertrennlich sind und die vereint das bilden, was man natürliche Religion genannt hat. Sie ist in der That natürlich, insofern die Natur überall der menschlichen Seele die Elemente derselben gelehrt zu haben scheint. Sie ist überall eines der ersten Produkte der Vernunft des Menschen, und eines der ersten Ergebnisse seiner intellectuellen Thätigkeit. Sie ist der Schluß einer so einfachen und schnellen Gedankenfolge, daß die Gedankenfolge, so zu sagen, verschwindet, und daß die Seele diese Wahrheiten durch unmittelbare Anschauung gewonnen zu haben scheint. Sie ist universal, wenn man will, weil sie natürlich ist. Und es ist eine positive Religion, von der wir diesen Charakter der Universalität verlangen. So weit wäre die natürliche Religion also zutreffend, nun aber stoßen wir auf Disgrepenzen. Denn sobald die natürliche Religion bestimmte Formen anzunehmen meint, hört die Einstimmigkeit auf — keine menschliche Kraft würde sie bewerkstelligen können. Sobald die natürliche Religion sich zu einer positiven Religion macht, kann sie nicht mehr die Religion des Menschengeschlechts sein. Aber — wird man sagen — wenn eine positive Religion nicht universal sein kann, so gewinnt sie vielleicht nach der Seite der Zeit, was sie nach der Seite des Raumes verliert. Geben wir diese Annahme zu; aber man muß gestehen, daß dies nur noch die Hälfte der Bedingungen ist, welche wir gestellt haben; wir haben nicht blos von allen Zeiten, sondern auch von allen Orten gesprochen; also, wenn man uns eine positive Religion zeigte, welche in einem Winkel der Erde von Anfang der Welt bis auf unsere Zeiten herrschte, so hätten wir das Recht, dies Beispiel zu verwerfen. Nehmen wir es jedoch an, aus Nachgiebigkeit und in Ermangelung eines Besseren. Es giebt Religionslehren, welche uralt sind. Mit wenigen Veränderungen in den Details sind die Grundideen dieselben geblieben, und sie scheinen unveränderlich, wie die physische Konstitution des Volkes, welches sie bekennt, unzertrennlich von dem Boden, der sie trägt. Wenn die Universalität ihnen fehlt, so muß ihnen die Dauer in gewissem Sinne zugestanden werden. Aber sind sie, wie

wir es verlangten, geeignet, als moralische Triebfeder zu dienen? Sind sie der natürlichen und progressiven Entwicklung des menschlichen Geistes förderlich? Nein — die einen dieser Lehren haben keine Verbindung mit dem Leben, die andern schaden dem Herzen und den geselligen Beziehungen, und alle ketten den menschlichen Geist in starre Formen. Alle zeigen uns das Phänomen eines Volkes, welches, durch eine plötzliche Erstarrung, in den vorgerücktesten Perioden seiner Existenz, die Sitten, die Meinungen, die Tracht, die Einrichtungen, die Sprache, die ganze Art und Weise zu sein bewahrt hat, in welcher diese moralische Katastrophe es ergriffen hat. Behauptet man aber im Gegentheil, daß es der Geist des Volkes ist, welcher den Glauben festgestellt hat, und daß seine Sitten seine Religion gemacht haben, dann ist diese Religion nicht die, welche wir verlangt haben, nämlich eine Lehre, welche fähig ist, auf das Leben einen Einfluß auszuüben, und den Lebenswandel zu bestimmen.

Indem wir nach diesen Bemerkungen die verschiedenen bekannten Religionen durchgehen, in welche sich die Völker getheilt haben, werden wir vergeblich nach einer suchen, welche all den von uns gestellten Bedingungen entspräche.

Der Muhamedanismus hat — abgesehen davon, daß er seine Fortschritte der Gewalt des Schwertes verdankt — den Mangel, die fortschreitende Bewegung des menschlichen Geistes nicht zu begünstigen; im Gegentheil, er unterdrückt sie. Er ist nicht geeignet in alle Länder einzudringen, denn er hat als nothwendiges Gefolge die Polygamie und den Despotismus, welche der Civilisation zuwider sind. — Die Religion von Hindostan hat den Mangel, nicht moralisch und der socialen Kultur nicht förderlich zu sein. Schon das ganze Kastensystem widerstrebt der persönlichen Freiheit und jeder gesunden Entwicklung; es würde ihr ferner überall ihr Boden und ihr Himmel fehlen, für welche allein sie gemacht ist. Der jüdischen Religion mangelt die Allgemeinheit dermaßen, daß sie dieselbe nicht will, sondern sie sogar zurückstößt. Es ist eine ganz nationale, ganz lokale Religion. Außerhalb Palästina ist sie eine Verbannte. Es mangelt allen andern Religionen Alles, was denen mangelt, welche wir soeben genannt haben: die Universalität, die Dauer, die Moralität und die Sympathie für die Fortschritte.

Dies ist schon eine Antwort auf die Frage, welche wir gestellt

haben; denn wir haben gesehen, es giebt keine positive Religion, welche alle aufgezählten Bedingungen zu erfüllen im Stande wäre. Wir bemerken hierbei, daß man gewiß mit einer Art von Sicherheit sagen kann, daß dies nicht in der Natur der Dinge liegt. Wenn die Sache möglich wäre, hätte sie da nicht stattgefunden? Wenn sie nicht stattgefunden hat, ist dann wohl zu erwarten, daß sie jemals stattfinden wird?

Zieht man die Natur der Dinge selbst zu Rathe, unabhängig von den Nachweisungen der Geschichte, so wird man dieselbe Antwort erhalten. Kein Mensch kann der Menschheit eine Religion geben. Handelt es sich um die natürliche Religion, so ist es die Natur, welche sie giebt, und ein Mensch kann höchstens die Dogmen derselben in Formen bringen, die Vorschriften derselben ordnen und aufzeichnen; er gibt der Menschheit nur wieder, was er von der Menschheit empfangen hat. Handelt es sich um eine positive Religion, (wir meinen eine Religion, deren Dogmen die menschliche Vernunft nicht von selbst entdeckt hätte) so fragen wir, was für ein Herz, welche Einbildungskraft, welche Vernunft, was für eine Ausdehnung des Genies, welche wunderbare Divinationsgabe setzt man bei einem Menschen voraus, um anzunehmen, daß diese Dogmen seiner Empfindung, diese Dogmen, welche die Natur nicht gelehrt hat, in jedem Lande angenommen werden, daß sie zu jeder Zeit zeitgemäß sein werden, sich auf alle Zustände der Menschheit und der Gesellschaft anwenden lassen werden — mit einem Wort, daß sie in der That die Religion des Menschengeschlechts bilden können und bilden werden?

Man spricht mit Unbedachtsamkeit von Männern, welche ihrem Jahrhundert voraneilen, und welche den Geschlechtern ihren individuellen Charakter aufdrücken. Dies sind meistentheils Männer, welche nur die dominirenden Meinungen ihrer Zeit besser verstanden, in bestimmtere Formen gebracht und mit mehr Kraft ausgedrückt haben. Sie haben dargelegt, was ihr Jahrhundert in sich trug. Sie haben in dem Brennglase ihres Genies Strahlen von Wahrheit konzentrirt, welche, vertheilt in die Welt, diese noch nicht hatten entzünden können. Aber ihr Genie, der treue und starke Ausdruck ihrer Zeit und eines Landes, war nicht unermeßlich, wie das Genie der Menschheit. Selbst Menschen, haben sie ein menschliches Werk gemacht, ein partielles, relatives, begrenztes Werk. Erräth ein Wesen,

indem es sich von seinem Lande, von seiner Zeit, von seiner Individualität isolirt, das Faktum, die Idee, das Dogma, welches den Menschen zu allen Zeiten und allen Orten bewegen, bekehren, beleben wird: so ist dies Wesen nicht ein Mensch, es ist ein Gott.

Man berücksichtige hierbei wohl, daß wir im strengsten Sinne nicht verlangen, daß eine Religion in der That die Religion aller Zeiten, aller Orten und aller Menschen werde. Denn Erstens muß sie Zeit haben, Wurzel zu fassen; wir fordern nicht, daß sie bei ihrem ersten Auftreten die ganze Welt überziehe. Zweitens haben wir nicht alle Zeiten vor uns, denn so lange die Zukunft der Welt nicht ganz verflossen sein wird, können wir, streng genommen, nicht sagen, daß etwas aller Zeiten ist. Endlich setzt jede wahre Religion Freiheit, und die Freiheit die Möglichkeit des individuellen Widerstandes voraus. Wir verlangen also nur, daß eine hinreichende Menge von Erfahrungen bewiesen habe, daß die in Rede stehende Lehre eine solche ist, daß kein Ort, kein Klima, kein Umstand der Zeit und der Oertlichkeit, keine physische und moralische Konstitution ein Hinderniß für sie sei, oder um uns kürzer auszudrücken, daß sie den allgemeinen und beständigen Bedürfnissen der Menschheit entspreche, unabhängig von allen zufälligen, vorübergehenden und lokalen Umständen. Das ist es, was wir verlangen.

Von den bis jetzt angeführten Religionen haben wir gesehen, daß sie diesen Bedingungen nicht entsprechen. Wenn es aber außer diesen eine wahre Religion d. i. eine Religion Gottes auf der Erde giebt, so muß sie nothwendig diesen Charakter der Allgemeinheit und der Fortdauer haben. Denn wer kann zweifeln, daß die Liebe Gottes nicht die ganze Menschheit umfasse, und wie ist anzunehmen, daß Gott nicht zur ganzen Menschheit spreche? Gott kann nicht Eine Zeit, Ein Land, Ein Volk im Auge haben, sondern Alles, was ein Menschenherz in sich trägt. Wenn es ihm gefiele, ein Volk unter den Völkern der Erde auszuzeichnen, so würde dies doch nur im Hinblick auf das Menschengeschlecht geschehen; das, was er für dieses Volk im Speziellen sagen würde, würde nicht eine ewige, unendliche Bestimmung haben. Diesen Charakter würde nur das annehmen, was sich in dieser besonderen Nation an die allgemeine Menschheit richten würde, und sein Wort würde die Wahl eines Volkes nur getroffen haben, um durch dasselbe allen Völkern der Erde einen Segen zu bereiten.

Wir haben also im Bisherigen dargethan: wenn es eine Religion von Gott giebt, so muß sie den von uns gestellten Bedingungen entsprechen. Wir kehren jetzt den Satz um und sagen: wenn es eine Religion giebt, die diesen Bedingungen entspricht, so kann sie nur von Gott sein.

Dies festgestellt, untersuchen wir, ob es eine solche Religion giebt. —

Es sind noch nicht zwei Jahrtausende, daß in einem dunkeln Winkel dieser Welt ein Mensch erschien, der — obgleich in Armuth und Zurückgezogenheit aufgewachsen — seinen Zeitgenossen verkündigte, daß er der Weltheiland und der Gesandte Gottes sei, daß alle Menschen die Seligkeit nur durch ihn erlangen könnten und daß seine Religionslehre die ganze Welt erfüllen würde. *) Wir sagen nicht, daß eine ganze Reihe von Propheten die Ankunft dieses Menschen verkündigt hatte; ferner daß eine lange Folge von Wundern der Nation, in welcher er geboren werden sollte, ein göttliches Siegel aufgedrückt hatte; daß er aus einer fernen Zukunft seinen Schatten zu den Füßen unserer ersten, aus dem Paradiese verbannten Eltern geworfen hatte; daß sein Auftreten ein von Gott besonders erwähltes Volk erwartete;

---

*) Daß Jesus wirklich vor achtzehnhundert Jahren auf Erden gelebt hat, wird auch von den ärgsten Feinden des Christenthums nicht bestritten. Denn dies läugnen, würde nur eine grobe Unwissenheit verrathen oder man müßte denn aller Geschichte Hohn sprechen, und es ließe sich dann mit demselben Recht behaupten, daß weder ein Alexander, noch ein Cäsar, noch ein Hannibal u. s. w. jemals gelebt hätten. Beispielsweise führen wir hier eine Stelle aus dem berüchtigten Buch von Dr. Strauß (das Leben Jesu) an. Es heißt daselbst Theil I. p. 71: „Wer dennoch darauf bestehen wollte, daß die historische Zeit, in welche das öffentliche Leben Jesu fällt, die Bildung von Mythen über dasselbe undenkbar mache, dem ist zu erwiedern, daß um ein großes Individuum sich selbst in der trockendsten historischen Zeit ein Kreis sagenhafter Verherrlichung bildet . . . Das einfache historische Gerüste des Lebens Jesu: daß er zu Nazareth aufgewachsen sei, von Johannes sich habe taufen lassen, Jünger gesammelt habe, im jüdischen Lande lehrend umhergezogen sei, überall dem Pharisäismus sich entgegen gestellt und zum Messiasreiche eingeladen habe, daß er aber am Ende dem Haß und Neid der pharisäischen Partei erlegen und am Kreuze gestorben sei — dieses Gerüste wurde mit den mannigfachsten und sinnvollsten Gewinden frommer Phantasien umgeben.“ — Wenn dies die Feinde des Christenthums und die gelehrtesten und strengsten Kritiker des Lebens Jesu zugeben, so wird unsere Annahme in Obigem keine gewagte sein, und wenn man nur dies zugiebt, so sind wir zunächst befriedigt.

daß ihn — mit einem Wort — ein großartiger Zusammenhang von Beweisen umgiebt und verbürgt: Von allen diesem erwähnen wir hier nichts, sondern sagen nur: daß er eine Religion predigte.

Es war nicht die natürliche Religion; die Dogmen von dem Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele sind überall in seinen Worten vorausgesetzt, niemals gelehrt, niemals bewiesen. Es waren nicht, von den ersten Vorstellungen der Vernunft, logisch hergeleitete Ideen. Was das Wesen, das Eigenthümliche seiner Lehre ausmacht, sind Dinge, welche die Vernunft verstummen machen, zu welchen hin die Vernunft keinen Weg, keinen Zugang hat; er predigt einen Gott auf Erden, einen Gott als Menschen, einen armen Gott, einen gekreuzigten Gott; er predigt den Zorn, der den Unschuldigen umfängt, die Verzeihung, die den Schuldigen jeder Verdammung entzieht, Gott als Opfer des Menschen, und der Mensch eine Person mit Gott bildend; er predigt eine Wiedergeburt, ohne welche der Mensch nicht errettet werden kann; er predigt die Herrschaft der Gnade Gottes und die Fülle der Freiheit des Menschen. Wir mildern seine Lehren nicht; wir übergeben sie in ihrer Nacktheit und suchen sie nicht zu rechtfertigen. Man kann, wenn man will, sich wundern, sich entsetzen über diese sonderbaren Dogmen, aber wenn man sich über ihre Sonderbarkeit genug verwundert hat, dann schlagen wir etwas Anderes für die Verwunderung vor: Diese sonderbaren Dogmen haben die Welt erobert. Kaum entfaltet in dem armen Judäa, haben sie das gelehrte Athen, das reiche Korinth, das stolze Rom eingenommen. Diese sonderbaren Dogmen haben Bekenner in den Werkstätten, in den Gefängnissen, in den Schulen, in den Gerichtshöfen, auf den Thronen gesammelt. Besieger der Civilisation, haben sie über die Barbarei triumphirt. Sie haben in gleicher Weise den entarteten Römer und den wilden Sigambrer unterjocht. Die Formen des geselligen Zustandes haben sich verändert, die Gesellschaft ist umgeschmolzen, erneuert worden, aber sie haben fortgedauert. Noch mehr: die Kirche, welche sie bekannte, ist unter ihren Gegnern gezählt worden; Herrin der Traditionen, Inhaberin des Wissens, hat sie sich ihrer Vortheile gegen mehrere der Dogmen bedient, welche sie vertheitigen sollte; sie haben fortgedauert. Ueberall und immer haben sich Seelen gefunden, in den Hütten und in den Palästen, denen ein Erlöser wohlthuend und

die Wiedergeburt nothwendig gewesen ist. Weiter keine philosophische noch religiöse Lehre dauerte fort; jede hatte ihre Zeit, jede Zeit hatte ihre Idee; und — wie es ein berühmter Schriftsteller entwickelt hat — das religiöse Gefühl wählte, sich selbst überlassen, je nach der Zeit gewisse Formen, welche es zerbrach, wenn die Zeit vorüber war: das Dogma von dem Kreuze erschien hartnäckig immer wieder. Wenn es sich nur einer einzigen Klasse von Personen bemächtigt hätte, so wäre es schon viel, ja vielleicht unerklärlich gewesen, aber wir finden Anhänger des Kreuzes in den Lagern und in dem bürgerlichen Leben, bei den Reichen und bei den Armen, unter den kühnen Geistern und unter den schüchternen Geistern, unter den Gelehrten und unter den Unwissenden. Dieses Dogma ist gut für Alle, überall, immer; es altert niemals. Diejenigen, welche es annehmen, befinden sich nicht hinter ihrem Jahrhundert: sie verstehen es, sie werden von ihm verstanden; sie gehen mit ihm, sie dienen ihm. Die Religion vom Kreuze erscheint nirgends im Mißverhältniß zur Civilisation; im Gegentheil, die Civilisation mag immerhin vorschreiten, sie findet das Christenthum immer vor sich. Man glaube nur nicht, daß das Christenthum gefällig irgend eine Lehre ausscheiden wird, um sich mit dem Jahrhundert in Uebereinstimmung zu setzen; nein, es ist seine Unbiegsamkeit, vermöge welcher es stark ist; es hat nicht nöthig, in irgend einem Punkte nachzugeben, um in Harmonie zu sein mit allem, was schön, rechtmäßig und wahr ist; denn es ist selbst der vollendete Typus desselben. Es ist dasselbe heute, wie zu den Zeiten der Reformatoren, zu den Zeiten der Kirchenväter, zu den Zeiten der Apostel und Jesu Christi. Und doch ist es nicht eine Religion, welche dem natürlichen Menschen schmeichelt; die Weltkinder geben, indem sie sich davon entfernen, hinreichendes Zeugniß, daß das Christenthum eine sonderbare Lehre ist. Diejenigen, welche es nicht zu verwerfen wagen, bemühen sich, es zu mildern. Man beraubt es seiner Härten, seiner Mythen, wie man sie zu nennen beliebt; man macht es fast vernünftig; aber wie seltsam! wenn es vernünftig ist, hat es keine Kraft mehr; und — ähnlich einer der wunderbarsten Kreaturen der belebten Welt — wenn es seinen Stachel verliert, ist es todt. Der Eifer, die Inbrunst, die Heiligkeit, die Liebe verschwinden mit diesen sonderbaren Dogmen; das Salz der Erde hat seine Würze verloren, und man weiß nicht, womit man sie ihm wiedergeben soll. Im Gegen-

theil, wenn irgendwo ein Erwachen stattfindet, wenn der Glaube lebendig wird, wenn das Christenthum sich ausbreitet — man frage nicht, auf welchem Boden, in welchem System diese kostbaren Pflanzen wachsen: man kann mit Bestimmtheit antworten, daß es in dem harten und rauhen Boden der Orthodoxie geschieht, im Schatten dieser Mysterien, welche die menschliche Vernunft zu Schanden machen, und die sie so gern entfernen möchte.

Diese ist also unter allen Religionen die einzige, welche ewig jung ist. Aber vielleicht wird die physische Natur thun, was die moralische Natur nicht thut. Vielleicht werden die Klimate diesen Engel aufhalten, der durch den Himmel ein ewig Evangelium trägt. Ist vielleicht eine gewisse körperliche Organisation eine Bedingung für die Annahme des Evangeliums? Wir ziehen von dem Europäer zu dem Afrikaner, von dem Neger zu dem Eskimo am Nordpol, von dem Asiaten zu dem Amerikaner, von dem atlantischen Meer zu dem stillen Ozean: überall wurde diese Botschaft erwartet; überall füllt sie eine empfundene Leere aus; überall vervollständigt und erneuert sie das Leben. Die Seele des Negersklaven oder des Hottentotten empfängt dieselbe Eindrücke, wie die eines Isaac Newton. Die hohe Klugheit des Letzteren und die Dummheit des Hottentotten haben wenigstens Einen großen Gedanken gemein. Und überall, man bemerke es wohl, sind die Wirkungen dieselben. Das Kreuz verbreitet eine Klarheit, welche Alles erleuchtet. Gleichsam instinktmäßig, ohne mühevolle Ideen-Verbindung, durchschaut man überall dieselben Konsequenzen, erkennt man überall dieselben Pflichten; und, mit verschiedenen Formen, beginnt man überall dasselbe Leben. Ueberall, wo das Christenthum sich Eingang verschafft, nähert sich der civilisirte Mensch der Natur, erhebt sich der Wilde zur Civilisation; sie machen, jeder von seiner Seite, in entgegengesetzter Richtung, einige Schritte gegen einen gemeinschaftlichen Punkt, welches der der wahren Geselligkeit und der wahren Civilisation ist.

Man wird uns vielleicht, bei Gelegenheit dieser civilisirenden Gewalt des Christenthums, einwenden, daß diese nur allein in der erhabenen Moral des Evangeliums liegt, und daß die Wilden nicht durch die positiven Dogmen, sondern auch ohne diese Dogmen bekehrt und civilisirt werden. Diese Behauptung ist falsch, von welcher Seite man sie auch ansehe.

Bei aller Ueberlegenheit, welche die evangelische Moral über jede andere Moral hat, machen wir doch bemerkbar, daß diese Ueberlegenheit weniger in der Natur der Vorschriften, als in ihrer Basis, in ihren Motiven, mit andern Worten in den mysteriösen und göttlichen Thatsachen liegt, welche das Christenthum als positive Religion charakterisiren. Das Evangelium hat die Moral nicht erfunden; einige der schönsten Grundsätze waren in der Welt seit langem in Umlauf. Das Evangelium hat sie nicht sowohl bekannt gemacht, als vielmehr auf eine neue Basis begründet und durch einen neuen Geist belebt; und der Vorzug des Evangeliums besteht weniger darin, daß es eine neue Moral ankündigt, als daß es die Kraft giebt, sie auszuüben. Allerdings enthält die Moral des Evangeliums viele durchaus neue Dinge, aber man muß zugestehen, daß es in den Schriften der Weisen des Alterthums eine ziemlich schöne Moral gab. Wenn nun die Moral eine Kraft für sich hat, eine innere Tugend, so hätte man erwarten müssen, daß die Praxis in einer Art von Verhältniß mit der Theorie stehen würde. Aber ehedem, wie heute, und immer sind wir betroffen von dem sonderbaren Gegensatz, welcher bei jedem Menschen und bei der Menschheit im Allgemeinen, zwischen den Principien und ihrer Ausführung stattfindet; und wir sind gezwungen, einzugestehen, daß das, was man thut, dem schlecht entspricht, was man weiß, daß das Leben mit den Ueberzeugungen sich nicht in Einklang befindet. Die Kenntniß der Moral ist nicht die Moralität, und das Wissen der Pflicht ist nicht die Tugend.

Diese allgemeinen Beobachtungen sind vollkommen durch die Geschichte der Evangelisirung der Heiden bestätigt. Wenn es in der Mission eine bekannte und anerkannte Thatsache giebt, so ist es diese, daß man die Herzen der Heiden niemals durch das Predigen der Moral, selbst nicht der christlichen Moral, gewonnen hat. Es geschieht dadurch nicht mehr als durch die Lehren der natürlichen Religion. Fromme Christen, welche sich in diesem Punkte täuschten, wollten die Bewohner von Grönland methodisch durch die natürliche Religion zur geoffenbarten Religion führen. So lange sie bei diesen ersten Elementen stehen blieben, gewann ihre Predigt nicht Eine Seele, sobald sie aber, ihre menschliche Methode bei Seite werfend, sich entschieden, dem von den Aposteln eingeschlagenen Weg zu folgen, verschwanden die Hindernisse vor ihnen, und noch einmal fand sich

die Thorheit des Kreuzes weiser, als die Weisheit der Menschen. Die Schulen lehren uns, von dem Bekannten zum Unbekannten überzugehen und vom Einfachen zum Zusammengesetzten; aber im Reiche Gottes sind die Dinge der Art, daß sie alle unsere Ideen über den Haufen werfen. Es ist gerade beim Unbekannten, beim Zusammengesetzten, beim Außerordentlichen, wo man anfangen muß; es ist die geoffenbarte Religion, durch welche der Mensch wieder zur natürlichen hinauf steigt; man versetzt ihn mit einem Male in den Mittelpunkt der Mysterien, man zeigt ihm Gott als Mensch, Gott gekreuzigt, bevor man ihm Gott in seiner Herrlichkeit zeigt; man zeigt ihm den Umsturz vor der Ordnung, das Ende vor dem Anfang. Und warum das? Darum, weil der wahre Weg in der religiösen Erkenntniß nicht der ist, von Gott zum Menschen, sondern der, vom Menschen zu Gott; weil der Mensch, bevor er sich nicht selbst kennt, Gott nicht kennen kann; weil es der Anblick seines Elends und seiner Sünden ist, der ihn zur Versöhnung führt, und es die Versöhnung ist, welche ihm die Vollkommenheiten seines Schöpfers in ihrer ganzen Fülle offenbart; weil — um mit Augustin zu reden — ehe der Mensch nicht in die Hölle seines eigenen Herzens hinabgestiegen ist, er sich nicht zum Himmel erheben kann.

Es sind also die Dogmen, die Mysterien, die Sonderbarkeiten des Evangeliums, welche man dem Wilden bringen muß, wenn man sein Herz bewegen, bekehren will. — Aber wenn unsere Gegner alles dieses umstoßen könnten, würden sie nichtsdestoweniger unter dem Gewichte einer niederdrückenden Schwierigkeit bleiben. Denn wenn die natürliche Religion und die Moral genügen, um Bekehrte zu machen, so genügen sie auch, um Bekehrer zu machen. Aber finden wir unter denjenigen, welche nicht an die positiven Dogmen des Christenthums glauben, Männer, welche bereit sind, dieses mühevolle und gefährliche Apostelamt zu übernehmen? Wohlan: die Philosophen und die Rationalisten mögen sich regen, daß man ihren Glauben an ihren Werken sehe, daß ihr Eifer ihrem Systeme als Beweis, als Bürge diene; sie mögen aus Liebe zur Moral und zur natürlichen Religion, Eltern, Freunde, Vermögen, Vaterland, Gewohnheiten und Bequemlichkeiten verlassen, um tief in Urwälder einzudringen, um glühende Sandsteppen zu durchwandern, um den Einflüssen eines tödtlichen Klimas zu trotzen,

in der Absicht, einige Seelen zu rühren, zu bekehren, zu erretten. Sie mögen für das Reich Gottes nur die Hälfte von dem thun, was kühne Reisende für die Wissenschaft oder für das materielle Wohl ihres Landes gethan oder versucht haben. Aber wie? Keiner setzt sich in Bewegung! Keiner blickt nur auf! Dieser Aufruf hat nicht Einen von diesen Freunden der Religion und der Moral, für welche das Kreuz eine Thorheit ist, aus seiner Ruhe gerissen. Und wie? die Liebe zu Gott, die Sorge für die Seelen, der eifrige Missionsgeist scheinen nur bei den Anhängern dieser sonderbaren Dogmen vorhanden zu sein? Wie? nur der fromme Proselytismus und die verrufenen Pietisten sind es, welche Mission treiben? Und diese Leute sind gerade und allein diejenigen, welche an den Fall, eine Entartung des Menschen, an eine blutige Versöhnung, an die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt und an alle die übrigen Mysterien des Christenthums glauben. „. . . . Ich habe im eben Gesagten eine Stelle berührt, die wohl noch immer bei jeder Berührung etwas schmerzt. Es ist die Beziehung der Mission zu den stillen Kreisen der Privat-Erbauung, aus welchen sie vorzugsweise hervorgewachsen ist, oder im spezielleren Sinne dieses Wortes, der pietistische Ursprung der Mission. Blind müßte der sein, der nicht anerkennen wollte, daß dort die Lebenswurzeln der Missionsgesellschaften zu suchen sind. Nicht den Consistorien, nicht den freien Vereinen der Geistlichen, nicht den theologischen Fakultäten, auch nicht den sogenannten Kirchlichen im Volke, soweit sie nicht mit den sogenannten Pietisten zusammenfallen, hat die Kirche für die Erweckung und Belebung der Mission zu danken, sondern dem kleinen Häuflein der Stillen im Lande. Man frage in Stuttgart, in Basel, in Zürich, St. Gallen, Bern, Karlsruhe, in Nürnberg, Frankfurt, Elberfeld und Barmen, in Berlin, Halle und Leipzig, wo man will, nach dem uranfänglichen Kreise der Mission: — es sind die verrufenen Pietisten. Mir kann es ja nicht einfallen, dieses Wort anders als mit Liebe zu gebrauchen, denn ich bin ja selbst in diesem Kreise aufgewachsen und danke Gott für die Gnade, daß er mich da an das schlagende Herz der Kirche gelegt hat. Denn sonst ging fürwahr ihr Puls kalt und altersschwach genug, es war ja kaum wieder etwas warmer Lebenshauch in die langweilige Nüchternheit

des strohdreschenden Rationalismus gekommen“*). Aber auch in England, Holland, in Schweden und Nordamerika, sowie überall wo es evangelische Missionen giebt, mag man dieselbe Frage thun, die Antwort wird stets dieselbe sein. Nicht die Kirchlichen, nicht die Masse der Christen, aber noch viel weniger die Rationalisten und die Freunde der Moral sind es, denen die Missionen ihren Ursprung verdanken; es sind nur die in aller Welt verschrienen Pietisten und Kopfhänger, die Anhänger der Mysterien und Sonderbarkeiten der christlichen Dogmen, die aus Liebe zu den Heiden Vaterland, Eltern, Beruf und die Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens verlassen.

Wir glauben über diesen Punkt genug gesagt zu haben, und legen jedem unparteiischen Beurtheiler nun die Frage vor: ob es irgend ein anderes Mittel als unsere Dogmen giebt, um das Reich Gottes auf Erden zu begründen? Wenigstens haben wir dargethan, daß das Christenthum die positive Religion ist, welche alle die in unserer Frage aufgezählten Bedingungen vereinigt. Wir haben ferner gezeigt, daß, wenn eine Religion diese Bedingungen erfüllt, sie nothwendig von Gott sein muß. Es bleibt uns also nur der Schluß, der zugleich unser Bekenntniß ist: Das Christenthum ist von Gott und daher die einzig wahre Religion.

Es sind keine Schlußfolgerungen, welche wir den Gegnern des Christenthums darbieten, es sind Thatsachen. Es liegt nur an ihnen, dieses schlagende Kennzeichen des Christenthums zu erkennen und zu sehen „einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der ein ewig Evangelium zu verkündigen hat, allen die auf Erden wohnen.“ Es sind Thatsachen, welche wir ihnen geliefert zu haben meinen. Sind sie falsch, so beweise man es. Sind sie wahr, so bestreite man, wenn man kann, die Folge davon. Man erkläre uns durch natürliche Ursachen eine Erscheinung, welche einzig in ihrer Art ist. Man schreibe, wenn man kann, dieser Kraft, diesem Handeln des Christenthums ein Ziel vor. — Aber — wir wissen es nur zu gut — man will sich gar nicht die Mühe geben, es zu thun. In der That, es ist leichter die Augen zu schließen und dem großen Haufen beizustimmen, als die Sache gründlich zu untersuchen. Es ist leichter in das Geschwätz der Weltleute einzustimmen und zu ver-

---

*) Dr. W. Hoffmann, Eilf Jahre in der Mission. Stuttgart 1853 p. 104.

sichern, daß es mit dem Christenthum vorbei ist, daß es seine Zeit durchzumachen hatte und daß es sie durchgemacht hat, daß es seine Rolle zu spielen hatte und daß es sie gespielt hat, und daß „die Huldigungen, welche man ihm noch darbringen kann, nur Blumen sind, welche man auf ein Grab streut.“ Aber dies Grab würde das Grab des Menschengeschlechts sein. Das Christenthum bewahrt noch die Welt vor dem Zorne Gottes. Es geschieht vielleicht in Rücksicht seiner Fortpflanzung d. i. der Ausbreitung der Mission, daß die Begebenheiten sich drängen, und die Völker von einer Krisis heimgesucht werden. Die Rationalisten und Ungläubigen unserer Tage werden den Allerhöchsten nicht Lügen strafen; den Fortschritt der Mission werden sie nicht zu hemmen vermögen; denn der Engel des Herrn hat sein ewig Evangelium nicht nur nach Europa und zu den civilisirten Völkern zu bringen; er hat es zu verkündigen allen Heiden und Geschlechtern, in allen Sprachen und unter allen Völkern.

Es soll ja nicht geläugnet werden, daß, wie die Grenzen des Reiches Gottes in den fernen Heidenländern sich erweitern, so auch, wenigstens beziehungsweise, in den christlichen Ländern hier und da das Zeugniß von Christo mächtiger auftritt. Wir sehen die Schläfer erwachen und die Menge der Gläubigen sich mehren, und an manchem bis dahin finstern Orte die Thüre der Predigt des Evangeliums sich aufthun: aber auf der andern Seite ist es auch wieder so tief betrübend und ergreifend, wenn man wahrnimmt, wie die Massen der Gesellschaft vom Christenthum abfallen und so unverholen gegen alle göttlichen Bestrebungen ihre entschiedenere Feindschaft an den Tag legen. „Die Hauptzeichen der jetzigen Weltzeit — sagt ein erleuchteter Bekenner Christi — ist der ungeheure Abfall vom Glauben an Gottes Offenbarung und dadurch auch vom Gehorsam gegen alle gottgesetzte Ordnung. Es ist gewiß, daß die finstern Mächte und lügenhaften Kräfte des Feindes des Reiches Gottes in vollster Rüstung und Thätigkeit im Felde stehen; daß die Bosheit, welche die Wahrheit nicht erkennen und die heilsame Lehre nicht leiden will, nicht mehr blos in rationalistischer Afterweisheit, sondern mit der frechen Erklärung auftritt, das Christenthum sei ein veraltetes Hinderniß des Völkerglückes, das man ausrotten müsse, um einer neuen besseren Weltzeit Bahn zu brechen.“ Aber nicht deßhalb kann sich der Christ in unseren Tagen vorzugsweise betrüben, daß

die Talente und das Wissen sich dem Christenthume in Masse entziehen, daß es in gewissen Ländern wie eine ausgemachte Sache erscheint, daß man nicht Gelehrter und Christ zugleich sein kann, nicht deßhalb, daß alle Arten von socialer Ueberlegenheit sich vorzubereiten scheinen, der Religion Lebewol zu sagen, so daß sich fast buchstäblich erfüllt, was Paulus einst sprach: Sehet, nicht viel Weise, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen! Alles das ist ja tief betrübend, allein das ist nicht die hauptsächlichste Wunde des Christenthums, diese ist vielmehr, daß im Lager derer, die sich ihrer christlichgläubigen Gesinnung rühmen, so vielfach ein trauriges Hinken auf beiden Seiten, ein Gott-dienen und zugleich dem Mammon, ein Vertragen des Christenthums mit dem Weltsinn in Einem Herzen stattfindet. Und noch mehr: eine der tiefsten Wunden in unserer heutigen Christenheit ist die, daß man zu viel auf den Beitritt und den Beifall derjenigen giebt, welche groß der Welt nach sind, während man der Armen daheim und besonders draußen, d. i. die armen Heiden so vielfach vernachlässigt. Wohl mehren sich in unseren Tagen die Missions-Gesellschaften (dem Herrn sei Dank dafür!), durch deren Boten das Evangelium zu den entferntesten und versunkensten Geschlechtern dringt, aber das Interesse und die thätige Unterstützung für diese gottgewollte Sache wächst nicht in demselben Maße. Wir könnten eine ganze Reihe volkreicher Städte, darunter Städte von 30,000 Einwohnern, große Bezirke, ja ganze Kreise in unserem deutschen Vaterlande nennen, in denen die heilige Sache der Mission nicht Einen thätigen Anhänger, nicht Einen warmen Freund, nicht Einen Fürsprecher hat, der in hingebender Liebe sich der Mühe unterzöge, das Interesse für diese theure Sache anzuregen und zu erhalten. Dabei giebt man es als eine Entschuldigung, als einen Vorwand an, daß erst die Gebildeten bei uns mehr für das Christenthum gewonnen werden müßten, daß erst die civilisirten Völker mehr von dem Evangelium durchdrungen sein müßten, ehe man mit mehr Kräften und Mitteln, mit größern Anstrengungen an die Evangelisation der Heiden und nicht christlichen Völker ginge. Aber wo findet ein solches Verfahren irgend eine Rechtfertigung in den Aussprüchen des Herrn oder der Schrift? Das Christenthum wird nicht mehr durch die Großen als durch die Kleinen verherrlicht. Für Christum ist eine Seele eine Seele und nichts mehr, aber auch

nichts weniger. Er sucht ohne Rücksicht seine Jünger in allen Klassen der Gesellschaft. Wenn das Christenthum ausschließlich die Religion der Armen wäre, so würde es nichts destoweniger die Religion Gottes und der Ewigkeit sein. Es ist eines seiner schönsten Kennzeichen, daß es unsere socialen Unterschiede vollständig als nicht vorhanden ansieht; und dieses Kennzeichen ist wiederum nur dem Christenthum eigen. Außer ihm und bis zu ihm wird und wurde die Schale aller Religionen, aller Philosophien dem Volke hingeworfen; der Kern selbst, das Mark war den klugen und gelehrten Leuten vorbehalten. Aber als Johannes der Täufer, benachrichtigt von dem Erscheinen Jesu, ihn fragen ließ: „Bist Du derjenige, der da kommen sollte, oder sollen wir eines Andern warten?“ wurde ihm geantwortet: „das Evangelium wird den Armen gepredigt.“ Und als Paulus auf seinen Missionsreisen von den Juden überall den hartnäckigsten Widerstand erfuhr, sagte er: „Ich gehe nunmehr rein zu den Heiden.“ Nicht allein den Reichen, auch nicht vornehmlich den Reichen und Gelehrten, nicht allein den gotterleuchteten Völkern des Abendlandes soll der durch den Himmelsraum fliegende Engel das Evangelium bringen, sondern den Armen, den verkommenen Geschlechtern und den in Unwissenheit versunkenen Heiden. Wären alle Armen, alle Unwissenden Christen und mit dem rechten Missionsgeiste beseelt, dann würden wir nicht über den religiösen Zustand unserer Zeit seufzen; wir würden dann nur die großen Geister beklagen, welche zu weise sind, um an ihre Rettung zu denken. So aber vermengen auch sie ihre Anschauungen und Bestrebungen mehr oder weniger mit denen der Gegner des Christenthums. Und diese singen, das Lächeln auf den Lippen, den Todtengesang dieser Religion, die sie einst erdrücken soll. Sie sprechen nur noch von Verdummung, Hinderniß und Ausrottung derselben. Sie sehen diesen alten Baum seinen kahlen Gipfel zu dem staubigen und vertrockneten Boden des alten Europa's neigen, welcher ihm keinen Saft mehr giebt. Sie frohlocken über diesen Fortschritt der allgemeinen Aufklärung: aber sind sie nicht tausendmal wahnsinniger als jenes Volk der Juden? Die Juden hielten wenigstens an der göttlichen Religion ihrer Väter, sie aber halten an der Verblendung ihrer eigenen Gedanken, an dem Lichte einer stolzen Wissenschaft, die Alles lehrt, ausgenommen das Geheimniß zu leben, und das, zu sterben, an Theorien, von denen

die schönste nicht einen einzigen Kummer des Lebens zu stillen, noch die menschliche Bestimmung zu erklären, noch das geringste Licht auf die stummen Schatten der Zukunft zu werfen im Stande ist! Aber wie einst die Undankbarkeit und der Haß der Juden zur Erfüllung der großen Verheißungen Gottes dienen mußten, so müssen auch in unseren Tagen die Feindschaft und der Weltsinn der Ungläubigen zur Ausbreitung des Reiches Gottes dienen. Es war gerade die Verfolgung, welche das Christenthum stark machte, so ist es auch heute noch die Anfeindung und Verfolgung, welche die Mission zu einer Macht erhebt, die zwar still und langsam, aber unaufhaltsam und sicher ihrem Ziele entgegengeht. „Wenn ich erhöhet werde von der Erde — sagt Jesus — werde ich alle Menschen zu mir ziehen." Es ist gerade am Kreuze, in seinem schwersten Leiden, wo Jesus vernommen und verstanden wird. Auch die Mission hat den Kreuzesweg zu gehen, wird aber auf diesem am klarsten verstanden. Vom Kreuze her herrscht Jesus über die Welt. Verklärt auf dem Thabor, hat er weniger Macht, als gekreuzigt auf Golgatha. Er braucht nur zu diesem schmachvollen Holze hinauf zu steigen, um die Völker zu seinen Füßen zu sehen. Die Welt erstaunt, die Welt hört, die Welt weint, die Welt glaubt. Die Reiche der Erde öffnen sich, um dem Christenthum Platz zu machen; es durchzieht die Kontinente, es überschreitet die Berge, es fliegt über die Meere. Wie ein Vogel mit riesenhaftem und mächtigem Flügel weht es die Tempel und Altäre um; die Religionen der Erde machen der Religion des Himmels Platz; die Götter weichen, und Gott, der starke und eifrige Gott, der Gott der Heerschaaren, der heilige Gott, schließt den Bund mit seinen Geliebten.

Doch wozu diese Wunder weitläufiger beschreiben? Wir wiederholen unsere Frage, man erkläre sie durch natürliche Ursachen. Sie sind verzeichnet in der Geschichte: eingegraben in dem Gedächtnisse der Menschheit. Man umfasse mit einem Blicke — wir sagen nicht die ganze Welt, wo noch so viel Aberglauben herrscht — aber das erleuchtete Abendland, das wir bewohnen, von wo sich die Sonne der Civilisation über den Weltkreis erhebt, und wo das Christenthum ohne Konkurrenz herrscht — und man wird zugestehen, das Christenthum ist eine Macht und Erscheinung ohne Gleichen, dem keine Religion mehr auf der Erde folgen wird. Denn außerhalb desselben kann der Mensch nur noch an eine Sache glauben, an den Tod. Also

zwischen tausend Wechselfällen hindurch hat sich das Wort des Johannes erfüllt: „Ich sahe einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewig Evangelium zu verkündigen, Allen die auf Erden wohnen."

Und wenn wir nach diesem Blick in die Vergangenheit in unser gegenwärtiges Jahrhundert und in die Zukunft schauen, so werden wir nicht minder tief ergriffen werden von dem Bilde, das sich vor unseren Augen aufrollt. Wir vernehmen mit Erkenntlichkeit die gewaltigen Vorbereitungen Gottes, in denen er noch einmal durch die Mission verherrlicht, was schwach ist in der Welt. Wir sehen, wie mitten in den Begebenheiten, die nur die Augen und das Interesse der Weltleute auf sich ziehen, sich größere Begebenheiten in der Dunkelheit und in der Stille vorbereiten. Des Herrn Evangelium ist ein ewiges, und seine Kraft ist noch mächtig in den Boten, welche dasselbe hinaustragen in alle Welt, um es nach seinem Befehle zu verkündigen allen Heiden, Völkern und Geschlechtern. Die Welt spricht wenig oder im Spott von dem Worte Gottes: ihre Bewunderung wendet sich anderswohin; aber dies Wort, immer dasselbe, wirkt nach achtzehn Jahrhunderten dieselben Wunder, als bei seinem Erscheinen. Es hat den unheiligen Staub, mit dem unsere Vernachlässigung es bedeckt, abgeschüttelt, und, indem es als Zeugniß diesen Staub auf uns zurückwirft, entflieht es aus der Mitte der civilisirten Völker „zu denen, welche verachtet sind, zu den verabscheuten Völkern, welche die Sklaven derer sind, die da herrschen". Es hebt aus der Tiefe ihrer Verworfenheit Völker empor, deren die Menschheit sich schämt; es läßt den Durst nach Vollkommenheit in die erniedrigsten Seelen dringen; es macht den Sklaven frei, indem es ihm den Himmel zeigt; es erweckt in diesen gebrandmarkten Herzen einen erhabenen Schmerz, eine erhabene Freude. Ueberall dasselbe in seinem Wesen und seiner Eigenthümlichkeit, bringt es überall dieselbe Wirkung hervor; und während unsere religiöse und Missions-Geschichte fast nur darin besteht, daß sie sich nur mühsam eine schmale Bahn durch die Geschichte unserer unfruchtbaren Kontroversen und Welthändel bricht, ist sie für die andächtigen und gerührten Herzen in den wenigen Worten enthalten, die immer dieselben bleiben: „Der Engel fliegt durch den Himmelsraum, um unseren Brüdern, den armen Heiden und versunkenen Geschlechtern, die theure Botschaft von der Vergebung unserer Sünden durch Christum zu bringen.

Dieses stille Wirken der Mission ist der Vorbote der ruhmreichen Umwälzung, welche stattfinden wird, wenn wir und alle jetzt lebenden Geschlechter sich längst zum Todesschlafe werden niedergelegt haben. Das ist die Morgenröthe der schönen Tage, welche die Erde trösten werden, wenn die Fülle der Heiden zur Kirche des Herrn eingegangen sein wird; denn wir haben Vertrauen zu den Verheißungen, von denen ein großer Theil sich vor den Augen unserer Väter und vor unseren eigenen verwirklicht hat; wir halten fest an dieser Hoffnung, daß dem von Gott gesalbten Könige, unserem Heilande, alle Heiden zum Erbe gegeben werden, daß sein Thron, so lange der Himmel währet, erhalten werden wird, und daß sich vor ihm alle Kniee beugen sollen, derer die im Himmel und auf Erden sind. —*)

Der du zum Heil erschienen
Der allerärmsten Welt
Und von den Cherubimen
Zu Sündern dich gesellt,
Den sie mit frechem Stolze
Verhöhnt für seine Huld,
Als du am dürren Holze
Versöhntest ihre Schuld.

Daß uns ein Vater würde,
Gingst du vom Vater aus,
Nahmst auf dich unsere Bürde
Und bautest uns ein Haus;
Von Westen und von Süden,
Von Morgen, ohne Zahl
Sind Gäste nun beschieden
Zu deinem Abendmahl.

Im schönsten Hochzeitskleide,
Von allen Flecken rein,
Führst du zu deiner Freude
Die Völkerschaaren ein;
Und Welchen Nichts verkündigt,
Kein Heil verheißen war
Die bringen nun entsündigt
Dir Preis und Ehre dar.

Drum kann nicht Friede werden,
Bis deine Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu deinen Füßen liegt,
Bis du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt,
Dem, der sie dir gegeben,
Vor's Angesicht gestellt.

Und siehe, tausend Fürsten
Mit Völkern ohne Licht,
Steh'n in der Nacht und dürsten
Nach deinem Angesicht;
Auch sie hast du gegraben
In deinen Priesterschild
Am Borne sie zu laben,
Der dir vom Herzen quillt.

So sprich dein göttlich Werde!
Laß deinen Odem weh'n,
Daß auf der finstern Erde
Die Todten aufersteh'n,
Daß, wo man Teufeln fröhnet
Und vor den Götzen kniet,
Ein willig Volk versöhnet,
Zu deinem Tempel zieht.

(Bogatzky.)

*) Nach Dr. A. Duff, the mission of India, Calcutta 1861. Dr. Medhurst works, London 1862. Prof. Vinet sermons. Paris 1836. Dr. Karsten, die letzten Dinge. Hambg. 1857.

Die Mission in Neu-Guinea.

Laß dir an meiner Gnade genügen.
Kor. 12, 9.

Wenn man den Gang und den Fortschritt der Mission in dem letzten Jahrhundert überblickt, so ist es im höchsten Grade auffallend, daß die Erfolge, welche in der zweiten Hälfte desselben und noch mehr in den letzten Jahrzehnten erzielt wurden, diejenigen der ersten 50 und 60 Jahre so bedeutend überwiegen. Ist dies nun nur ein Werk des barmherzigen Gottes, so können wir doch auch annehmen, daß von menschlicher Seite im ersten Halbjahrhundert Vieles gethan wurde, was nicht gerade geeignet war, das Werk der Mission zu fördern. Es sind dies besonders zwei Mißgriffe, die zu Anfange der neu erwachten Missionsthätigkeit in das wohlmeinende Unternehmen den Keim des Mißlingens legten. Man muß sich erinnern, daß es die ersten Proben der philantropischen Thätigkeit unserer Zeit waren; man hatte noch Lehrgeld zu bezahlen und mußte durch Schaden klug werden.

Der erste Mißgriff bestand darin, daß es unseren Missionaren oft noch zu schwer wurde, ihr ganzes Leben dem des zu evangelisirenden Volkes anzupassen; man wollte, wie dies z. B. in Neuseeland geschah, einen ans Wanderleben gewöhnten Stamm in den engen Umkreis einer Musterwirthschaft bannen und die jungen Wildfänge unter die strenge Zucht einer europäischen Armenanstalt beugen. Warum sollte ein Nomadenvolk gleich von vornherein in die Zwangsjacke eines Bauernhofs und eines Schulhauses gesteckt werden? Ist es nicht naturgemäßer, daß ein Lehrer in der Liebe Christi sich zu ihnen geselle, auf den Wanderungen mit seinem eigenen Zelt mitziehe und allmälig die Liebe zum Wort Gottes und zum gesitteten Leben in sie pflanze? Ein Wanderleben, obgleich tausendfach die Gesittung erschwerend, ist doch nicht an und für sich ein faules, zuchtloses und barbarisches Leben. Abraham und sein Geschlecht nach ihm war 200 Jahre lang ein Nomadenvolk und dennoch wahrhaft civilisirt und ein Volk des Herrn. Gab es doch auch im sechsten Jahrhundert, als einige arabische Stämme sich bekehrten, Zeltbischöfe unter den Beduinen! Sollte das Christenthum blos in wohlgebauten Städten

und wohleingefriedigten, künstlich geordneten Höfen gedeihen? Der rechte Missionar muß dem Wanderer in die Wüste folgen und ihm da ein Freund und Führer werden; da muß er ihn lehren, daß Jesus gekommen ist in die Welt auch ihn zu suchen und selig zu machen; er muß ihm predigen das Evangelium zur Zeit und zur Unzeit, — jenes Evangelium, daß nichts weiß von „Barbaren oder Scythen, von Knecht oder Freien“ und wunderbar angepaßt ist an alle Verhältnisse des Menschen- und Völkerlebens. Dann aber freilich wird das, was man irrthümlich an den Anfang setzen wollte, am Ende von selbst kommen: das Geschlecht der Nomaden wird, gleich den Stämmen Israel, aus dem unstaten Wandervolk zum festangesiedelten, gesitteten und blühenden Volke werden, das in Städten und Dörfern wohnt, denn der Weisheit Anfang ist die Furcht Gottes.

Der zweite bedenklichere Mißgriff war vielen Missionen in ihrer Kindheit gemein. Man hielt es für nöthig, die Gemüther der Heiden durch die vorausgehende Zucht civilisirender Einflüsse erst für das Christenthum vorzubereiten. Auch der berühmte Missionar Marsden war lange Jahre hindurch der Meinung, daß die Civilisation der Bahnbrecher des Evangeliums sei und sein müsse. „Handel und Gewerbe,“ sagt er einmal, „sei ganz dazu angethan, Fleiß und Sittlichkeit zu befördern, der Einführung des Christenthums den Weg zu öffnen und den festen Grund der christlichen Kirche zu legen .... Nichts bahnt nach meiner Meinung der Einführung des Evangeliums leichter den Weg, als die Civilisation.“ — „Das Verfahren der Apostel,“ sagt er an einer anderen Stelle, „kann dem Missionar unter wilden Völkern nicht direkt zum Leitfaden dienen. Paulus hatte den Gekreuzigten nicht wilden, sondern civilisirten Heidenvölkern zu predigen. Griechenland und Rom, — Nationen, die durch die Feinheit ihrer Sitten, durch menschliche Gelehrsamkeit und den höchsten Grad der Bildung vor allen andern ausgezeichnet waren — sie waren für das Evangelium vorbereitet. Ihre Philosophen hatten Jahrhunderte lang emsigst nach dem wahren Gott gesucht; sie hatten Altäre und prachtvolle Tempel einem höheren Wesen errichtet, das sie nicht kannten. Dies ist alles nicht der Fall bei den wildern Völkern; aber es zeigt doch wie mächtig die Civilisation dem Evangelium den Weg bereitete.“ So weit Marsden.

Dieser wackere Glaubensheld und die Missionsfreunde seiner

Tage hatten die reiche Erfahrung noch nicht, die uns nach 100jähriger Missionsarbeit zu Gebote steht. Sie wußten noch nicht, was für eine unmächtige, stumpfe Waffe die Civilisation ist, wenn es gilt, die Bollwerke des Teufels in einem Heidenlande niederzureißen! Ein rechter Missionar muß allerdings nothwendig auch ein Civilisator sein. Seine eigene stille und wohlgeordnete Hütte, sein wohlangebauter lieblicher Garten, sein nett eingehegter Grasplatz mit fruchtbaren Obstbäumen, dem bald das goldene Kornfeld folgt und dann die Mühle; ferner der häusliche Friede, die Liebe der Ehegatten, die Zucht und Erziehung der Kinder, der treue Fleiß im Kleinen und Großen — alles das muß auf die Heiden von selbst civilisirend wirken. Die Verbesserung und Hebung der äußeren Zustände wird Hand in Hand gehen mit der Hauptsache, der fortgehenden Aussaat des Lebenssamens in die Herzen der Eingebornen. Aber die äußere Civilisation ist nicht die Wurzel, sondern die Frucht. Ja, wir wissen nur zu gut, daß die gebildetsten Heiden (man denke an Indien, China, Japan) ebensogut und wohl noch entschiedener das Evangelium verwerfen, als die Kannibalen in Neuseeland und die Wilden auf den Fidschi-Inseln. Nicht selten wird der Heide europäische Bildung und Sitte eher annehmen als das Evangelium. Selbstsucht, Nachahmungstrieb, der Reiz des Vortheils wird ihn leicht bewegen, sich europäischer Sitte zu fügen, aber wir zweifeln, ob er deßhalb auch nur um ein Haar der Aufnahme des Evangeliums näher stehe, das den alten Menschen ans Kreuz schlagen soll. Marsden selbst hat dies in späteren Jahren gründlich erkannt. „Civilisation," sagt er zu einem seiner Freunde, „ist nicht nöthig vor dem Christenthum. Laß Beides Hand in Hand gehen, wenn du willst: aber du wirst finden, die Civilisation folgt dem Christenthum viel eher als umgekehrt. Rede zu den Heiden von dem wahren und lebendigen Gott und dem Heiland, der für sie gestorben ist, — das wird einschlagen." Die Wahrheit dieses Satzes hat der wackere Streiter denn auch erfahren und noch in seinem hohen Alter konnte er sich der Früchte seiner Thätigkeit erfreuen. —

Wir geben in Nachstehendem die Geschichte der ersten Missionsversuche auf der Insel Neu-Guinea, um an ihr zu zeigen, daß auch ohne die vorangehende Civilisation Resultate erzielt werden

können, und daß dieselbe somit nicht die nothwendige Bedingung zur Evangelisation eines Volkes ist. Auf der andern Seite möchte dieselbe aber zur Anschauung bringen, daß es der aufopfernden und Alles hingebenden Liebe der Missionare bedarf, wenn es bei einem so ganz rohen Volke wirklich zu Resultaten kommen soll. Wir entnehmen dieselbe aus der holländischen Zeitung „der Tarabode" vom 14. November 1860, die als ein politisches Blatt zwar meist nur die sociale Bedeutung der Missionsthätigkeit ins Auge faßt, aber dieselbe billig beurtheilt; wir halten uns daher, nur mit wenigen Weglassungen unwichtiger Punkte, an die wörtliche Darstellung jenes Blattes. Es heißt daselbst:

„Die Zukunft Neu-Guinea's — sie ist noch dunkel, noch stockfinstere Nacht! Warum war diese Insel zwei Jahrhunderte lang eine Besitzung der Holländisch-Ostindischen Compagnie? Etwa um verlassen und vergessen zu bleiben? Die Compagnie hatte dort nie eine Besatzung, nicht einmal einen Korporal mit einem oder zwei Soldaten, worin sie doch sonst durchaus nicht sparsam ist, die sie doch auf sovielen kleinen Inseln des Indischen Archipels als ihre edlen Flaggenträger und hohen Repräsentanten überall hingestellt hatte. — Es waren hier keine Specereien zu holen. — Neu-Guinea war und blieb vergessen. Nach der Wiederherstellung unserer Regierung gingen, wie die Reisenden Wolf, Modera und Andere uns in ihren Reisebeschreibungen melden, Kriegsschiffe mit wissenschaftlichen Männern dorthin, und wir empfingen die erste Kenntniß von dieser ausgedehnten Insel. Ja, noch mehr, auf der Westküste wurde ein Strich „Werrufoord" eingenommen und daselbst am Strande eine Fortification „Dubuis" gebaut. Aber was ist davon übrig geblieben? — Allein die Namen: Werrufoord und Dubuis.

„Im Jahre 1858 hat zum zweiten Mal eine wissenschaftliche Kommission mit einem Kriegsdampfschiff Neu-Guinea besucht. Belangreiche Rapporte verschiedener Art wurden durch diese Kommission eingereicht; sie sind nach dem Haag geschickt. Wir erwarten das Beste davon, aber bald treten wir in das Jahr 1862 hinein — und wir haben noch nichts weiter davon gehört. Vor einigen Jahren nahm man sogar einen Meridian zu Hülfe, um zu bestimmen, wie weit Niederlands Macht und Einfluß über diese Insel sich erstrecke, auf welcher es noch niemals einen Gedanken oder Schatten von Einfluß

ausgeübt hat; man steckte auch hin und wieder am Strande Pfähle mit dem königlichen Wappen darauf in den Grund; aber alle die Hoffnungen, die man aus diesem Vorgehen der Regierung schöpfte, blieben bis dahin unerfüllt. Das Loos und der Zustand jener zahlreichen Bevölkerung Neu-Guinea's blieben bis heute unverändert. — Alles noch dunkel, noch stockfinstere Nacht!

„Doch sagen wir nicht zu viel? Wir zweifeln nicht daran, wir erwarten vielmehr auf das Bestimmteste, wenn wir auch bis heute noch Nichts davon hörten, daß die Berichte der Expedition von 1858 die Veranlassung sein werden, daß dieser Insel nicht allein eine holländische Flagge und königlich Wappen wird gegeben werden, sondern auch eine Macht und ein Einfluß, der die bösen Geister des Sklavenraubes, des Kannibalismus und der gänzlichen Regierungslosigkeit dort beschwören wird — daß eine neue Ordnung der Dinge, eine Zukunft für die Insel wird geschaffen werden, die mehr denn zwei Jahrhunderte von Niederland vergessen, so gänzlich ihrer Barbarei und ihrem Elend überlassen war. — Aber wir erwarten nicht nur dies, es ist bereits schon der Anfang hierzu geschehen.

„Vor einiger Zeit starb zu Berlin der Mann, durch den es geschah. Aber wie, aus Berlin und nicht aus dem Haag fiel der erste Lichtstrahl auf diese finstere Insel? Sehen wir die Sache etwas näher an.

„Zu Berlin lebte ein Mann, ein Greis, schon hoch bejahrt, früher katholischer Pfarrer, doch nachdem ihm die Augen aufgegangen waren, evangelischer Prediger, Gründer und Vorsteher einer Missions-Gesellschaft. Sein Name war Goßner, — ein gesegneter Name, stets mit Liebe genannt von Tausend und aber Tausenden. Eines seiner Herzens-Gebete war, daß, bevor er seine Augen schließen müsse, die Predigt des Evangeliums auch auf der großen Insel Neu-Guinea erschallen möchte. Schon war auf vielen anderen Inseln des indischen Archipels das Licht des Evangeliums aufgegangen, die verschiedensten Missionsgesellschaften hatten dorthin ihre Sendboten geschickt; aber auf dem großen Neu-Guinea — noch immer Nacht, stockfinstere Nacht! Das schmerzte ihn. Er betete nicht allein, sondern arbeitete auch, und darum wurde sein Gebet erfüllt, bevor er seine Augen schloß.

„Den 12. Januar 1855 segelte der Kauffahrer „Ternate" nach Doreh auf Neu-Guinea ab und damit kamen am 5. Februar

die ersten Begründer der Civilisation auf dieser Insel an. Es waren die Missionare K. W. Ottow und T. G. Geißler, Schüler von Goßner. Der Sultan von Tidore, zugleich Beherrscher Doreh's und seiner ausgedehnten Umgebung, hatte ihnen einen Geleitsbrief gegeben. Einer von seinen Untergebenen, welche den Missionaren mitgegeben wurde, las der Bevölkerung von Doreh den Brief vor, doch nur wenige Häuptlinge verstanden das Malaiische und somit erfüllte der Brief nur unvollkommen seinen Zweck. Wenn nun zwar jener Geleitsbrief den Missionaren unter der wilden und wüsten Bevölkerung einigen Schutz gewährte, so erwarb er ihnen doch keineswegs Hülfe und Wohlwollen, — davon war es noch weit entfernt.

„Gegenüber der Provinz Doreh liegt die kleine Insel Mansinam. Die Seefahrenden von Ternate, die nach Doreh kommen, lassen sich dort gewöhnlich ihres Handels wegen nieder. Ein alter Schuppen am Strande, durch diese Händler gebaut, diente den Missionaren als vorläufiges Wohnhaus. Das Loos jener Glaubensmänner war nun keineswegs ein beneidenswerthes. Die Ternate war abgesegelt und kein Europäer, auch nicht eine Seele, blieb ihnen, mit der sie sich hätten verständigen können. Abgeschlossen von der Welt auf einer einsamen Insel, ohne Kenntniß des Volkes und ihrer Sprache, sind sie ganz sich selbst überlassen. Hinter ihnen Busch, vor ihnen Busch, nach allen Seiten hin eine Natur, rauh und wüst, und doch nicht so wüst, wie der Mensch daselbst, der durchaus Naturmensch, wild und roh ist. Diese wüsten Eingebornen begriffen die beiden weißen Männer nicht; es erschien ihnen unerklärlich, was denn diese Leute, mit denen sie sich nicht verständigen konnten, und die sich doch so wesentlich von ihnen unterschieden, bei ihnen wollten. In jenem Geleitsbrief war ihnen allerdings mitgetheilt worden, daß der Sultan ihnen in jenen Männern Wohlthäter sende, aber dies konnten sie nicht glauben, denn der Sultan hatte noch nie Etwas für ihre Wohlfahrt gethan, vielmehr waren sie gewohnt, nur Ungerechtigkeiten von ihm erdulden zu müssen, indem der Sultan sie alljährlich unter dem Vorwand von Tribut- und Steuereinziehung gründlich ausplünderte, beraubte und Zahlreiche der Ihrigen in die Sklaverei mit fortschleppte. Welche Garantie konnte ihnen unter diesen Umständen die brieflich ausgesprochene Versicherung des Sultans geben? Es zeigte sich nur zu bald, daß sie jenen Brief als eine Lüge betrachteten,

denn sie mißtrauten Ottow und Geißler in jeder Hinsicht, und betrachteten sie nur als Personen, die gekommen wären, ihnen ihre Freiheit zu rauben, die man sich billigerweise aus dem Wege schaffen müsse. Die Missionare hatten deßhalb alle Ursache auf ihrer Hut zu sein, was ihnen sicherlich nichts Leichtes war, da sie Niemanden hatten, der ihnen die Hand der Hülfe oder Freundschaft bot. Selbst mußten sie in den dichten Wald eindringen, den großen Baum suchen, fällen, aushöhlen, der ihnen als Kanoe dienen sollte, um mit diesem nach Doreh übersetzen zu können. Aber wie oft war das vergebliche Arbeit. Die Eingebornen ließen sie gehen, ohne die Hand zur Hülfe auszustrecken, ohne ihnen ein Wort, einen guten Rath zu geben. Ganz unbekannt mit den Holzsorten, wählten sie verschiedene Male einen Baum, der ihnen nicht zum Kanoe dienen konnte und eine wochenlange, saure Arbeit war somit fruchtlos. — Endlich hatten sie einen. Sie ruderten nach Doreh, dort wollten sie ihr Haus bauen. Doch das ganze Ufer von Doreh war durch einen dichten Wald umsäumt. Mit Eifer gingen sie nun wieder an's Baumfällen. Jeden Abend ruderten sie nach Mansinam zurück. Zuweilen blieb auch einer da, um die einfache Mahlzeit zu besorgen, Reis oder Sago mit Fischen. Doch wie voll Muth und Kraft sie auch dem Geiste nach waren, ihr Körper mußte endlich unterliegen, bei so großer körperlicher Last, bei so schwerer Arbeit von Morgen bis zum Abend, bei den schädlichen Ausdünstungen des so eben urbar gemachten Grundes. Gewaltige Fieber warfen sie bald kraftlos und todtkrank darnieder. Ottow litt an einer Gehirnentzündung, bei Geißler entwickelte sich ein gefährliches Beinabceß, und die Fieber verließen sie nicht, fortwährend kehrten sie zurück. So lagen sie krank, todtschwach und jeder menschlichen Hülfe entbehrend in ihrer Hütte zu Mansinam.

„Die Eingebornen sahen nun wohl, daß sie von jenen stets so friedfertigen und jetzt so elenden Männern nichts Böses zu erwarten hätten, aber nichts destoweniger blieben sie gleichgültig und gefühllos gegen sie. Wohl drang öfter eine ganze Schaar in die Hütte ein, sie kauerten sich nieder, setzten sich in einer langen Reihe auf die Erde und konnten dann Stunden lang die armen Leidenden ansehen. Aber kein mitleidiges Wort kam über ihre Lippen, keine Hand streckte sich aus, den Kranken das wenige Nöthige zurecht zu machen, oder ihnen einen Trunk Wasser zu reichen. O, die Naturmenschen, die Kinder der

Unschuld und Liebe! — Der weise Rousseau und alle Weisen dieser Welt, die mit ihm schwärmen und träumen, könnte man ihnen doch diese Menschen in ihrer natürlichen Gefühllosigkeit und Stumpfheit zeigen!

„Die Kranken mußten sich selbst helfen. So vergingen achtzehn Monate! Wie mögen sie in dieser Zeit zum Herrn nach Erlösung geschrieen haben; wie manchmal mögen sie daheim an ihre Lieben gedacht und sie herbeigewünscht haben; in ihren Fieberträumen mögen sie sich wohl oft in der lieben Heimath befunden haben — aber beim Erwachen trat die Wirklichkeit in ihrer ganzen Schrecklichkeit wieder in ihr Recht. Was sie während dieser Monate erfuhren, fühlten, wer kann das erzählen! — Aber sie erlagen nicht; sie waren Männer des Gebets und trauten ihrem Gott. Endlich kam Rettung. — Ein Kriegsdampfschiff lief in die Bai von Doreh ein.

„Der Offizier, welcher zuerst die Unglücklichen fand, erzählte mir mit Thränen in den Augen von dem Elende, welches er in der Hütte von Mansinam fand, aber wie ruhig, wie vertrauungsvoll waren doch die Beiden; kein Wort der Klage noch des Schmerzes ließ sich vernehmen; sie wußten der Herr werde Rettung senden, und in dieser Gewißheit waren sie getrost.

„Der Doktor erklärte, daß, wenn das Schiff einige Tage später gekommen wäre, es für Geißler zu spät gewesen sein würde. Geißler mußte nothwendigerweise nach Ternate folgen, wenn er anders der Todesgefahr entgehen und genesen wollte. Auch drang man bei Ottow ernstlich darauf, in solchem Zustande nicht allein zurück zu bleiben. Doch er erwiederte, nur dann folgen zu wollen, wenn der Doktor erkläre, daß bei längerem Bleiben sein Leben in Gefahr stehe.

„Er blieb. — Genesen, wenigstens so ziemlich wieder hergestellt, kehrte Geißler nach geraumer Zeit mit fünf Zimmerleuten von Ternate nach Mansinam zurück. Nicht lange mehr währte es, so war zu Mansinam ein Haus gebaut, welches Beide bezogen. So ließen sich also die beiden Missionare in der Mitte eines Volkes nieder, das wüst und barbarisch, das tief gesunken ist, eines Volkes, das keine Liebe kennt, wo Dorf mit Dorf, Stamm mit Stamm in ewigem Streit und steter Feindschaft verwickelt ist, das Menschenraub und Mord nicht Missethaten, sondern ruhmvolle Heldenthaten nennt, das weder Religion, noch irgend welche edleren Gesinnungen besitzt und

das, fast vollständig verthiert, im vollendetsten Stumpfsinn sein Leben dahinbringt. Ihre einzige Kleidung, sowohl die der Männer, wie die der Frauen, besteht in einem Streifen Baumbast, den sie um die Mitte des Leibes schlagen. Sie kennen ebensowenig Reinheit und Ordnung, wie Scham und Ehrgefühl. Cultivirtes Ackerland besitzen sie nicht, nur hin und wieder findet man Plätze, wo sie den Busch gelichtet und abgebrannt haben, um dann sogleich ihr Korn darauf zu säen. Ebensowenig ziehn sie sich Federvieh auf, und selbst die einfachsten Fruchtbäume kennen sie nicht einmal. — Der Arbeitsplatz der Missionare war fürwahr ein harter Boden, und dicht mit Disteln und Dornen bewachsen. Was thaten diese aber nun? — Sie beeiferten sich, zunächst die Sprache des Volkes zu erlernen, trachteten darnach immer mehr mit dem Charakter, den Sitten und Gewohnheiten desselben bekannt zu werden und vor Allem ging ihr Bestreben dahin, durch Aufmerksamkeit und mannigfache Liebeserweisungen sich das Vertrauen des Volkes zu gewinnen. Durch Undank und Rohheit nicht entmuthigt, dienten sie den Eingebornen mit ihren Kenntnissen, wo sie nur immer konnten; ihre Kranken und Gebrechlichen versorgten sie, und durch Liebe trachteten sie Liebe zu erwecken. Den Pompelmus-, Orange-, Tamarinde-, Kaffeebaum und andere auf Doreh noch unbekannte Bäume pflanzten sie daselbst an; sie brachten Hühner, Enten, Schafe und Kühe, die bisher dort gleichfalls unbekannt waren, mit nach der Insel und suchten dadurch die Aufmerksamkeit der Eingebornen rege zu machen. Sie erweckten dadurch wenigstens eine Neugierde in dem über alle Maßen stumpfsinnigen Inselvolke, kamen mit ihnen in Berührung, und knüpften nun an diese irdischen, vergänglichen Dinge die himmlischen, ewigen, ermahnten sie zum Guten und gingen ihnen mit gutem Beispiele voran. Die Früchte dieser hingebenden Liebe waren nun zunächst ein Verkehr zwischen den Eingebornen und den Missionaren. Diese lernten dadurch die Sprache des Volkes, und es mußte nun, obgleich langsam, mit der Zeit eine Annäherung und ein gewisses Vertrauen zu den Fremdlingen bei den Eingebornen entstehen. Sie überzeugten sich ja mit jedem Tage mehr davon, daß die Missionare nicht gekommen waren, etwas von ihnen haben zu wollen, oder ihnen etwas zu nehmen, oder gar sie zu unterjochen, sondern im Gegentheil, ihnen nützlich zu sein, zu helfen mit Wort und That. Einzelne Häuptlinge, die etwas

Malaiisch verstanden, waren die ersten, die das erkannten. Diese fingen dann auch an, die Sonntags-Gottesdienste zu besuchen, welche die Missionare mit einigen Eingebornen hielten. Später folgten mehrere. Wenn die Gongschläge, als Zeichen, daß der Gottesdienst beginne, durch das Dorf wiederklangen, kamen Männer und Weiber in ihrer besten Kleidung herbei und traten in die Wohnung der Missionare hinein. Und wenn auch der größte Theil kein Malaiisch verstand, — das ehrerbietige Knieen, das feurige Beten, der Ernst des Bibellesers, das gefühlvolle Lied, das lebendige Wort — es konnte nicht ganz spurlos vorübergehen, es berührte zuweilen Stellen ihres Herzens, die früher nie berührt waren. Damit war sicher schon Etwas, ja Viel gewonnen. Die frühere Abneigung und das Mißtrauen war einer Annäherung, Geneigtheit und zum Theil einem Vertrauen gewichen, wenn sie auch nach dem Gottesdienste jedesmal zu ihren „Korowans" (hölzernen Götzenbildern) zurückkehrten und in gewissen Dingen den Missionaren nicht volles Vertrauen schenkten. Es waren einmal blinde Heiden, deren Begriffe von Schande und Ehre eben nicht die richtigsten sind. Schon an ihren Zierrathen konnte man sehen, weß Geistes Kinder sie sind. Die krausen Haare, nach Landessitte mit einem hohen Kamm aufgesteckt, waren mit Korallen und anderem bunten Zeuge und blinkenden Verzierungen überladen. Aber die Kakadufedern, von denen man bei Manchen bis zwölf zählen konnte, bildeten die schönste Zierde und zugleich das Kennzeichen ihrer Tapferkeit. Man meine aber nicht, jene Federn seien nur kindische Verzierungen; es sind Kainszeichen, womit die Papuas sich selbst am Kopfe kennzeichnen. Jede Feder bezeugt, daß sie verrätherisch einen Bruder ermordet, einen Meuchelmord begangen haben. Und doch, je mehr sie Federn am Kopfe tragen, desto stolzer und trotziger erheben sie ihn, desto mehr Ansehen haben sie, und sie beugen sich auch nicht, wenn sie aus dem Munde der Missionare das gewaltige Wort vernehmen: „Du sollst nicht tödten!" „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" — Wenn sie auch nicht ganz unbewegt bleiben, wenn auch ein dunkles Gefühl von etwas Höherem und Besserem zu Zeiten in ihnen rege wird, so sind sie darum noch keineswegs überzeugt, aber noch viel weniger bekehrt. Wer sollte es auch nicht wissen, — unzählige Beispiele aus der Christenwelt beweisen es täglich nur allzusehr, — der Mensch wird sobald nicht frei von thörichten

und schlechten Begriffen, so bald nicht los von seinen Leidenschaften, mit denen er aufwuchs, die er liebte und denen er freien Zügel ließ — erst nach hartnäckigem Streite, nach anhaltendem Kampfe, kann es dem Christen gelingen, — wie viel schwerer wird es dem Menschen werden, der noch so ganz verwildert, so unmenschlich ist wie der Papua. Es giebt Leute, die da meinen, daß man nur Bibeln zu vertheilen habe, und nur mit der Predigt von Christo in die Mitte der Heiden zu treten brauche, um sie augenblicklich zu überreden und zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Entsetzlicher Irrthum! — Wenn gebildete Heiden, ein Felix und Festus, Pauli gewaltige Rede mit einem „du rasest", oder „für dies Mal gehe hin" beantworten, wie sollen dann die wilden Heiden, ja die verthierten Papuas das Christenthum so bald begreifen und Etwas dafür fühlen können?

„Das erkannten die Missionare wohl bald, daß hier Früchte nur erst aus einer zukünftigen Generation zu erwarten seien; sie nahmen sich deßhalb mit ganz besonderem Fleiße der Kinder an. Sie errichteten alsbald eine Schule, in der sie versuchten, den Kindern etwas Lesen (Malaiisch), Schreiben, Rechnen und vor Allem christliche Erkenntniß beizubringen. „Von der Schule," so schreiben sie, „haben wir viel Freude, da wir nun schon Kinder haben, die gut lesen, das Gelesene begreifen und auch eine gute leserliche Hand schreiben."

„Wohl ein kurzer, auch an und für sich unbedeutender, und doch ein erfreulicher, ein vielbezeichnender Schulbericht. Es ist ja der erste, von der ersten Schule auf dieser Insel, die noch eben so wüst und wild, als groß und ausgedehnt ist, und so lange so vergessen war! Die Missionare thaten aber noch mehr. Wir lassen sie selbst sprechen: „Jetzt sind wir im Besitz einer brauchbaren Wohnung. Viele Fruchtbäume, als Pompelmus, Tamarinde, Inurak, Apfelsinen, Kaffee ꝛc. haben wir angepflanzt und sehen mit Freuden, daß auch einzelne Papuas uns im Gartenbau nachahmen. Auch haben wir mehrere Kühe, Schafe, Enten, Hühner u. s. w. nach Neu-Guinea hinübergebracht, und diese, früher hier gänzlich unbekannt, haben schon eine zahlreiche Nachkommenschaft und werden sich in wenigen Jahren bedeutend vermehren. Auf Mansinam und Doreh, woselbst bei unserer Ankunft ein Stück Baumbast die einzige Kleidung der Männer wie der Frauen war, beginnt man nun allgemein Kleider, wenigstens einen Surong (eine Art Ueberwurf) zu tragen. Wenn wir des

Sonntags auf den Gong schlagen, zum Zeichen, daß wir Gottesdienst halten wollen, kommen Männer und Frauen in ihrer besten Kleidung zu uns. Wer keine Kleider besitzt, schmückt sich dann stets auf papuasische Art und Weise den Hals mit Ringen, Ohrbommeln und Korallen, die Arme mit vielen Armbändern, Muscheln, Kupferdrath und anderen unnützen Dingen, während ein langer Kamm in dem krausen Haar den sonderbaren Putz krönt." —

„Soweit die Missionare. Mögen die Eingebornen auch noch fern vom Christenthume sein, sind sie vielmehr noch ganz Papuas, so beginnt doch hin und wieder ein Saamenkörnlein der ersten christlichen Kultur unter den Wilden zu keimen, und die beiden christlichen Männer bringen ihnen neben dem Worte des Lebens auch zeitliche Wohlthaten und Vortheile. Wenn ich nun diese ersten Regungen vergleiche mit dem, was die Beiden dort fanden, dann sehe ich — freilich noch schwach und unsicher gezeichnet, — doch ein erstes Schimmern des Lichts am Horizont der langen finstern Nacht Neu-Guinea's; dann ist's mir, als ob Leben kommt in die Todtengebeine des weit ausgedehnten stillen und einsamen Grabes.

„Aber die Missionare waren auch der Wissenschaft dienlich. Mit dem Studium von Land und Volk vereinigten sie auch das der Sprache dieses Landstriches, des Masorisch-Papuasischen, „so daß wir," schrieben sie, „im Stande waren, der wissenschaftlichen Kommission, welche im Jahre 1858 vom Gouvernement nach Neu-Guinea gesandt war, in vielen Stücken Aufschluß zu geben, und ihr eine Wörterliste von 1500 masorisch-papuasischen Wörtern zur Verfügung zu stellen." (Unlängst gaben sie ein kleines Buch heraus: Papuasisch-masorische Lieder zum Kirchengebrauch gedruckt bei Müller, Schmidt u. Co. zu Makassar.) Durch Gottes Gnade waren sie auch die Werkzeuge, unglückliche Europäer von einem gewissen und jämmerlichen Tode zu retten. Hören wir sie selbst: „Auch in anderer Weise konnten wir uns in unserer Einsamkeit nützlich erweisen. Im April 1857 vernahmen wir von dem Kapitain Mollat, Befehlshaber des Schiffes „Ternate", welches aus der Geelvinksbai zurückkehrte, daß sich daselbst bei den Wandessers (einer der wildesten Stämme von Neu-Guinea) europäische Schiffbrüchige befänden, die jämmerlich als Sklaven unter den Wandessers schmachteten. Einen dieser Unglücklichen hatten die Eingebornen auf das Schiff des Ka-

pitain Mollat gebracht und den unglücklichen Europäer dort gegen Tauschgüter feil geboten. Doch Mollat fand den Preis, welchen die Papuas für ihren Sklaven verlangten, zu theuer, und wie sehr der Unglückliche auch bat und flehte, ihn loszukaufen, Mollat ließ ihn in den Händen der Wilden. Die Folge davon war, daß der Mann, der schon Monate lang das ganze Elend eines Schiffbrüchigen und endlich harte Sklaverei erlitten hatte, seinen Leiden unterliegen mußte. Daß solch ein Mensch wie Mollat sein Leben und seine Güter nicht daran wagte, um die drei anderen Schiffbrüchigen aufzuspüren, ist leicht begreiflich, wenn man an den Grad von Gefühllosigkeit denkt, mit welcher er jenen ihm zur Auslösung angebotenen europäischen Seemann seinem Schicksal Preis gab. — Sobald wir Kunde von jenen Unglücklichen empfingen, beeilten wir uns, eine Prauw (großes Boot) und mehrere Leute zu miethen, die uns eine Strecke weit bringen sollten, denn bis hin zum Lande der Wandessers, die uns vielleicht Alle zu Sklaven gemacht hätten, wagten die Papuas nicht zu reisen. Nach unsäglichen Mühseligkeiten gelang es uns endlich in einem Dorfe der Wandessers die übrig gebliebenen drei Schiffbrüchigen zu finden. Ihre Freude war nicht zu beschreiben; sie hatten schrecklich gelitten. Nachdem sie auf der See, vom fürchterlichsten Hunger gequält, zuletzt sogar ihre Schuhe buchstäblich aufgegessen hatten, waren sie noch zehn an der Zahl, auf der Küste von Neu-Guinea gelandet, wo die Wilden mit Pfeilen nach ihnen geschossen und die, welche noch am Leben geblieben waren, zu Sklaven gemacht hatten. Nur diese Drei lebten noch, denn der Vierte, um den wir noch nach dem weit entfernten Dorfe Wandammen gingen, war den übermenschlichen Strapazen kurz vorher unterlegen. Die Wilden hatten ihn, wie uns auf unserer Hinreise durch Seeräuber, mit welchen wir unterwegs zusammentrafen, mitgetheilt wurde, bereits begraben. Die Geretteten waren Landsleute von uns, deutsche Matrosen des auf der Reise nach China gestrandeten Hamburger Schiffes „Posa“. Nach verschiedenen Unterhandlungen wurden uns endlich die drei Schiffbrüchigen, sowie einige Güter und die wichtigsten Schiffspapiere von den Wilden gegen ein paar Kisten Tauschgüter abgelassen. Die Unglücklichen gelangten später in ihre Heimath zurück.

„Im Jahre 1858 hatten wir wieder das Glück elf Personen von

dem gestrandeten belgischen Schiffe „Constant“ aufnehmen zu können, welche vom September 1858 bis April 1859 bei uns geblieben sind.*) Da wir nun in so verhältnißmäßig kurzer Zeit zweimal

---

*) Wir theilen die Geschichte dieser Unglücklichen in gedrängter Kürze mit, welche uns einmal einen Beweis von dem Segen der Mission giebt, indem jene Wilden die Schiffbrüchigen wenigstens aufnahmen, was früher unerhört war, welche uns aber auf der andern Seite ein Bild von dem traurigen Zustande aufrollt, in welchen der Mensch bei hereinbrechender Noth gelangt, wenn er ohne Gott dahinlebt; so daß er selbst dahin gelangt, nicht mehr vor einem Mord zurückzubeben. Vergleicht man das Beginnen dieser Schiffbrüchigen mit der Ruhe und Ergebenheit und dem Frieden, den unter Anderem die Missionare in Patagonien offenbarten, wie sie des qualvollsten Hungertodes starben und unter Gebet ihre Seele ihrem Schöpfer und Erlöser übergaben, so wird man inne werden, was es heißt ein Christ sein und im Herrn leben.

Wir entnehmen die Geschichte jener Schiffbrüchigen der authentischen Erzählung des Antwerpener Blattes „l'Avenir“ vom 30. October 1859, woselbst es folgendermaßen heißt:

Die Geschichte der Schifffahrt ist reich an furchtbaren Drangsalen und wunderbaren Errettungen. Zu den bekanntesten Beispielen davon gehören der Schiffbruch der französischen Fregatte „Medusa“ und die Bootfahrt des englischen Kapitain Bligh. Eine Geschichte, welche sich diesen beiden völlig an die Seite stellt, ist die folgende, nämlich die des belgischen Schiffes „Constant“, die ungefähr in derselben Gegend mit der zuletzt genannten spielt.

Der Constant verließ den Hafen von Antwerpen am 18. Dezember 1857 mit einer Bemannung von achtzehn Personen und mit der Bestimmung für Melbourne und Sidney (an der Süd- und Ostküste von Australien). Nachdem seine Fahrt bis dahin glücklich von Statten gegangen, lief er am 14. Juni 1858 von letzterem Platze wieder aus, um sich nach Manilla zu begeben. In Melbourne waren drei Matrosen desertirt, und der Befehlshaber, Kapitain Uyttenhoven (sprich Eutenhofen) hatte an deren Stelle in Sidney drei Neger angeworben, so daß die Mannschaft wieder vollzählig war. Vier Wochen waren auf dieser Reise ohne besonderen Unfall von Statten gegangen, bis am 12. Juli Morgens zwischen 4 und 4½ Uhr das Schiff plötzlich unter 6° 59“ nördlicher Breite und 155° 53“ östlicher Länge auf ein in den Seekarten nicht angegebenes Korallenriff stieß. Das Schiff sank fast augenblicklich und kaum ½ Stunde später scheiterte es trotz aller verzweifelten Rettungsversuche der Mannschaft. — Die Lage war sehr mißlich. Man war fern von jeder bewohnten Küste, und die Inseln, die man zu erreichen hoffen durfte, galten für die gefahrvollsten durch ihre Einwohner, die zu den wildesten und grausamsten Völkerschaften des Erdbodens gehören. (Der Schiffbruch fand im Süden des großen Archipels der Karolinen statt.) Der Kapitain Uyttenhoven hielt Rath mit den Offizieren und der Mannschaft. Die Nothwendigkeit, das Schiff zu verlassen, wurde Angesichts

Schiffbrüchige haben retten können, so läßt sich wohl annehmen, daß auch früher mehrmals unglückliche Seeleute hier angelandet und den Tod unter diesen barbarischen Völkern gefunden haben."

---

der Unmöglichkeit es zu halten und an Bord zu bleiben, anerkannt. Man entschloß sich also, es zu verlassen, und nur die Schiffspapiere, Lebensmittel, Instrumente und die unentbehrlichsten Karten mitzunehmen, um sich zurechtzufinden und einem Hafen zuzuwenden, von wo man eine Gelegenheit zur Heimkehr hoffen könnte.

Es war 5 Uhr, als die Boote ausgesetzt wurden. Man schiffte soviel Lebensmittel als möglich auf denselben ein. Das große Boot faßte acht Mann. In das kleine, oder das Gig, begab sich der Zweite nach dem Kapitain (le second) mit vier Mann. Als diese abgestoßen waren, verließ auch der Kapitain den Constant in der mittleren Schaluppe; er hatte noch die übrigen fünf Mann bei sich. In diesem Augenblick waren bereits sieben Fuß Wasser in dem Raum. Während Uyttenhoven sich vom Schiffe entfernte, schlug die Schaluppe, in der er mit seinen fünf Mann saß, durch einen heftigen Windstoß um, und er und seine Begleiter wurden auf das Riff geworfen. Die Schaluppe scheiterte durch diesen Unfall; man besserte sie aus, so gut es ging, aber alle Mundvorräthe, die sie enthielt, waren verdorben und selbst das Trinkwasser mit Seewasser vermischt. Die Korallen des Riffs hatten den Boden des Fahrzeugs durchgestoßen. Man mußte es zuvörderst aufs Trockne zu bringen suchen. Es gelang mit unsäglicher Noth, denn die Leute waren baarfuß und die Korallen schnitten ihnen bei jedem Schritt in die Füße. Endlich war die Schaluppe auf dem Lande. Die Lucke wurde gestopft, indem man des bottes de mer (Schifferstiefel) darauf nagelte. Nachdem das besorgt war, mußte das Fahrzeug wieder aufs Wasser gesetzt werden, was nicht geringere Schwierigkeiten machte. Die fünf Leute und der Kapitain hatten die größte Mühe, nur zu gehen und ließen bei jedem Schritte blutige Fußtapfen auf dem Riff. — Endlich war die Schaluppe wieder flott. Um die anderen Fahrzeuge wieder an sich zu ziehen, wurde ein Hemd als Flagge aufgehißt, in der Hoffnung, die Kameraden in den andern Booten würden ohne Verzug zum Kapitain und seinen Leuten zurückkommen; aber sie vermochten es nicht. Das Riff bildete, wie es sich bekanntlich im australischen Archipel oft wiederholt, eine Art rundes Becken, in dessen Mitte das Wasser sehr tief ist, und dessen äußerer Rand von Klippen gebildet wird, die bei der Ebbe trocken liegen. Zur Fluthzeit ist kein Wellenschlag auf diesen Felsen. Die beiden Boote mit den übrigen Leuten waren das Riff mit der Fluth passirt, und jetzt, wo es Nachmittag geworden war, machte die Brandung auf den, bei der Ebbe zu Tage kommenden Klippen ein Zusammenkommen unmöglich. Die beiden Fahrzeuge konnten daher dem Rufe des Kapitains nicht gehorchen, noch um das Riff herumkommen, weder an der Nord- noch an der Südseite. Uyttenhoven und seine fünf Mann sahen sich gezwungen, bis zum andern Mittag auf dieser Stelle zu bleiben; sie kehrten unterdessen an Bord des Constant zurück, um neue Mundvorräthe zu

„Dies der Bericht der Missionare. Die beiden Männer suchten also nicht nur die religiöse Erkenntniß des Volkes zu heben, sondern — wie dies bei wahren Christen ja auch nicht anders sein kann — sie

---

holen. — Da sie die beiden andern Fahrzeuge auch Tags darauf nicht sahen, verließen sie endlich den Unglücksort und erreichten gegen Abend eine kleine unbewohnte Insel. Dort fanden sie zu ihrer nicht geringen Freude die Leute aus den beiden andern Booten, und sie beschlossen einstimmig die folgende Nacht hier zuzubringen. Andern Tags ließ der Kapitain die Boote nochmals gründlich untersuchen, alles Schadhafte ausbessern und gab jedem seine bestimmte Ladung. Die Ausbesserung der Fahrzeuge ging allerdings ziemlich schlecht, denn der Zimmermann hatte als Werkzeug nur eine Säge, eine Axt und einen Hammer. Die übrige Mannschaft begab sich inzwischen ins Innere der Inse um Trinkwasser und Lebensmittel aufzusuchen; aus einigen Baumstämmen sammelte man etwa 30 Quart Wasser, aber es war sehr schlecht und wimmelte von großen und kleinen Insekten; von Lebensmitteln vermochte man nur etwa 200 Kocosnüsse aufzutreiben; Wild oder Geflügel gab es nicht. Die wenigen Mundvorräthe wurden auf die beiden größten Fahrzeuge vertheilt, nach der Zahl der Leute, die jedes erhalten sollte. Der Kapitain übernahm den Befehl des großen Bootes; in seiner Begleitung befanden sich acht europäische Matrosen und drei Neger; der second erhielt den Befehl der zweiten Schaluppe; er hatte fünf Mann bei sich. Man ging nun unter Segel und fuhr mit einander bis zum 17. Juli. „Von da an fingen unsere wirklichen Leiden an," sagt einer der Offiziere, der die Leidensgeschichte in nachstehendem Tagebuche aufgezeichnet hat; „denn der Schiffbruch am 12. Juli und die bisjetzt erlebten Tage waren nichts im Vergleich unserer späteren Drangsale" . . . Es folgt nun das Tagebuch.

17. Juli. Um 10 Uhr Morgens entdeckten wir durchs Fernrohr eine kleine Insel in Südost und richteten das Vordertheil darauf zu, in der Hoffnung landen zu können. Als wir näher kamen, erblickten wir mehrere andere Eilande, von Klippen umgeben. Wir hofften Wasser und einige Lebensmittel darauf zu finden, aber die Brandung war so stark, daß wir nicht näher kommen konnten. Die Wogen schlugen uns weiter und weiter ab und wir suchten das Weite.

18. Juli. Die Eilande waren außer Sicht. Der Wind blies aus Ostsüdost. Da wir keine Möglichkeit sahen im Osten anzukommen, beschlossen wir zu versuchen, ob wir aus Südost glücklicher wären. Vergebens. — Lebensmittel sind noch reichlich vorhanden, aber das Wasser geht zu Ende. Jeder Mann erhält zwei Glas pro Tag (ein Glas etwa gleich $^1/_8$ Quart), aber die Hitze ist unerträglich und sie leckten noch nach dem letzten Tropfen ihrer Ration. — Die Fahrzeuge kommen nicht vorwärts. Die Nacht hatten wir mit Orkanen, Regen, Blitz und Donner zu kämpfen.

19. Juli. Die Fahrzeuge sind ziemlich weit nordwärts verschlagen. Der Wind kommt aus Südost. Nachdem wir den ganzen Tag über gekreuzt haben, befinden wir uns gegen Abend abermals nicht weit vom Lande.

machten sich in jeglicher Weise nützlich, wo sich ihnen nur eine Gelegenheit darbot. Die Thatsache, daß die Eingebornen die unglücklichen Schiffbrüchigen wenigstens aufnahmen oder sie vielmehr bei

---

20. Juli. Wind aus Südost, übles Wetter. Wir sind der Küste nahe; sieben Leute springen in die Brandung hinein, um die Insel zu erreichen. Währenddessen bemühen sich die Andern, die Schaluppe außerhalb der Brandung zu halten, um nicht an den Klippen zu scheitern. Man versucht die Entfernung der Fahrzeuge mittelst eines Seiles, das man den Gelandeten zuwirft, zu verhindern. Diese sammeln ungefähr 200 Quart Wasser; das Schwierigste ist, es an Bord zu bringen, aber es gelingt glücklich, zwar nicht ohne große Gefahr. Dieser Zuwachs von Wasser erfüllt alle mit der größten Freude; sie hatten die Tage vorher so schrecklichen Durst gelitten, daß jeder gern einen Finger um ein Glas hergegeben hätte. Gegen 3 Uhr Nachmittags kamen die sieben Leute wieder an Bord. Einer, Namens Vidal, wäre beinahe ums Leben gekommen, aber Jacob Uyttenhoven, des Kapitains Bruder, rettete ihn. Es war eine Insel von der Gruppe Hogolau oder Rug, auf der sie gewesen.

24. Juli. Während der Nacht beim Mondenschein erblickten wir wieder eine Insel, der wir uns zu nähern suchten. Gegen Morgen sahen wir mehrere Boote mit zwei, drei oder vier Eingebornen vom Ufer abstoßen und auf uns zukommen. Um nicht in die Hände der Wilden zu fallen, strengten die Schaluppen ihre Ruderkraft an, und Dank einer ziemlich starken Brise entgingen wir jenen Unholden glücklich. Die Boote hörten auf, uns zu verfolgen, bis auf eines, in dem zwei Menschen saßen, und welches fortfuhr, auf uns Jagd zu machen. Unsere Schiffbrüchigen glaubten im Augenblick, es fangen zu können, sie wollten es zu dem Ende zwischen die beiden Fahrzeuge kommen lassen, und hofften, dadurch einige Mundvorräthe zu erlangen, aber das Boot, das die Ueberzahl fürchten mochte, hielt sich fern. Ein Pistolenschuß wurde darauf abgefeuert, der die beiden Wilden nicht allzusehr zu erschrecken schien, denn sie schlugen ein lautes Lachen auf. Ein zweiter Schuß streifte ihre Kanoe und sie machten nun, daß sie nach Hause kamen. — Die Lebensmittel sind fast ganz aufgezehrt, nur noch etwas Zwieback ist übrig und die Ration wird pro Mann auf $^1/_2$ Zwieback und zwei Glas Wasser festgesetzt. Sie hatten auf der Insel Kocospalmen gesehen und gehofft, etwas Nüsse zu pflücken; so schifften sie, mit blutendem Herzen und allen Qualen des Hungers preisgegeben, davon.

25. Juli. Leichte Brise Regen. Man sammelt fast ein Pud Wasser, das nicht sehr gut, aber doch trinkbar ist. Während des Regens legen sich die Leute auf den Rücken, mit offenem Munde und den Hut in der Hand, denn die Qualen des Durstes sind unerträglich. Nach einem guten Regen gab es zwei bis drei Glas täglich. Zum Glück waren die Regenschauer reichlich und die durchnäßten Kleider halfen den Durst ertragen.

27. Juli. Wir sehen wieder eine Insel. Die Brandung ist aber so stark, daß eine Landung unmöglich ist.

den Missionaren duldeten, und sie nicht erschlugen oder zu ihren Sklaven machten, was ja früher stets der Fall war, ist unwidersprechlich dem segenbringenden Einfluß der Missionare zuzuschreiben. Man

---

28. Juli. Sieben Leute schwimmen durch die Brandung, um zu versuchen, Wasser einzunehmen und etwas Mundvorrath zu finden. Der eine Neger, ein vortrefflicher Schwimmer, Namens Joe, saß schon auf einer Kocospalme, um Früchte zu pflücken, als ein Wilder auf ihn zukam und eine Art Wurfspieß auf ihn schleuderte. Joe ergriff den Wurfspieß und schleuderte ihn auf seinen Gegner zurück, wovor dieser zurückwich. Die sieben Leute waren genöthigt, so schnell als möglich die Fahrzeuge wieder zu gewinnen, sogar mit Zurücklassung zweier Krüge, die zum Wassereinnehmen dienten, denn die Wilden verfolgten sie. Sofort stießen unsere Schaluppen ab. Es war hohe Zeit, denn auf den Allarm, den der Wilde gemacht, stießen eine Menge Boote von der Insel ab und begannen uns zu verfolgen. Doch wir entkamen glücklich, aber wir waren nicht viel besser daran. Wir suchten das Weite, den Tod im Herzen. Wir hatten als einziges Lebensmittel nur noch einige Zwiebäcke und an Wasser mangelte es gänzlich. Hunger und Durst verursachten uns unsägliche Leiden. Eines der Boote der Eingebornen verfolgte uns wiederum länger als die anderen. Man ließ es näher kommen. Die Wilden gaben durch Zeichen zu verstehen, daß wir wohl thun würden, stille zu halten und ihnen zu folgen. Aber wir trauten diesen Freundlichkeitsbezeigungen nicht und fürchteten, daß uns unser Vertrauen theuer zu stehen kommen würde. Wir flohen lieber und zogen den Hungertod oder den Tod in den Wellen den Peinigungen vor, welche die Insulaner uns wahrscheinlich angethan hätten. — Mit der zunehmenden Noth verschwand nun auch allmählig jeder Gedanke an Gehorsam und Respekt gegen den Kapitain. Angesichts der gleichen Gefahr, der gleichen Entbehrungen, der gleichen Leiden gelangte man bald zu einer derben Gleichheit; alle Beschlüsse wurden nach Stimmenmehrheit gefaßt. Und diese Beschlüsse waren mitunter furchtbar. So lagen da die paar Zwiebäcke, die zur Nahrung für soviel Menschen übrig waren, im Boote mit einem umgestürzten Fasse oder einem Stück Segeltuch bedeckt; es wurde durch allgemeine Uebereinkunft beschlossen, daß wer das geringste Bischen von dem schmalen Vorrath entwendete, augenblicklich mit dem Tode bestraft würde. (Doch gewiß eine den Umständen nach sehr angemessene Gesetzgebung.) Die Ration war auf $^1/_4$ Zwieback pro Tag heruntergesetzt, und wenn die Theile gemacht waren, von denen eins vielleicht um ein Körnchen oder ein Stäubchen größer als das andere war, so entschied das Loos über ihre Vertheilung. Einer der Matrosen nannte mit abgewandtem Gesicht den Namen des Kameraden, welcher das Stück erhalten sollte, das ein anderer jedesmal mit dem Finger bezeichnet hatte, und so ging es der Reihe nach, bis jeder Mann seinen Theil empfangen hatte. Wir waren Alle wie Verrückte, und unsere schwersten Augenblicke waren die, wo wir, Angesichts unserer immer abnehmenden Lebensmittel, das Depot unserer paar Zwiebäcke wieder schließen sahen. Täglich wurden sie

suche nur jene Männer nach Kräften zu unterstützen, so wird sich die Rohheit der Wilden endlich an der Liebe der Missionare brechen, und angebahnt durch christlichen Unterricht und christliches Beispiel wird

---

gezählt und jedes Mal berechnet, wie lange wir, innerhalb dieser Schranken, unsere schreckliche Existenz noch damit fristen könnten.

22. Juli. Die gute Brise, die Tags zuvor unsere Flucht begünstigt, fährt fort zu wehen. Wir gewahren bis Mittag eine andere Insel, wagen aber nicht, uns ihr zu nähern, aus Furcht gefangen zu werden. Wir fahren also vorüber. — Diesen Tag gab es Regen und wir konnten deßhalb unseren quälenden Durst in Etwas stillen.

30. Juli. Stürmischer Himmel. — Ueberall entsetzliche Entkräftung und Noth. — Wir fangen Wasser auf einen Tag auf, aber es ist zu wenig, um den Durst zu löschen.

31. Juli. Ruhiges Wetter. Des Morgens Südostwind. Die große Schaluppe schöpft Wasser, es dringt ziemlich viel herein. Die Entkräftung der Leute nimmt in entsetzlichem Grade zu.

1. August. Sturmwetter, viel Regen. Die Schaluppen sind voll Wasser. Die ganze Mannschaft ist krank. Und nun kommt noch ein neues, schreckliches Leiden zu allen bisherigen. Das Sprüchwort sagt: „Armuth macht Läuse.“ Unsere armen Matrosen haben im hohen Grade die Richtigkeit dieses Sprüchworts an sich erfahren. In dem Maße, als die Entbehrungen wuchsen, wurden sie allesammt von diesem scheußlichen Ungeziefer heimgesucht, das dem Menschen den lebendigen Beweis seiner Verworfenheit giebt. Man braucht nur mit der Hand durch die Haare zu streichen, um sie von tausenden ekelhaften Insekten bedeckt zu sehen. Täglich reinigen sich die Leute Kopf und Bart. Kein Rasirmesser, keine Scheere im Boote; von Zeit zu Zeit werden die Kopf- und Barthaare mit einem glimmenden Stück Holz abgebrannt, um dieser furchtbaren Plage zu entgehen; aber das Ungeziefer erscheint stets in unglaublicher Menge wieder. (Es ist eine merkwürdige Thatsache, die man auch bei Thieren wahrnehmen kann, daß bei mangelhafter Ernährung sich sofort Ungeziefer einstellt und in furchtbarer Weise überhand nimmt.)

6. August. Der Schlaf wird immer seltener; es geschieht, daß ein Mann fünf oder sechs Tage zubringt, ohne ein Auge zu schließen. Und seltsam, kaum liegt einer von uns im Schlummer, als auch immer dieselben Träume ihn überfallen. Es ist jedes Mal ein wohlbesetzter Tisch, eine kräftige Mahlzeit, die vor uns steht, und der wir mit der größten Freude und unter dem lebhaftesten Jubel zusprechen. Niemand, der nicht mindestens zehnmal diesen Traum gehabt hätte. Man kann sich leicht vorstellen, wie schrecklich jedesmal das Erwachen Angesichts der traurigen Wirklichkeit ist.

11. August. Wir schweben also jetzt bereits einen vollen Monat auf unseren zerbrechlichen Booten hülflos auf dem weiten Weltmeere umher. Das üble Wetter hält an. Unsere Lage ist verzweifelt. Manchmal schreien die Leute laut nach dem Tode.

die Stumpfheit und Trägheit der Eingebornen Neu-Guinea's bald einer christlichen Civilisation Platz machen. Den Saamen einer christlichen Kultur haben Ottow und Geißler bereits auf Neu-Guinea

---

13. August. Abscheuliches Wetter, Sturm, wüthendes Meer. Alle Augenblicke glauben wir uns verloren. Die Fahrzeuge wurden bald wie Bälle auf die Gipfel riesiger Wogen geschlagen, bald sanken sie in den Abgrund zurück. Man verzweifelt daran, daß die zerbrechlichen Schaluppen länger der Wuth von Wind und Wellen widerstehen werden; Jedermann ist so zu sagen des Todes gewiß. Sie nehmen herzzerreißenden Abschied von einander, sie umarmen sich in Ausbrüchen der Verzweiflung. Selbst die Muthigsten heulen, und die Väter bejammern ihre unglückliche Familie, die der Verlust ihres Ernährers in das tiefste Elend stürzen wird. Doch entschließt man sich, bis aufs Aeußerste wider die entfesselten Elemente zu ringen. Man befestigt einen Hahneput, d. h. ein Ruder mit einem Puds und einem Stück Blei vor die Fahrzeuge. Die Schaluppen halten noch; die Schiffbrüchigen haben noch nicht genug ausgestanden.

14. August. Der Sturm hält an. Aber die Entkräftung nimmt zu und das Ungeziefer ist kaum mehr zu bewältigen.

15. August. Immer noch bewegtes Meer. Kein Land in Sicht, nur Himmel und Wasser.

16. August. Das Wetter beruhigt sich gegen Abend. Man kommt wohl oder übel vorwärts. Einige Regenschauer, aber zu wenig, um Wasser zu sammeln. Hunger und Durst werden entsetzlich.

26. August. Die kleine Schaluppe, die besser als die große fährt, will diese verlassen, um früher eine gastliche Küste zu erreichen. Der second, der sie befehligt, weigert sich förmlich, sich von dem Kapitain und seinen Unglücksgefährten zu trennen. Er steigt in das große Boot herüber. Die fünf anderen Seeleute fahren mit dem kleinen Boot davon, nachdem sie ihren Antheil an dem übrigen Bischen Lebensmittel, eine Erklärung des Kapitains und eins von den Schiffsinstrumenten empfangen haben. Wir sind also jetzt nur dreizehn Mann im großen Boot. Unsere Lage ist schrecklich. Der Zwieback ist fast zu Ende und wir haben keinen Compaß. Und doch haben wir noch nicht alle Hoffnung verloren.

27. August. Den Tag nach der Trennung erblicken wir die Pelew-Inseln. Unsere Gefährten im kleinen Boote sind uns längst außer Sicht. Einige wollen anlanden, andere fürchten in die Hände der Wilden zu fallen und von ihnen gemißhandelt, sicher getödtet zu werden, um so mehr, als keiner der unsrigen noch Kraft zum geringsten Widerstand hat. Man fährt vorbei.

1. September. Die Unglücklichen sind von Schwäche und Mattigkeit ganz ausgemergelt. Keiner ist mehr im Stande zu rudern, und die Winde sind conträr. Nachdem sie alle erdenklichen Mittel, um ihren Hunger zu stillen und ihren Durst zu löschen, erschöpft, nachdem sie ihre Schuhe und Kleider zum größten Theil verzehrt, nachdem sie versucht haben, sich mit Stückchen Holz, die sie von der Schaluppe losgerissen, zu ernähren, nachdem — doch wir ver-

ausgestreut, und schon sahen sie denselben hin und wieder keimen. Wir verdanken jenen Männern nicht nur belangreiche Berichte über jene ausgedehnte Insel, welche der Wissenschaft zu Gute kommen,

---

schweigen das Uebermaß des Ekelhaften, nachdem sie Alles, was Menschen erdulden können, erduldet haben, sind sie gezwungen, den furchtbaren Entschluß zu fassen, einen unter ihnen zu tödten, um nicht allesammt unter den schrecklichen Qualen des Hungers zu sterben. Zuerst wurde beschlossen, das Loos darüber zu ziehen, wer von uns sich zur Rettung der übrigen opfern solle; aber nach langer Berathung kam man überein, einen der in Sidney an Bord genommenen Neger, Namens Bandally Cussam, zu wählen. Die Gründe, die für diesen schließlichen Beschluß sprachen, waren: der arme Mann konnte nichts mehr anfangen und war den Schiffbrüchigen zur wahren Last; (es scheint sich auch hier, wie immer, zu bewähren, daß die Europäer das Meiste aushalten) er stand allein in der Welt, sein Tod würde Niemand betrüben, Niemand ins Elend stürzen. Wäre das Loos auf den Kapitain oder den second gefallen, so hatten sie kein Haupt mehr und die Elenden, ihrer eigenen Unwissenheit überlassen, wären ziemlich sicher gewesen, nimmermehr einen Hafen zu erreichen. Die anderen Matrosen waren verheirathet, Familienväter, hatten Eltern oder Angehörige, denen ihr Tod ans Herz gegangen wäre. Endlich ein unwillkürlicher Hauptgrund ohne Zweifel: er war ein Neger!! (Es scheint den Weißen im Verkehr mit den farbigen Nationen zur fast unüberwindlichen Neigung und Gewohnheit geworden zu sein, letztere nicht für ganz ebenbürtige Geschöpfe anzusehen. Und daß, wie wir gleich sehen werden — sich sofort sein eigener Landsmann dazu hergiebt, den Beschluß an ihm zu vollziehen, ist eins von den Dingen, die allerdings jene Neigung bestärken.) Nachdem der grausame Beschluß einmal gefaßt war, entschieden sich die Schiffbrüchigen dennoch, die Execution des Opfers zu verschieben. Sie hatten nicht einmal den Muth der Verzweiflung und trösteten sich immer darauf, einem Schiffe zu begegnen, daß ihnen das Vergießen von Menschenblut ersparte. Ihr Entsetzen davor war so groß, daß sie anstatt eines Tages noch fünf Tage warteten, ehe sie diesen verhängnißvollen Beschluß auszuführen wagten. Denn wir alle wußten, daß wir auf dem Wege der Schiffe waren, welche nach China oder Japan fahren. Nämlich von Europa oder Ostindien aus über Batavia; dieser Weg führt gerade an den Pelew-Inseln, die wir vor fünf Tagen gesehen, vorüber.

5. September. Endlich nach fünf Tagen neuen, unsäglichen Aengsten ging das Trauerspiel vor sich. Vor Sonnenaufgang wurde Bandally Cussam getödtet. Sechs Männer warfen sich auf das Schlachtopfer, dem einer seiner Landsleute den Kopf abschnitt. Die Einzelheiten des Blutbades, das, wohl durch die Mattigkeit der Lebenden — und auch wohl durch ihre Verwirrung bei der schrecklichen That — erst gar nicht zu Ende kommen konnte, ersparen wir den Lesern. Genug, daß der Kopf zuletzt mit der Säge vollends abgeschnitten und ins Meer geworfen wird. — Der Hunger war auf seinem schrecklichem Paroxysmus, und

nicht nur die Thatsache, daß sie den Eingebornen das Evangelium predigen, auch nicht nur die Aussaat einer Kultur und Civilisation oder der Rettung von Schiffbrüchigen: die Regierung ist ihnen zu

---

eine Art Rausch hatte sich der unglücklichen Ueberlebenden beim Anblicke des Blutes bemächtigt. Sie konnten die Zeit nicht erwarten, diese abscheuliche Speise zu kochen, sie wurde sofort roh verschlungen. Als Alles aufgezehrt war, stritt man sich noch um die Knochen des Negers, denn der Hunger war nur zur Hälfte gestillt. Endlich wurden die Knochen durchs Loos in der oben beschriebenen Weise vertheilt.

8. September. Man erblickt ein Segel in geringer Entfernung. Die Freude benahm den Schiffbrüchigen eine Zeit lang den Athem, alle starrten mit unbeweglichen Augen auf das Schiff. Sie glaubten sich gerettet; aber das Schiff fuhr, trotz aller unserer Anstrengungen, es zu erreichen oder doch seine Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen, mit vollen Segeln vorüber. Man hatte zwei Ruder an einander gebunden und aufgerichtet, und Kleiderfetzen als Nothflaggen oben daran befestigt. Das Fahrzeug, das sehr groß war, hielt sich in einer Entfernung von vier englichen Meilen — hat es die Schiffbrüchigen nicht gesehen? Man weiß nichts davon, genug, es segelte vorüber. — Die Verzweiflung, den Schmerz, die Wuth der Unglücklichen, als das Schiff sich entfernte, zu schildern, hieße das Unmögliche unternehmen. In dem Moment, wo es verschwinden wollte, vereinigten Alle ihre Kraft zu einem äußersten Angstschrei. Unnütze Mühe! Vernichtet sanken wir in die Schaluppe zurück und schluchzten lange.

14. September. Zwei Monate unserer Leiden sind also nun vorüber. Der Hunger und der Durst haben von Neuem einen furchtbaren Paroxysmus erreicht. Ein zweites Opfer wird geschlachtet. Diesmal wurde der Neger Juan Ignatio bestimmt. Der Unglückliche lag in Schlummer versenkt gegen den Mast der Schaluppe. Einer der Mannschaft, von der Stimmenmehrheit zu der schrecklichen Execution bestimmt, hat seine Pistole geladen, zielt nach dem Opfer, wendet das Gesicht ab, drückt den Hahn los. Das Gewehr versagt. Der Neger schrickt bei dem Knacken des Hahns aus dem Schlaf auf, sieht sich um und sieht die Todeswaffe von Neuem auf sich gerichtet. Er setzt an, um sich ins Meer zu stürzen; aber der Schuß geht los und trifft den Kopf des Unglücklichen, er sinkt zusammen und ruft im Todesröcheln betend aus: Santa Maria! — (Bei der Wiedererzählung dieses peinlichen Details gingen den beiden Brüdern Uyttenhoven die Augen über. Dies Santa Maria! sagte der Bruder des Kapitains, klingt mir immer vor den Ohren, ich werde diesen Schmerzensruf in meinem Leben nicht vergessen.) — Ein Theil des Körpers wurde auf der Stelle, blutig, wie er war, gegessen; der andere wurde über einem Feuer, das mittelst einer ganz neuen Heerdvorrichtung in der Schaluppe angezündet, gekocht. Aber das genossene Menschenfleisch wäre den Unglücklichen nahezu verderblich geworden. (Eine Bemerkung, die sich in ähnlichen Fällen immer wiederholt hat.) Nach den Verstopfungen, die die Folge ihrer Entbehrungen gewesen, stellten sich auf das

größerem Danke verpflichtet, weil sie unsere Macht auf Neu-Guinea zu befestigen suchen, indem sie die Eingebornen lehren, daß sie ihrer Obrigkeit Gehorsam schuldig sind. Sollte man daher nicht wünschen,

---

traurige Mahl die schrecklichsten Diarrhöen ein. Wir wurden sämmtlich so krank, daß wir unser Ende gekommen glaubten. (Denkt man sich die Lage der Schiffbrüchigen: seit zwei Monaten nicht nur auf einer Nußschale dem tobenden Weltmeere preisgegeben, sondern auch fast ohne Kleidung jedem Ungemach ausgesetzt, ohne daß ein Einziger von ihnen eines natürlichen Todes gestorben wäre, so muß man in der That bewundern, was die menschliche Natur auszuhalten vermag, wenn es Gottes Wille ist; während sie andernfalls an den geringsten Zufällen einer kleinen Erkältung oder dergleichen dahingerafft wird.)

18. September. Heute endlich, an dem Namenstage unseres Kapitains, dessen Morgen noch traurig genug angebrochen, leuchtete uns ein neuer Hoffnungsstrahl. Eine Küste wird sichtbar! und zugleich fingen wir an diesem Tage Fische, die sofort roh verzehrt wurden, — eine Gattung von der Größe eines Härings in solcher Menge, daß der Kapitain allein 500 Stück fing, außerdem aber auch Breitfische (Boniten), Delphine und Weißläufe (Albacours). —

— Bis hierher geht das Tagebuch. Die Unglücklichen hatten wirklich das Ende ihrer Leiden erreicht. Nachdem sie sich noch drei Tage aus Furcht vor den Wilden in der Nähe der Küste auf dem Meere umhergetrieben hatten, beschlossen sie einstimmig, das ihnen unbekannte Land zu betreten. Sie fühlten, daß sie bei längerer Seefahrt doch darauf gegangen wären und wollten, wenn es sein müßte, lieber unter den Händen der Wilden sterben, als ein so qualvolles Dasein noch verlängern. Sie befanden sich auf Neu-Guinea; sie müssen sich also wohl, um die Schiffsstraße nach Batavia zu verfolgen, von den Pelew-Inseln gerade nach Süden gehalten haben. Die Eingebornen thaten ihnen nichts zu Leide, ja sie verkauften ihnen sogar gegen einige Kleidungsstücke Fleisch und Reis, was für die Schiffbrüchigen nicht geringe Leckerbissen waren. Sie blieben vier Tage bei jenen Eingebornen, von denen einer ein Papier auf seinen Rücken geklebt hatte, auf welchem sich ein Gebet gedruckt befand, welchem die Weiber und Kinder großen Respekt bezeigten. Die Schiffbrüchigen vermutheten sogleich, daß jenes Schriftstück von einer holländischen Missionsstation herrühren müsse, und darauf bauten sie den Plan ihrer Rettung, indem sie die Wilden durch Versprechungen zu bewegen suchten, sie mit ihren Kähnen nach dem Missionsplatze zu geleiten.

Kapitain Uyttenhoven hatte auf seiner vorletzten Reise und nicht ohne persönliche Gefahr auf hoher See viele Leute, die Schiffbruch gelitten, gerettet und in sein Schiff aufgenommen und dafür vom König von Belgien den Leopoldsorden erhalten. Dieses für seine Menschenfreundlichkeit empfangene Ehrenkreuz sollte nun ein wesentliches Werkzeug seiner eigenen Rettung und der Rettung aller seiner Unglücksgefährten werden. Der Kapitain hing es sich um den Hals und gab den Wilden zu verstehen, daß dies eine Auszeichnung seines Königs sei. Ohne daß man es wußte, hatte der Sultan von Tenora, der von allen Häuptlingen

daß der äußerste unserer Vorposten im Indischen Archipel ein mehr befestigter sei, und daß dieser erhalten, verstärkt und ausgedehnt werde? Wenn irgend wohin, so sollten nach Neu-Guinea mehr

---

als Oberherr angesehen wird und mit den Holländern in freundlicher Beziehung steht, ebenfalls denselben holländischen Orden. So wie nun die Wilden bei näherer Betrachtung des Uyttenhoven'schen Ehrenkreuzes erkannten, daß es derselbe Orden war, welchen ihr oberster Häuptling trug, bezeigten sie augenblicklich dem Kapitain ihren höchsten Respekt. Sein Wunsch ward nun sofort erfüllt und man geleitete ihn sammt seinen Unglücksgefährten zum Sultan, der ihn aufs Beste bei sich aufnahm und ihn mit den nöthigen Mitteln, um nach Doreh zu kommen, versah.

Am 29. September kamen sie endlich in dem kleinen, reizend gelegenen Dörfchen Doreh an, woselbst sie in aller Liebe von den Missionaren Ottow und Geißler aufgenommen wurden. Ueber den Zustand, in welchem sie daselbst anlangten, schreiben die Missionare Folgendes: „Am 29. September 1858 kamen hier elf Verunglückte an, welche ihr Schiff auf einer Klippe in der Nähe der Karolinen verloren hatten. Seit dem Schiffbruche hatten sie neunundsiebzig Tage in einem kleinen Boote auf dem Meere zugebracht. Sie hatten unsägliche Gefahren überstanden, namentlich durch Kälte, Hunger und Durst viel gelitten, so daß sie zwei ihrer Leidensgenossen geschlachtet und verzehrt hatten und im Begriff waren, einen Dritten zu schlachten, als sie eben Land erblickten. Sie kamen hier dergestalt ausgemergelt an, daß sie nicht mehr gehen, noch sich nur auf den Füßen halten konnten. Ihre Füße waren geschwollen und wund, und ihr Magen ertrug nur mit Mühe gesunde Nahrungsmittel. Mit Ungeziefer und ansteckenden Krankheiten waren sie sämmtlich behaftet und in ihrer ganzen Erscheinung sahen sie eher umherwandelnden Leichen als menschlichen Wesen ähnlich. Besonders hatten sie durch den anhaltenden Mangel von Lebensmitteln entsetzlich gelitten. In den letzten Tagen ihrer Fahrt hatten sie einen ungeheuren Albatros auf dem Wasser schwimmend gefunden, der schon lange todt, halb verfault und von den Würmern angefressen war. In einem Nu hatten sie ihn aber verschlungen; ja er dünkte ihnen ein köstliches Mahl im Vergleich zu den Kleiderfetzen, Schuhsohlen, Holzstücken und anderen Dingen, die sie seither genossen. Wir verpflegten sie natürlich, thaten was wir konnten und der Herr half. Aber trotz aller Pflege starb dennoch am 11. October der Matrose Bergston. Die Strapazen und die gräßlichen Erlebnisse waren zu furchtbar, ihre Gesundheit zu sehr gebrochen, um sie schon in einigen Tagen wieder herzustellen. Auch ein anderer Matrose, Namens van der Burrie, wurde nach einigen Tagen ihrer Ankunft gefährlich krank und ebenso der Kapitain. Beide lagen in den letzten Zügen und man machte schon ihre Bahre zurecht; sie kamen aber glücklich davon und genasen nach und nach. Nach mehreren Wochen wurden sie stark und gesund und fühlten sich förmlich wieder aufleben. Es wurde nun ihr sehnlichster Wunsch, möglichst bald in ihr Vaterland und zu ihren Familien zurückzukehren, und nachdem sie

Glaubensboten gesandt werden! Wahrlich der Streit ist zu schwer für jene beiden Männer, und erhielten sie sich bis dahin stehend, haben sie die ungeheuren Schwierigkeiten überwunden, so geschah es allein durch männliche Ausdauer, durch anhaltendes Ringen und Kämpfen und viel Gebet. Aber sie dürfen und können nicht länger allein bleiben. Ihre Gesundheit ist geknickt und obschon noch jung und kraftvoll dem Geiste nach, sind sie es keineswegs mehr in körperlicher Beziehung. Und wer ist es, der es nicht tief betrauern würde, wenn ihr Werk, mit ihnen, die leben und sterben wollen auf ihrem Posten, verloren gehen würde, der nicht feurig wünschte, daß der Segen der Civilisation, der durch sie nach Neu-Guinea gekommen ist, dort segnend weiter schreite? Was wollen und bitten sie auch mehr, als daß ihnen andere Männer zur Seite gestellt werden, um mit verdoppelten Kräften zu arbeiten? „Würde das geschehen," schreiben sie, „würden uns noch einige Brüder zugefügt, dann würden wir gern einige Stunden mehr landeinwärts eine Missionsstation er-

---

hier sechs Monate und zwölf Tage verweilt hatten, verließen sie uns am 11. April 1859, indem wir ihnen ein herzliches Lebewohl sagten. Der Abschied kostete beiderseits Thränen und sie versicherten, daß sie das hier gehörte Wort nicht vergessen würden." —

Da wenig oder gar keine Aussicht vorhanden war, sich hier an Bord eines großen Schiffes einschiffen zu können, hatten sich nämlich die Schiffbrüchigen durch Vermittlung der Missionare einer Pirogue (Kähne der Eingebornen) zu ihrer Abfahrt bedient, um von Doreh nach Salvati zu gelangen, dort sollten sie ihre Reise nach Ternate weiter fortsetzen. Sie hatten auch auf dieser Fahrt nicht wenig zu leiden, so daß sie auf derselben fast sämmtlich von Neuem erkrankten. Am 14. Mai landeten sie auf der kleinen Insel Gebi, woselbst der Schiffsjunge (novice) Crabeels in Folge seiner geschwächten Gesundheit und der neu auszustehenden Leiden seinen Geist aufgab. Trauernd begruben ihn seine Gefährten und vier Tage nach der Ankunft in Gebi schifften sie sich wieder ein. Am Abend des 1. Juni 1859 erreichten sie zu ihrer großen Freude endlich Ternate, den Sitz des holländischen Residenten. Der letztere, Colonel Bosscher, nahm sie aufs Freundlichste auf und sandte sie am 13. Juni mit dem Postdampfer nach Surabaja auf Java, von wo sie sich auf einem holländischen Schiffe nach der Heimath einschifften. Am 21. October 1859 langten sie endlich in Amsterdam und Tags darauf nach fast zweijähriger Abwesenheit in Antwerpen wieder an. — Von ihren Empfindungen und inneren Erfahrungen sagt uns der rein äußerlich gehaltene Bericht nichts, aber auch schon die nackte Erzählung genügt, um uns das Verständniß jener Bitte aufzuschließen: „Unser täglich Brod gieb uns heute!"

richten, um auf diese Weise eine Annäherung zwischen den kräftigen Bergbewohnern und unseren Strandbewohnern zu befördern, die jetzt noch in fortwährender Feindschaft leben."

„Im Anfang wurden die Missionare durch Liebesgaben, hauptsächlich von Batavia und Sourabaja, unterhalten, in den letzten zwei bis drei Jahren legte die Regierung für die ihr und den unglücklichen Schiffbrüchigen bewiesenen Dienste jedem der Missionare monatlich 50 Gulden zu. Die Liebesgaben wurden weniger und schließlich waren die Glaubensmänner fast nur auf jene Unterstützung angewiesen. „Fünfzig Gulden im Monat!" sagt Dieser und Jener erstaunt, „und dafür verpflichten sie sich ihr ganzes Leben lang fern von ihrem Vaterlande und der gebildeten Welt an dieser öden, unwegsamen Küste unter der barbarischen Bevölkerung zuzubringen?" — Aber man irre nicht: nicht das Geld, sondern Nächstenliebe dringt sie, dort zu bleiben, drang sie, dorthin zu gehen! — Und doch müßte ihnen mehr gegeben werden. Fünfzig Gulden im Monat, lange nicht genug, um ihre Haushaltung mit dem Einfachsten und Unentbehrlichsten zu versehen. Die Missionare sind jetzt verheirathet, haben Familie und müssen bei fünfzig Gulden im Monat zu viel entbehren, sich zu sehr einschränken. Und wahrlich, ihre edle Selbstverläugnung, ihr geistlicher Streit sind außerdem schon schwer genug, als daß sie dazu noch die schwere Last allzu großer Entbehrung werden tragen können. Es ist für Nichts zu achten, in der Besoldung solcher Männer kärglich zu verfahren; sie sind Streiter auf dem äußersten Vorposten der Gefahr und ihr Verdienst ist mit keinem Ritterorden zu belohnen; allein der Friede und die Freude Gottes in ihrem Herzen kann sie stark machen, weiter zu streiten; unsere leibliche Hülfe kann ihnen zur Erreichung ihrer heiligen Zwecke wenig helfen, aber wir dürfen ihnen durch Entziehung derselben ihr Werk nicht erschweren; wir sind verpflichtet, ihnen durch Darreichung ihres Lebensbedarfs und anderweitiger Unterstützung jeglichen Vorschub zu leisten. Nur dadurch, daß wir jenen wilden Völkern das Christenthum bringen, werden wir in den Colonien die Wohlfahrt des Volkes, sowie eine wahre Civilisation herbeizuführen vermögen, denn es gilt auch hier mehr als anderswo: Aller Weisheit Anfang ist des Herrn Furcht.

„Es sind jetzt sechs Jahre verflossen, nachdem die Missionare den

Strand Neu-Guinea's betraten, ihre Sorgen, Entbehrungen, Mühsalen und Gefahren waren nicht gering; sie haben manches Saatkorn in die Herzen der Eingebornen und manches Saatkorn für die Kultur des Landes ausgestreut, aber es gilt nun diese Saatkörner zu pflegen, ihr Wachsthum zu befördern und nach Kräften dahin zu wirken, daß diese ersten Keime von Civilisation und Christenthum mehr und mehr Wurzel fassen. Obgleich zwar die bessere Zukunft für Neu-Guinea noch in weiter Ferne zu liegen scheint, so sind nichts destoweniger die ersten Anfänge derselben dennoch schon vorhanden. Niemand hat das Recht auf diesen Funken einer neuen Entwicklung spottend, verachtend oder geringschätzend herabzusehen. Durch Gottes Geist angeblasen wird er auflodern zu einer Flamme hoch und hell in die Nacht Neu-Guinea's hinein. Aber mehr Arbeiter müssen dahingesandt werden. Man verstehe uns wohl: wir suchen nicht nach Männern, die mit einer Kirchenlehre oder einem Katechismus, mit einem Kreuze oder Rosenkranz, meinen, die Heiden zu Christen machen zu können; nein, sondern nach Männern, in denen das Feuer der Liebe Christi brennt, die dem armen verblendeten Volke nachgehen, selbst auf ihren Wanderzügen unter ihnen wohnen, wie es Ottow und Geißler thaten, dann nur werden wir Resultate fürs Christenthum erzielen, und sind solche erst vorhanden, dann wird die viel gepriesene Civilisation schon von selbst nachfolgen. Und was mit eine Hauptsache ist, sie werden unsere Oberherrschaft nicht als ein Joch, sondern als eine Wohlthat betrachten, indem sie in unseren Beamten Brüder erkennen, denen sie die Verbesserung ihrer Zustände zu danken haben. Wir bitten nicht um solche Arbeiter für Neu-Guinea, die uns lange Listen von Bekehrten schicken, die nicht bekehrt sind; wir wünschen solche Sendboten, von denen wir hören, der Thiermensch dort wird immer mehr Mensch und als solcher ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft.

„Aber wir bitten noch mehr für Neu-Guinea. Die Gefahr für Seefahrer in den Gewässern der Südsee und ganz besonders in der Nähe von Neu-Guinea ist Jedem bekannt; Schiffbrüche sind in jenen Meeresstrichen nichts Seltenes. Wir bitten daher, daß auf Neu-Guinea Veranstaltungen zur Unterbringung verunglückter Seeleute getroffen werden, denn die beiden Missionare können unmöglich eine Anzahl von Leuten unterhalten, wie dies wiederholt geschah und sie

dies neuerdings bei jener Mannschaft des verunglückten Schiffes „Constant“ Monate lang gethan haben. — Wir hören ferner, daß Menschenraub und Menschenmord dort allgemein für Heldenthaten gehalten werden. „Die Papuas leben,“ lesen wir, „in steter Feindschaft mit einander, das eine Dorf im Streit mit dem andern;“ und ferner: „das größte Hinderniß für alle Civilisation in diesem Lande ist die Sklaverei. Der freie Papua ist zu träge zum Arbeiten; alle Arbeit ist den Sklaven überlassen. Niemand kann sich verheirathen, ohne den Brautschatz in Sklaven zu bezahlen, und diese müssen aus einem anderen Stamme, meist im Inlande gelegen, geraubt werden. Diese Raubzüge geben Anleitung zu blutiger Rache und hiermit ist zugleich ein fortwährender Krieg verbunden, der jede Sicherheit für Personen und natürlich auch für den Transport von Gütern gefährdet. Selbst der Tribut, den die Papuas dem Sultan von Tidore bezahlen müssen, wird theilweise in Sklaven aufgebracht, und die Papuas sind deshalb genöthigt, Menschen zu rauben und zu morden.“ —

„Menschenraub, Mord und Sklaverei sind also der Verkehr und die Beziehungen, in welchen die Völkerschaften auf Neu-Guinea zu einander stehen. Und warum Dies? Weil es zwar eine Besitzung von Niederland, als ein Theil des Reiches seines Lehnsmannes, des Sultan von Tidore, aber eine Besitzung an sich selbst, die der Regierungslosigkeit und Barbarei seiner Bewohner und der Willkür des Sultans von Tidore übergeben ist. — Es ist wahr, in den letzten Jahren ging dann und wann ein Kriegsdampfschiff nach Neu-Guinea ab, aber ernstlich hat sich die Regierung noch nie um den jämmerlichen Stand der Dinge bekümmert. — Fehlt es etwa an Geld? —

„Ich denke hier an den Telegraphen zwischen Batavia und Singapore. Und unwillkürlich drängt sich mir der Wunsch auf, hätte man doch die Million dafür an die Gründung und Befestigung unserer Macht und unseres Einflusses, an die Regelung des Gesetzes und der Ordnung auf Neu-Guinea verwendet, wie vielmal mehr Gewinn würde man davon in Zukunft haben, als von dem unglücklichen Telegraphen! — War es recht, daß Niederland für einen Gegenstand des Luxus — oder war der Telegraph so sehr dringend nöthig? — eine Million ausgab, während es Neu-Guinea der bittersten Armuth und dem größten Elend überließ? Fürwahr, wenn etwas Pflicht,

unerläßliche Pflicht ist, dann ist es die, Neu-Guinea eine Verwaltung, eine gehörige Obrigkeit zu geben, um einen so traurigen Zustand, wie er dort jetzt herrscht, zu verbessern.

„Und was sollte man jetzt vor allen Dingen thun? — Wir lassen Ottow und Geißler die Frage beantworten: „Vielleicht würde schon Etwas gegen diesen Menschenraub gethan werden können, wenn das Gouvernement dem Sultan von Ternate zur Pflicht machte, fortan den Tribut der Papuas in Landesprodukten zu erheben, z. B. Karnt (Schildkrötenschale), Tripang (Seeprodukt), Massol (medizinische Baumrinde), Muskatennüsse, Tabak u. s. w. und nicht mehr Sklaven, wenn das Gouvernement den Sklavenhandel verböte und darum auch vom Sultan verlangte, daß er seine Papuasischen Unterthanen strafen solle, wenn sie sich des Menschenraubes und des Mordes schuldig machen würden. Eine dort bleibende christliche Obrigkeit und Verwaltung ist auf Neu-Guinea nöthig, wenn anders das Werk der Civilisation daselbst gedeihen soll. Und natürlich würde Doreh dazu zuerst in Betracht genommen werden müssen. Doreh ist der reichste Handels-Hafen auf der Küste daselbst, weßhalb die Engländer und Franzosen, die schon zu verschiedenen Zeiten ihre Augen nach Neu-Guinea richteten, diesen Platz als den geschicktesten für eine Niederlassung anweisen. Natürlich ist's, daß der Mann, in dessen Hand man die Regierung und die ganze Verwaltung der Insel legte, ein Mann von klaren Begriffen über Colonisation, Civilisation und lebendigem Christenthum sein müßte; man würde auch vornehmlich darauf sehen müssen, welche Soldaten dorthin zu senden sein würden. Man sollte nur verheirathete Ambomesen, Menadonesen, auch Europäer, aber Männer von anerkannt gutem Betragen dorthin schicken. Man würde ihnen einige Vortheile gewähren müssen, ihnen ein Grundstück geben, und sie zugleich anhalten und unterstützen, soviel wie möglich Ackerbau zu treiben, um auf diese Weise sie zu bewegen, sich dort als Bürger niederzulassen und einen Kern zu bilden, an dem sich die Papuas anschlössen." —

„Soweit das Urtheil der Missionare. Ich gebe nur in allgemeinen Zügen, was ich für Neu-Guinea's Zukunft wünschte, mehr ist hier aber auch nicht nöthig. Der Handel von Ternate und Makassar auf seinen Küsten, der jetzt schon gar nicht unbedeutend zu

nennen ist, wird sich dann bei der Sicherheit der Person und des Eigenthums, woran es jetzt noch so sehr fehlt, gewiß bedeutend ausbreiten. Noch in diesem Jahre wurde ein Matrose von einem Küstenfahrzeuge als Sklave geraubt, und ein anderer durch die wüsten Strandbewohner in den Arm geschossen. Bei dieser Gelegenheit kamen die Wandesser, überfielen das Dorf und raubten alle Güter und Handelsartikel, welche die Bewohner jenes Dorfes einige Tage zuvor von einem Küstenfahrzeuge gegen eine Ladung Massol eingetauscht hatten.

„Es ist traurig, solche Sachen, die wir zu Hunderten hier anführen könnten, und alle Tage geschehen, zu hören und zu lesen von einer Insel, die doch auch Niederländisch-Ostindisches Grundgebiet ist und unter der Oberhoheit einer christlichen Regierung steht. Man hat wiederholt gesagt, Civilisation und Handel, woraus Wohlfahrt und Glück geboren werden, können nur da in Wahrheit bestehen, wo gute Obrigkeit ist und Ruhe und Ordnung gehandhabt werden. Niemand zweifelt daran, ein Jeder begreift es auf der Stelle. Aber so wahr das ist, so wahr ist es auch, daß der Mensch keineswegs immer thut, was er begreift, selbst wenn er es für gut und nöthig hält. — Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich kann mich nicht mehr den Befürchtungen vieler Anderer hingeben, die da meinen, daß wir für Neu-Guinea auch in der Zukunft wenig zu hoffen haben. Ich zweifle nicht daran, daß das angefangene Werk von Ottow und Geißler und die wissenschaftliche Sendung im Jahre 1858 dorthin immermehr und mehr auch Neu-Guinea der Segnungen unserer Niederländischen Regierung und einer christlichen Civilisation theilhaftig machen wird.

„Und darum habe ich mit Liebe den mir vorgenommenen Gegenstand behandelt, mit Freimüthigkeit gesprochen, mit innigster Freude hingewiesen, auf das erste, wiewol nur noch geringe und unsichere Schimmern des Morgens, der für Neu-Guinea anbricht, auch mit warmem Dank im Herzen für die beiden Männer, als den Begründern der ersten Kultur auf dieser Insel. Ich schließe mit den Worten, mit denen auch sie schließen: „Würde nur erst Friede, Ruhe und Sicherheit herrschen auf dem schönen Eilande, die durch Ausbreitung des Christenthums bedingt werden, so würden auch die Vortheile der Civilisation bald nachfolgen. An Handelsartikeln fehlt

es nicht. Es wächst hier eine Sorte sehr guter Tabak, die Muskatennüsse blühen in der Wildniß, an Massol ist Ueberfluß und die Küsten liefern Schildkrötenschalen und Tripang. Ungeheure Schätze edlen Holzes stecken in den Wäldern, und wer kann uns sagen, wie viel mehr noch das ganz und gar unbekannte Innere des Landes aufbringen wird, wenn Handelswege dahin und Handelsbeziehungen eröffnet werden können. Dann nur wird Neu-Guinea ein gesegnetes Land und eine reiche Besitzung von Niederland werden, wenn durch Handhabung einer christlichen Regierung die Macht der Sünde, Sklaverei und Mord gebrochen wird, wenn das lebendige Zeugniß des Wortes Gottes erschallt und wenn die milde, sanfte Lehre Jesu die Herzen seiner wilden Bewohner wird besiegt haben." —

So weit jene holländische Zeitung. Man sieht aus diesen Mittheilungen, daß die Missionare in der Heidenwelt nicht eben ein Leben voll Bequemlichkeit und Annehmlichkeiten führen. Die Mission ist aller Orten dazu angethan, alle selbstgemachten Höhen zu erniedrigen und die Ohnmacht unseres natürlichen Menschenwesens in's Licht zu stellen. Es ist eine durch tausendfältige Erfahrungen versiegelte Thatsache, daß, wer in den Dienst der Mission sich stellt, in besonderer Weise auf Leiden und Trübsale sich gefaßt machen muß. An Jeden, der dem Herrn zu diesem Dienste sich stellt, richtet er mit besonderem Nachdruck die Frage, die er einst seinen Jüngern vorlegte: „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?" Das sollte Jeder, der der Mission dienen will, vor allem Anderen in Betracht ziehen. Denn ist er nicht bereit, dem Herrn auf seinem Leidenswege zu folgen, und ihm unter vielerlei Verleugnung sein Kreuz nachzutragen, so wird er nie zu der Vollkraft gelangen, die zu einem nachhaltigen und gesegneten Wirken eines Boten Christi unter den Heiden unentbehrlich ist. Zwar ist auch hier der Herr freundlich und barmherzig und verlangt nicht auf einmal zu viel und zu Schweres von seinen Dienern. Das sehen wir schon an der Art, wie er seine Apostel und Jünger in den Tagen ihres Erdenwandels geleitet hat. Erst nach und nach, Hand in Hand mit der durch die völligere Offenbarung seiner selbst in ihnen wachsenden Glaubenskraft enthüllt er ihnen auch das Geheimniß und die Bedeutung des Kreuzes und seiner Kreuzesnachfolge, — eine weisheitsvolle Erziehungskunst, denn wer würde sonst nicht erschreckt zurück-

scheuen vor seiner Nachfolge; aber es gilt auch von der Erziehung des Christen und insbesondere der Boten Christi sich auf die Leidensnachfolge Christi vorzubereiten und ihrer stets gewärtig zu sein. Ottow und Geißler haben das zur Genüge erfahren, und erfahren es immer noch, denn ihre ganze Missionsthätigkeit war eben bis jetzt eine ununterbrochene Leidensschule, eine immerwährende Geduldsprobe, die sie durchzumachen hatten. In einem Briefe vom 6. September 1861 schreibt Missionar Geißler:

„Ach, daß es doch dem Herrn gelänge, durch dies Gericht*), welches er über die Papuas hat ergehen lassen, ihnen ihre geistlichen Augen zu öffnen, daß sie der Wahrheit glauben oder wenigstens ein Verlangen nach ihr empfinden möchten. Aber, aber — was sollen wir sagen? Schon sieben Jahre stehen wir hier, arbeiten, predigen und beten, aber es ist noch nichts zu sehen. Das Licht des göttlichen Wortes wird schon seit Jahren angesteckt, aber es brennt noch immer nicht, noch nicht auf einem Plätzchen, noch nicht in einem Herzen — was soll aus dem großen Neu-Guinea werden? Jeder Papua hat eine unsterbliche Seele, die fähig ist, Gott erkennen, lieben und anbeten zu lernen, fähig, sein Bild zu tragen und ihm ähnlich zu werden. Auch der Papua ist für's Himmelreich geschaffen; auch Neu-Guinea soll ein Eigenthum des Herrn werden; aber es liegt wüste! Eine Wüste, wo nur Unglaube, Versunkenheit und Sünde herrscht, wo sich die armen Menschen wälzen in den verderbten Neigungen des sündlichen Wesens. Sieht man das Thun und Treiben Tag für Tag, so möchte man wol fragen: ist es möglich, daß Neu-Guinea von einem andern Geist, als dem Lügengeist beseelt werden kann? Aber wir wissen: was bei den Menschen nicht möglich ist, ist bei Gott möglich. Ihm ist kein Ding zu schwer, er, der aus einer verfluchten eine gesegnete Erde machen kann, kann auch die Insel Neu-Guinea umschaffen und sie zu seinen Füßen legen. Er kann es und wird es thun. Doch wird noch manche Last getragen, mancher Streit gestritten, manches Gebet empor gesandt, noch mancher Berg erstiegen werden müssen.

Unser seliger Papa Goßner schrieb uns einmal: „Die Papua's werden sich so leicht nicht bekehren lassen.“ Er hatte Recht.

*) Hiermit ist die Pockenkrankheit gemeint, welche um jene Zeit in entsetzlich verheerender Weise unter den Eingeborenen auf Neu-Guinea wüthete.

Er wußte, daß Jahre nöthig sind, um einen Kulturzustand auch nur vorzubereiten. Wie sollte es uns so leicht gemacht werden, die mächtigen Urwälder des Un- und Aberglaubens, den Stolz, Hochmuth, die Falschheit, Heuchelei, Vielweiberei, die Unzucht, Rohheit, Barbarei 2c. mit einem Schlage umzuhauen? Und wäre dies erst geschehen, so sind ja doch noch so bald keine Früchte zu erwarten. Mag es wo anders leichter gehen mit der Bekehrung, so freuen wir uns; doch hier geht es nur sehr schwer und langsam. — Geduld, viel Geduld ist uns noth. Aber die Zeit, in der auch Neu-Guinea dem Herrn zugebracht wird, wird dennoch kommen. Der Frühling wird anbrechen und der Herr wird endlich auch hier sein Völklein sammeln, das ihm die Ehre giebt, denn sein Wort kann nach seiner Verheißung nicht leer zurückkommen. Diese Verheißung ist und bleibt Wahrheit; sie ist unser Stecken und Stab, worauf wir uns stützen. Und was wird es dann für Freude sein, wenn nach langem Sehnen, Arbeiten, Beten, Neu-Guinea sich endlich aus dem Todesschlaf erhebt als ein schöner Garten des Herrn; wenn aus dem unfruchtbaren Boden ein fruchttragender wird, wenn statt der Früchte des Fleisches, Früchte des Geistes: ächter Glaube, lebendige Hoffnung, brünstige Liebe, sich zeigen und das Land erfüllen werden? Diese Zeit wird kommen, darum sehen wir auch nicht auf die trüben Wolken, welche uns noch umgeben, sondern durch die Wolken hindurch auf die Verheißungen."

Dieser zuversichtliche Glaube an die Verheißungen des Herrn ist denn auch an Ottow und Geißler nicht zu Schanden geworden. Die neuesten Nachrichten von Neu-Guinea bringen die erfreuliche Mittheilung, daß nun auch der Herr wenigstens in einigen Seelen seinen Advent halten will. Mögen die Erfolge einer so langen und schweren Zeit auch noch klein und unscheinbar sein, so berechtigen sie doch immerhin zu neuen Hoffnungen, an deren Verwirklichung es der Herr nicht fehlen lassen wird, wenn nur seine Boten auch fernerhin in derselben Treue ausharren.

Dennoch drängt sich jedem unparteiischen Beurtheiler unwillkürlich die ernste Frage auf: „Ist es wol bei der Menge heilsbedürftiger Völker, bei der gegenwärtigen Oeffnung der Heidenwelt nach allen Seiten, und bei der verhältnißmäßig kleinen Kraft der Christenheit recht, sich den unempfindlichsten Boden als Missions-

feld zu wählen?“ Der Christenheit Australiens liegt ja sicherlich ob, die Arme rettender Liebe in die untergehende Heidenwelt ringsum „wider Hoffnung auf Hoffnung“ fort und fort auszustrecken, ob hier oder dort ein Brand aus dem Feuer sich wollte reißen lassen; aber Alle, welche von hier aus ihre Gedanken christlichen Erbarmens nach Neu-Guinea und Australien richten, finden ihre nächste Aufgabe ohne Zweifel darin, die dortige christliche Kirche selbst zu stärken, durch Mithülfe in der Sammlung ihrer zerstreuten und verwahrlosten Glieder. Es ist daher in der Ordnung, daß die dortigen Missionen nicht nur ein besonderes Augenmerk auf die dort immer zahlreicher werdenden Ansiedler richten, sondern daß sie auch im Gehorsam gegen den göttlichen Befehl sich der verwahrlosten und tiefgesunkensten Glieder der menschlichen Gesellschaft in Liebe annehmen. Der Herr aber wolle Gnade geben, daß auch in Neu-Guinea, wie in aller Welt, Sein Evangelium treulich verkündigt werde, und zu allen Zeiten und an allen Orten sich erweise als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Möge er den Gründern der Mission auf Neu-Guinea, sowie ihren Nachfolgern Geduld und Kraft geben, ihre tiefgesunkenen, schwarzen Brüder auch fernerhin in Liebe zu tragen und ihnen fort und fort zu verkündigen die Liebe in Christo, auf daß sie sich immer mehr in des Herrn Willen fügen: „Laß dir an meiner Gnade genügen!“

Auf immer gilt dein Segensbund:
Dein Wort ist Ja und Amen.
Nie weich es uns aus Geist und Mund
Und nie von unserm Namen.
Laß immerfort
Dein helles Wort
In allen Lebenszeiten
Uns trösten, warnen, leiten.

Und sende auch von Ort zu Ort
Den Durst nach deinen Lehren
Den Hunger auf dein Lebenswort
Und deinen Geist zu hören;
So send ein Heer
Von Meer zu Meer,
Der Herzen Durst zu stillen
Und dir dein Reich zu füllen.

(Schmolke).

Der Hottentott Waterbur als Fürst und Christ.

Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade noch viel mächtiger geworden. Röm. 5, 20.

Nichts als ein einfältiges, aufrichtiges, verlangendes Herz braucht man in die Schule des Herrn mitzubringen; um das Uebrige stehe es dann wie es wolle. Ist diese Bedingung erfüllt, so wird der rohe Hottentott und Neger in dieser himmlischen Schule ebenso schnell ein erleuchteter Wiedergeborner, als der unterrichtete Europäer; und der scharfsinnige Gelehrte hat hier nicht das Kleinste vor dem einfältigen Schäfer und Ackerknecht voraus, der nicht lesen und nicht schreiben kann. Denn das Licht des Herrn, das in unsere Finsternisse scheint, ist ganz Sein Licht und borgt vom natürlichen Menschen nicht den kleinsten Strahl; es ist ganz und gar ein neues und ein anderes Licht als das, wobei wir sehen, was unten ist und was sich um uns her bewegt. Und so wenig wir dem Herrn ein reines Herz und eigene Gerechtigkeit mitzubringen haben, so wenig braucht man, um von Ihm erleuchtet zu werden, Sein Sonnenlicht bei einem hellen Vollmondschein der Menschenvernunft aufzufassen. Darum ist das Evangelium für Alle und Jeden, und leuchtete dem ungelehrten Fischer Petrus so helle, als dem gelehrten Pharisäer Paulus. Es ist auch für die stumpfsinnigen Hottentotten und verkommensten Heiden dieselbe umgestaltende Kraft wie für die feinstgebildeten Chinesen und Europäer. Die nachfolgende Geschichte giebt uns einen Beleg hierzu.

Es war um die Adventszeit des Jahres 1807. Die Missionare auf Klaarwater waren in voller Arbeit, dem Herrn in ihrer Wüste Bahn zu machen. Sie waren damals der äußerste Vorposten im innern Südafrika. Sechs Jahre lang hatten sie schon jenseits des Orangeflusses gearbeitet und keine Frucht gesehen. Da machte sich um jene Zeit der Herr auf, seinen Advent in Bezeigung des Geistes und der Kraft unter den wilden Söhnen der Wüste zu halten. Ein ganzer Haufen derselben stand zur Taufe bereit.

So Etwas muß extra gefeiert werden; drei Sonntage hinter einander war Tauffest. Am 22. November wurden acht Männer und eine Frau getauft; am 29. folgten zwei Frauen und ein

Mann, und am 6. Dezember vier Männer und eine Frau. Die Missionare hatten nie ein so vergnügtes Weihnachten gehabt und wären die Masern und die Heuschrecken nicht gewesen, so hätten sie die Wüste glühend und blühend gemacht.

Unter den Erstlingen des 22. November waren die Häuptlinge des Volks. So lieb das auch den Missionaren war, so freuten sie sich doch noch vielmehr über einen Jüngling, Namens Andries Waterbur. Sie nennen ihn „einen Jüngling, der eine gute Bekanntschaft mit der Bibel erlangt hat, sich vor allem Volk als wohlunterrichtet ausgezeichnet und ein wahrhaft frommer junger Mann ist.“ Mit Freuden wurde er zur Taufe gelassen.

Die Leute auf Klaarwater waren sammt und sonders Bastarde. Man hat sie später Griqua genannt, weil ihre Mütter vielfach dem großen Hottentottenstamme der Gri angehörten, welcher vormals mit den Nama und Kora zusammen den Norden des heutigen Kaplands inne hatte. Die Früchte der schändlichen Verbindungen der Kolonisten mit den Griweibern waren diese sogenannten Griqua. Von ihren Vätern verstoßen und wegen des europäischen Blutes in ihren Adern doch zu stolz, um sich mit den Hottentotten zu verbinden, hatten sich diese Bastarde zusammen gerottet und waren aus der Kolonie nach dem Norden in die Wüsten am Orangefluß gezogen, wo sie ein Räuberleben führten und vollständig wie Heiden lebten; die Namen ihrer Väter hatten sie behalten. Ein solcher war auch Andries Waterbur. Den Wohnort seines Vaters wußte er nicht anzugeben, aber in der Kolonie war der Junge geboren; seine Mutter war ein Buschmannsweib und ihr Sohn hatte von ihr nicht alle die Eigenschaften natürlicher Trägheit geerbt, wodurch sich die Buschleute meistens vor anderen Hottentottenstämmen auszeichnen. Die natürlichen Gaben in Verbindung mit einer aufrichtigen Frömmigkeit empfahlen Andries den Missionaren so sehr, daß sie ihn nach seiner Taufe zum Schulmeister von Klaarwater machten, und sie haben es nie bereut. Mit den Kindern hielt er Schule und den Alten predigte er, wenn die Missionare auf Reisen waren.

Dem fröhlichen Anheben im Advente 1807 wollte auf Klaarwater lange kein frisches Fortgehen folgen. Die kleine Gemeinde wuchs nur langsam und mit dem neuen Leben ihrer Glieder sah es

oft sehr schwach aus. Aeußerlich hob sich der Ort; es wurden steinerne Häuser statt der bisherigen Hütten gebaut, Gärten wurden angelegt, man hatte unter Beirath der Missionare Gesetze und Rechte gemacht, und es war ein kleiner Staat entstanden, der sein eigenes Regiment hatte und einen weiten Flächenraum in der herrenlosen Wüste sein Eigen nannte. Klaarwater wurde Griquastadt genannt und man ging sogar damit um, in England eine eigene Münze für die Griqua prägen zu lassen. Aber bald gerieth der junge Staat in Händel mit der benachbarten Kolonie, in welche seine Missionare so unangenehm verwickelt wurden, daß nach zwanzigjähriger Thätigkeit der eigentliche Stifter dieser Mission 1820 hoffnunglos den Platz verließ. Es schien um den Adventssegen von 1807 geschehen zu sein. — Da führte der Herr um diese Zeit einen jungen frischen Missionar nach Griquastadt. Es war Robert Moffat. Er war eben Zeuge davon gewesen, welche Wunder der Gnade der Herr an einem Hottentottenhäuptling ausrichten kann. Er hatte bei dem berühmten Christian Afrikaner seine Missionslaufbahn begonnen, hatte ihn 1819 in Capstadt als leuchtendes Beispiel der segensreichen Erfolge der Mission zum Erstaunen aller Welt präsentirt und war jetzt eigentlich unterweges, für seinen alten guten Christian und dessen Volk im Norden ein besseres Land zu suchen, als unten am Orange war. Moffat sah bald, was in Griquastadt fehlte; es fehlte eben ein solches Haupt wie Christian Afrikaner war. Es waren zwar ein paar Häuptlinge da, Kok und Berend, Christen aus dem Advent von 1807, aber sie führten das Volk höchstens an, wenn es in den Krieg ging, sonst bekümmerten sie sich nicht weiter ums Regiment, waren übrigens auch alt an Leib und Seele, und es mußte ein frischer Mann sein, wenn's was werden sollte. Moffat überzeugte die beiden alten Herren und die Geheimräthe bald davon, und veranlaßte sie, Einen aus dem Volke zum Häuptling zu erwählen. Dies war im Jahre 1820.

Andries Waterbur hielt auf dem Wahltage seine Schule. Er war keiner der Angesehenen seines Volkes. Ein echter Schulmeister und demüthiger Christ, hatte er nicht darnach getrachtet, reich an Vieh zu werden; er war arm geblieben, seine Schule war seine Lust zehn Jahre lang gewesen unter vielem Leid und großem Undank des Volkes. Aber er war ein kluger, beredter, frischer Mann; man fand Rath bei ihm, wenn man ihn suchte. Und mildthätig war er

auch trotz seiner schmalen Kost, von Geiz wußte er nichts. — Kurze Zeit vor dem Wahltage begegnete ihm folgende Geschichte. Es lag eine Buschmannsfamilie auf dem Felde vor Griquastadt. Es war liederliches Gesindel. Der Schulmeister hatte ein Mädchen aus dieser Familie zu sich ins Haus genommen, auf daß es in seiner Familie Magddienste thun sollte; aber Waterbur's hatten ihre große Plage mit ihr; doch behielt man sie, weil sie ein Buschmannsmädchen war. Ihre Brüder betrugen sich mit der Zeit so schlecht, daß sie aus dem Felde von Griquastadt verwiesen werden mußten. Sie hatten eine alte Mutter bei sich, die in ihrer Hütte lag und vor Alter nicht gehen konnte. Als man aufbrach, ward auch der alten Mutter die Hütte über dem Kopf abgebrochen und das arme Weib unter freiem Himmel liegen gelassen. Waterbur erfuhr dies erst am andern Morgen und holte die Unglückliche sogleich in sein Haus. Er trug der Tochter auf, die Mutter zu pflegen; diese weigerte sich aber auf das Bestimmteste, derselben den geringsten Dienst zu thun; sie blieb dabei, ihre Mutter sei zu alt und könne nicht mehr arbeiten, darum verdiene sie auch nicht, daß man sie pflege oder ihr einen Bissen reiche. Es blieb dem Schulmeister nichts Anderes übrig, als selbst den Dienst an der Alten zu übernehmen; das that er denn auch treulich bis an ihren Tod, der wegen ihrer früheren Vernachlässigung bald darauf erfolgte.

Dies ist ein Charakterzug aus dem Leben Waterbur's; seine Mildthätigkeit kannte Jedermann, nicht minder aber seine Gerechtigkeitsliebe. Wie nun die Vornehmen des Volkes zusammentraten, um einen Häuptling zu wählen, wußten sie keinen besseren Mann, als den Schulmeister; der sollte ihr Führer werden. Man brachte ihm die Kunde vom Ausfalle der Wahl in die Schulstube. Es überraschte ihn Das; weder er, noch die Missionare hatten Etwas dazu gethan; aber um so mehr konnte er es deßhalb aus Gottes Hand hinnehmen. Die Missionare riethen auch dazu und so wurde aus dem Schulmeister ein Häuptling über ein Volk von 5000 Köpfen. Die beiden alten Häuptlinge, Kok und Berend, wurden seine Minister. Er hatte aber wenig Hülfe von ihnen; was gethan werden sollte, mußte er selber thun, und das war nicht leicht. Da gab es Verlegenheiten über Verlegenheiten und die Missionare mußten Rath geben, so ungern sie sich auch in obrigkeitliche Sachen mischten. Des Abends, wenn Alles auf dem Dorfe schlief, erschien Waterbur bei

ihnen und besprach sich über die Maßregeln, welche er zu nehmen hatte, um den kleinen Staat in Ordnung zu bringen. Was sie da vor Gottes Angesicht zusammen überlegten und beschlossen, das suchte Andries mit eben so viel Muth, als Umsicht und Kraft auszuführen. Er hatte die Augen überall; er war Baumeister und Marktmeister, leitete Garten- und Feldbau, übte Polizei und Gericht, schützte Wittwen, Waisen und Fremdlinge, und schirmte mit starker Hand die Grenzen seines kleinen Reiches; zwar schulmeisterte er nicht mehr, aber das Predigen ließ er sich nicht nehmen, in der Kirche und außer der Kirche; sein Volk hörte ihn gern und die Missionare hatten nichts dawider. Uebrigens zog Moffat auch bald ins Betschuanenland und es blieb nur ein Missionar zurück, um so erwünschter war der Prediger-Kapitain. Piet Saba und Piet David, ein Paar Griqua, verwalteten die Schule und unterstützten ihn auf seinen Predigt-Reisen, denn sein Volk lag an mehreren Stellen im Ländchen zerstreut und zählte nur etwa 200 Christen, alle Uebrigen waren Heiden und zum Theil sehr gottlose.

Es bleibt immer eine große Versuchung, auch für den demüthigsten Menschen, wenn man aus niederem Stande zu hohen Würden gelangt, und wenn David von den Schafen genommen und zum König von Israel gesalbt wird, führt ihn sein lieber Gott zuvor durch tiefes Leid und schwere Noth hindurch, damit er sich seiner Ehre nicht überhebe. Das erfuhr auch Andries Waterbur. Es ging nicht gleich, wie er dachte; sieben schwere Jahre mußte er durchmachen, und bis an den Rand des gänzlichen Verderbens mußte sein Ländchen gebracht werden, ehe ihm sein Wohlsein kam.

Bald nachdem er Kapitain geworden war, suchte die englische Regierung in Kapland freundliche Verbindungen mit ihm einzugehen, und erkannten insoweit den kleinen Staat in seiner Selbständigkeit an, als sie einen Agenten nach Griquastadt setzte, der die Interessen Kaplands wahrnehmen sollte. Die Griqua, welche durch frühere Vorfälle scheu geworden waren, trauten dem Dinge nicht recht, und wie sehr sich auch der Kapitain bemühte, sein Volk über die Bedeutung eines Agenten aufzuklären, so blieben doch Viele dabei, der Mann sei nur dazu da, um sie unter das englische Joch zu bringen. Der Argwohn griff so um sich, daß sich ein Theil aufmachte, das Land verließ und sich in den Bergen an der Grenze festsetzte, wo sich

allerhand herumtreibendes Gesindel mit ihnen verband. Man nannte sie die „Bergenar", und sie sollten durch ihre Raubzüge bald eine schwere Plage für Waterbur werden, da sich namentlich auch alle Griqua zu ihnen gesellten, denen der Ernst und die Strenge des neuen Kapitains zuwider war. Noch ehe jedoch diese Plage losbrach, zog ein schweres Kriegswetter aus den östlichen Betschuanenländern gegen Waterbur's Ländchen heran. Es waren die Mantaeti, ein völlig wildes Volk, welches wahrscheinlich durch den Zulukönig Tschakka, der damals den ganzen Osten Südafrikas in Bewegung setzte, aus seinen Sitzen verdrängt worden war und sich nun plündernd, sengend und mordend auf die Betschuanen im Westen warf. Es war ein Schwarm von 40,000 Köpfen, der gleich einer wilden Fluth das Land überschwemmte. Im Juni 1823 brachte Moffat, der auf einer Reise gewesen war, die Nachricht nach seiner neuen Station; er hatte die entsetzlichsten Dinge unterwegs von ihnen gehört. König Matibe und seine Batlapi (unter denen Moffat arbeitete) erschraken, doch rüsteten sie sich, den Feind zu empfangen. Moffat aber kannte die großmäuligen und feigen Söhne schon, und wußte, daß er von ihrer Hülfe nicht viel zu erwarten hatte. Er dachte deßhalb an Andries Waterbur, seinen Nachbar; der konnte wenigstens einige Hundert berittene Männer mit Musketen stellen. Sogleich bricht er auf nach Griquastadt und es gehörte nicht viel dazu, den wackern Kapitain zur Hülfe zu bewegen, da sein eigenes Land auf dem Spiele stand, wenn seine Nachbarn überwunden wurden. Waterbur rüstete sofort seine Mannschaften aus, denn der Feind ließ nicht lange auf sich warten; am 26. Juni Morgens standen die Heerhaufen einander gegenüber. Es war dieselbe Wahlstatt, wo 14 Jahre später die Bauern den stolzen Moselekazzi überwanden und ihn zur Flucht nach Norden nöthigten. Die schwarzen Schaaren der Feinde bedeckten weithin das Feld, als kleines Häuflein standen ihnen die Reiter Waterbur's gegenüber, König Matibe mit seinem Batlapi stand ganz hinter uns. Den Oberbefehl führte Waterbur; die alten Feldherren der Griqua waren zwar auch auf dem Platze, aber sie hatten sich freiwillig des Commando's begeben und es einstimmig Andries übertragen. Missionar Moffat war gleichfalls zur Stelle, und hatte Tags zuvor noch mit Waterbur vergeblich versucht, den Feind, die Mantaeti, zum Rückzug zu bewegen. Nun mußte die Schlacht entscheiden. — Der erste Angriff der wü-

thenden, nackten Wilden war gewaltig und Waterbur wich mit seinen Reitern aus. Dann ließ er feuern, er selbst streckte einen Häuptling des Feindes zu Boden und die Schlacht begann. Die Mantaeti hatten nie Feuergewehren gegenübergestanden, und wußten sich des weithin tragenden, unsichtbaren Geschosses nicht zu erwehren; bald lagen ihre besten Krieger todt oder verwundet am Boden, aber immer sprangen neue hinzu und die Schlacht stand. Da drohte den Griqua Pulver und Blei auszugehen; jeder Mann hatte nicht mehr als zu zwölf Schuß bekommen können. Sorgenvoll ritt Kapitain Waterbur von einem Flügel zum andern, aber er verlor den Muth nicht; noch einmal hielt er einen gewaltigen Stoß der Feinde aus und ließ nun alle seine Mannschaften auf den Feind einreiten. Dieser Schlag war entscheidend; König Matibe stürzte nun als Verbündeter mit seinen Männern dem Feinde in die Seite, und es gab ein entsetzliches Getümmel. Die verwundeten Mantaeti kämpften zwar bis zum letzten Hauch; aber Waterbur war mit seinen Leuten nicht minder tapfer, und die verbündeten Batlapi hausten mit ihren vergifteten Pfeilen und Assagaien scheußlich unter ihnen, und ganze Schaaren Gefallener bedeckten die Wahlstatt. Moffat, welcher mitten im Getümmel war, war nicht im Stande, den Barbaren zu wehren, doch rettete er eine ganze Zahl wehrloser Weiber und Kinder. Sieben volle Stunden dauerte der Kampf, dann löste sich das Heer der Mantaeti in jäher Flucht nach Osten auf, um nie wiederzukommen. Sie ließen außer der Menge der Verwundeten achthundert Tode auf dem Schlachtfelde; Waterbur zählte nur einige leicht Verwundete, hatte aber nicht Einen Mann verloren, vielmehr hatte er den Ruhm gewonnen, Griquastadt und das Volk der Batlapi vom Verderben gerettet zu haben.

Diese ritterliche That Waterbur's war umsomehr anzuerkennen, als er sie in einer Zeit ausführte, in welcher sein Land von zwei Plagen schwer zu leiden hatte. Die eine war eine lang anhaltende Dürre, wodurch sein Volk genöthigt war, sich weit und breit im Lande zu zerstreuen, um Weide für das Vieh zu finden; ein Umstand, der das Aufblühen Griquastadts sehr hinderte; die anderen waren eben jene Bergenaer, welche sich als große Räuberbande an der Grenze des Ländchens festgesetzt hatten. Sie beunruhigten Waterbur's Leute ohne Aufhören und dehnten ihre Raubzüge weit nach Osten in das Land der Bassuto aus, von wo sie viele Menschen und Vieh weg-

führten und an gewissenlose Bauern in Kapland gegen Pulver, Blei und Flinten verkauften. Es war damals ein wahrer Sklavenmarkt an der Nordgrenze Kaplands eingerichtet, von wo die holländischen Bauern Bassuto-Mädchen und Jünglinge zur Bearbeitung ihrer Felder in Menge wegschleppten. Waterbur unternahm mehrere Züge gegen die Bergenaer, und es gelang ihm zuweilen, ihnen das Vieh und die geraubten Bassuto abzunehmen; die große Gerechtigkeit, mit der er die in Freiheit gesetzten Bassuto behandelte und ihnen ihr Vieh zurückgab, welches er zur Beute gemacht hatte, zog die Bassuto so an, daß sie sich in Waterbur's Lande niederließen, um unter seinem Schutze sicher zu sein; so daß bald mehrere solcher kleiner Bassuto-Kolonien in Griqualand entstanden. Allein gänzlich gelang es nie, die Bergenaer aufzuheben, und nach einem dreijährigen Kampfe wäre Waterbur um ein Haar ihrem Angriffe gänzlich erlegen. Dies war die tiefste Demüthigung, die der brave Kapitain erfuhr.

Kurz zuvor hatte sich Missionar P. Wright bei Waterbur niedergelassen, der nachher den Griqua zum großen Segen wurde. Er gewann bald großen Einfluß auf das Volk und die kleine christliche Gemeinde sammelte sich wieder und baute sich nach den mancherlei Anfällen, die sie in den letzten Jahren erfahren hatte, wieder in der Nähe von Griqua an. Waterbur sah das mit Freuden. Da traf es sich im April 1827, daß wieder ein Haufen Bergenaer einen Kraal der Kora überfiel, welcher unter Waterbur's Schutze stand. Bei dieser Gelegenheit war von ihnen eine Frau erschossen und viel Böses verübt worden. Waterbur setzte den Räubern nach und nahm sechs von ihnen gefangen. Sie wurden nach Griquastadt ins Gefängniß gebracht und man sprach ihnen das Todesurtheil. Missionar Wright erlangte noch eine Woche Frist, um sie zum Tode vorzubereiten. Vier von ihnen bekehrten sich, aber Waterbur ließ an Allen das Urtheil vollstrecken. Als dies die Bergenaer erfuhren, stürmten sie mit all ihrer Macht auf Griquastadt; sie hatten geschworen, Mann, Weib und Kind zu erschlagen, bis auf den letzten Kopf. Anfangs verachtete Waterbur ihre Drohungen als leere Prahlerei, aber ganz unerwartet überfiel ein Haufen von 500 Bergenaern die unbefestigte Griquastadt, eroberte sie und verbrannte zum großen Theil den so blühenden Ort. Der Kampf war furchtbar und als er drei Tage fast ununterbrochen gedauert hatte, rüstete sich Missionar Wright zur Flucht, denn es

schien, als ob die Bergenaer Sieger bleiben würden. Doch entschloß er sich, zuvor an den feindlichen Anführer noch einen Brief zu schreiben und um eine Zusammenkunft mit ihm zu bitten. Wright that es ohne Zustimmung Waterbur's, welcher vom Unterhandeln nichts wissen wollte. Seltsamerweise aber zogen sich die Bergenaer nach dem Empfang des Briefes sofort zurück und schickten an Wright eine Gesandtschaft, mit der Bitte, ihn zu besuchen. In Folge der Vorstellungen, welche der Missionar ihnen machte, traten sie den Rückzug an und die Gefahr war somit gewendet. Die Griqua behaupteten, daß sie den Rückzug hätten antreten müssen, weil sie kein Pulver und Blei mehr gehabt hätten; man fürchtete auch auf lange die Rückkehr des Feindes, welcher später allerdings noch einmal einen Versuch machte, der aber abgeschlagen wurde; im Jahre darauf sah Gott drein und rieb die Bergenaer durch eine Seuche auf, der nur wenige entrannen.

In Folge dieser siebenjährigen Bedrängniß war in Waterbur's Ländchen Vieles äußerlich und innerlich zu Grunde gegangen. 1828 zählte die christliche Gemeinde nur noch 28 Glieder; die übrigen Christen waren umgekommen, hatten das Weite gesucht oder waren verstorben; neue Erweckungen wollte es nicht geben, somit blieben die Uebrigen Heiden. Aeußerlich war Vieles, was einen schönen Anfang gehabt, stecken geblieben und wieder verfallen, namentlich was Acker- und Feldbau betraf. Waterbur demüthigte das sehr und er hat mit Wright viel nach Erlösung geschrieen. Das große Gericht Gottes über ihre Feinde, die Bergenaer, wirkte zuerst wieder kräftig auf die Griqua. Es schlug um 1829 Mancher in sich, und 1830 wird schon wieder von so lebendigen Bekehrungen berichtet, daß getauft werden konnte und die kleine Gemeinde sich mehrte. Waterbur entwickelte seine ganze Thatkraft nicht blos als Prediger, sondern, was vor Allem seines Amtes war, als Obrigkeit, welche Recht und Ordnung in dem zum größten Theile noch sehr zügellosen und gemischten Haufen der Einwohnerschaft des Griqualandes zu bringen trachtete. Nach zwei Jahren kannte man Griquastadt kaum wieder. Waterbur hatte im vollen Sinne des Wortes den Ort auf eine andere Stelle gesetzt. Der Platz, wo er früher stand, war unpassend gewählt; als die Bergenaer ihn größtentheils niedergebrannt hatten, gebot der Kapitain, den Neubau auf einer besseren Stelle vorzunehmen. Er wählte ein

schönes, großes Stück Ackerland in der Nähe der Quellen aus und theilte es in viele Stücke, auf welchen Gärten angelegt werden konnten. Die Quellen wurden so ausgeleitet, daß sie die Gärten umflossen und dieselben mit ihrem Wasser tränken konnten. Rings um die Gärten wurden Baustellen an die Einwohner vertheilt, zu jedem Garten eine Baustelle und Jedem aufgegeben, für Haus und Gartenbau bei Verlust seines Grundstücks zu sorgen. Der unermüdliche Kapitain war überall bei der Hand und zeigte seinen Leuten, wie sie die Häuser bauen und die Gärten anlegen müßten; er führte selbst die Mauerkelle, den Pflug und den Karst; Tage lang arbeitete er mit ihnen wie ein Tagelöhner. Waterbur wußte aber auch den alten guten Spruch: „Wie man liest in der Bibel, so steht am Hause der Giebel.“ Darum wußte er auch in ganz Griquastadt vortreffliche Einrichtungen zu treffen. An jedem Abend nach Sonnenuntergang, wenn das Vieh gemelkt, und Alles im Kraal beisammen war, mußte jeder Hausvater seine Leute jung und alt um sich versammeln, auch die Dienstleute und Gäste durften nicht fehlen. Dann las er ein Stück aus der Schrift vor; man sang ein Lied und mit dem Abendsegen schloß die kleine Andacht. 1832 war in ganz Griquastadt nur ein Haus, welches sich dieser Anordnung Waterbur's nicht gefügt hatte. Waterbur besuchte oft die Häuser und hörte zu, wie man's machte. Wright hatte jeden letzten Sonntag des Monats ausgesetzt, um öffentlich in der Kirche die ganze Gemeinde im Katechismus zu prüfen. Er merkte bald, welche lieblichen Früchte der tägliche Hausgottesdienst trug; die Leute wuchsen sichtlich in der Erkenntniß des Wortes Gottes und die Lust an des Herrn Wort und Wegen nahm mächtig zu. Griquastadt fing an eine Stadt auf dem Berge zu werden, und Waterbur's Name wurde unter den umwohnenden Heiden mit Respekt genannt. Man hat ja die bekannte Geschichte, wie Moschesch, der Bassuto-König, lediglich um Waterbur's willen den französischen Missionaren in seinem Lande den Zutritt gestattete. Fast die Hälfte der Einwohner des Landes bestand aus Betschuanen und Bassuto; so suchte man Schutz bei dem guten Kapitain der Griqua.

Es konnte nicht fehlen, daß auch in Kapland der Name Waterbur's endlich genannt wurde. Sir Benjamin d'Urban, General-Gouverneur von Kapland, wurde auf den außerordentlichen Mann aufmerksam und lud ihn zum Besuche nach Kapstadt ein. Waterbur

konnte diese Bitte nicht abschlagen und begab sich daher mit seinem Missionar (Wright) auf die Reise; er traf gegen Ende des Jahres 1834 in Kapstadt ein. Der General-Gouverneur sandte sofort seine Staatskutsche nach dem Hôtel in der Kirchstraße, wo Waterbur eingekehrt war, ließ ihn zu sich zum Mittagsmahl holen und gab ihm mit seiner Familie ein anständiges Logis in seinem Palais. Es machte in Kapstadt ungeheures Aufsehen, einen Hottentotten in der königlichen Kalesche fahren und an des Gouverneurs Tafel speisen zu sehen. Einige hatten ihren Spott und sagten, nun ginge die Welt unter, Andere meinten, es würde dem armen Kerl der Kopf verdreht. Aber die Welt blieb wie sie war und Waterbur ein demüthiger und bescheidener Christ, wie er vorher gewesen. Der berühmte Astronom John Herrschel, der in Kapstadt wohnte, lud unter vielen Andern den Kapitain einmal zum Abendbrod ein. Da ließ er ihn auch durch sein Fernrohr den gestirnten Himmel betrachten und gestand nachher, der Hottentott hätte Alles wohl verstanden, was er ihm demonstrirt habe, und lange nicht so viel dumme Fragen gethan, wie er von manchen sogenannten gebildeten Leuten zu hören bekäme. Es war gerade die Zeit, wo in Kapland die Freilassung der Sklaven bekannt gemacht wurde; es herrschte also im ganzen Lande, aber besonders in der Hauptstadt, Kapstadt, die größte Bewegung; auch Waterbur wurde in dieselbe mit hineingezogen. Am 1. Dezember nämlich wurde zur Feier dieses weltgeschichtlichen Ereignisses eine große Versammlung in der Hauptstadt veranstaltet. Die Männer der Wissenschaft, die Gutsbesitzer, die Vertreter des Handels und der Industrie waren aus allen Theilen des Landes zusammengeströmt, um dieser Sitzung und den öffentlichen Vorträgen, welche gehalten werden sollten, beizuwohnen. Auch Waterbur fehlte nicht und bald wurde er von vielen Seiten aufgefordert, eine Ansprache zu halten. Waterbur war ganz unvorbereitet, aber er war ein gewandter Redner und bald wußte er seine Zuhörer so zu fesseln, daß Alles lauschte und staunte und Alles bezeugte, daß er ein außerordentlicher Mann sei. Die Rede ist nachgeschrieben worden, und sie mag hier zur Darstellung des merkwürdigen Mannes einen Platz finden.

„Ich bin dem Herrn für diesen Tag sehr dankbar," begann der Kapitain, „denn es ist mir ein großes Vergnügen, daß mir Gelegenheit gegeben ist, dieser Versammlung beizuwohnen und zu denen ge-

zählt zu werden, welche nicht allein den Herrn Jesum lieben, sondern auch thätig sind, seinen Namen auf Erden bekannt zu machen, auf daß die Menschen durch ihn gesegnet werden und alle Völker ihn selig anrufen. Ich sehe mich hier umgeben von Leuten, welche die Macht des Evangeliums fühlen, welche die Menschheit in allen ihren Geschlechtern lieben, welche mit ihren Nebenmenschen Mitleid haben und arbeiten, wünschen und beten, daß die Zeit komme, welche verheißen ist, wo Unwissenheit und Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Krieg bis an die Enden der Erde aufhören und an ihrer Statt nach Gottes Verheißung Erkenntniß, Gerechtigkeit, Freude und Liebe überall in der Welt herrschen werden. — Ich fühle mich gegenwärtig in einer eigenthümlichen Lage: ich habe Manches erlebt, und bin oft in Lagen gewesen, in denen Viel auf dem Spiele stand, voll Verantwortlichkeit und Gefahr; aber nie, so lange ich denken kann, war ich in einer Lage, in der so viel wichtige und interessante Beobachtungen mein Gemüth erfüllten als jetzt.

„Meine ganze eigene durchlebte Vergangenheit geht soeben an meinem inneren Auge vorüber; ich bedenke, in welchem Zustande ich das Licht der Welt erblickte. Ein Heide, dumm und verwahrlost, unter dem Banne meiner Farbe, meines Namens und meiner Geburt, ohne den Schutz der bürgerlichen Rechte und der christlichen Freiheiten durchlebte ich meine Kindheit und Jugend. In diesem Zustande wäre ich geblieben, wenn nicht die Missionsgesellschaft sich meiner angenommen, und wenn nicht lebendige Christen, von der Liebe Christi gedrungen, sich meiner erbarmt hätten. Hätten die Grundsätze des Evangeliums nicht ihren belebenden Einfluß auf die Herzen derer geäußert, welche mit dieser Gesellschaft verbunden sind, so wäre ich bestimmt gewesen, in dem Zustande viehischer Dummheit zu leben und zu sterben, — ewig geschieden von Allem, was gut ist. Aber gelobt sei Gott, er hat mich mit dem Evangelio heimgesucht. Ich bin in den Grundsätzen desselben unterrichtet und ich liebe und schätze sie; ich habe Theil an ihrem reichen Segen, der eine Quelle von Sicherheit, Untrüglichkeit und fortwährender Erquickung für mich ist; ich fühle mich beseelt von seinen Hoffnungen; ich erfreue mich seiner Vorrechte und ich blicke vorwärts auf die Vollendung seiner Segnungen. Und alles das habe ich durch die Mittel dieser Gesellschaft; und aus dem tiefsten Grunde meines Herzens danke ich Gott, daß ich jetzt vor Euch

als ein Christ stehe. Ich fühle mich verbunden — und ich bin überzeugt, daß Ihr alle es mit mir fühlt — für alles das, was mich das Evangelium lehrt, zu arbeiten und zu beten, und beizutragen, daß die Grundsätze desselben ausgebreitet, ihre Segnungen weiter getragen und ihre bürgerlichen und religiösen Vorrechte je mehr und mehr fest begründet werden.

„Das Amt, welches ich, als Kapitain über einen Stamm an der Grenze, nach göttlicher Vorsehung erhalten habe, giebt mir mehr als irgend einem meiner christlichen Unterthanen eine ausgedehnte Gelegenheit, einen allgemeinen wohlthätigen Einfluß auszuüben, und ich wünsche, daß ich meine Verantwortlichkeit gegen Gott stets tief fühlen möge, für die Pfunde, welche er in meine Hände gelegt hat, und daß ich immer mehr fähig werde, den rechten Gebrauch von denselben zu machen. Ich fühle mich verpflichtet, mein Volk nach christlichen Grundsätzen zu regieren. Die Welt weiß aus Erfahrung und ich weiß es sowohl aus meinem kurzen Leben als aus der Bibel, daß jede Regierung zu Grunde gehen muß, welche nicht auf die Grundsätze der Bibel gestützt ist. Regierungen, welche die Grundsätze der Bibel verwerfen, werden und müssen endlich durch Parteilichkeit, Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Grausamkeit dem Volke und dem Staate zum Verderben werden; Argwohn, Haß, Empörung und Untergang werden stets die unausbleiblichen Folgen sein. Darum bitte ich zu Gott, es möge stets mein Bestreben sein, daß die Bibel die Grundlage für alle Grundsätze meiner Regierung ausmache; dann habe ich und mein Volk ein Panier, zu welchem wir uns wenden können, das klar, faßlich und ausreichend ist, und nach welchem wir dereinst Alle geprüft und unser Loos bekommen werden am jüngsten Tage.

„Das Verhältniß, in welchem ich zu meinem Volke als sein Haupt und Führer stehe, verpflichtet mich, seine Wohlfahrt zu suchen und sein Glück zu fördern. Die Wohlfahrt meines Volkes werde ich aber dadurch am Besten zu fördern vermögen, wenn ich mich den Grundsätzen der Bibel anschließe. Würden Regenten und Regierungen nach dem einfachen Grundsatze handeln, nach welchem wir als Privatpersonen zu handeln verpflichtet sind, nämlich so zu handeln, wie wir behandelt sein wollen, so würde Alles gut gehen und die Erde aufhören ein Jammerthal zu sein. Ich hoffe, daß durch die Grundsätze des Evangeliums die Sitten meines Volkes fortwährend gebessert

werden, und es soll mein stetes Bestreben sein, daß diese Grundsätze durch mein Exempel nichts von ihrer Kraft verlieren. Guter Unterricht wird sie bilden, macht sie weise, brauchbar, mächtig und sicher mitten unter ihren Nachbarn, und je besser sie unterrichtet sind, desto deutlicher werden sie einsehen, daß die Grundsätze der Bibel die besten Grundsätze für Regierungen und Privatpersonen, für Familien, Stämme und Nationen sind. Ich weiß, daß das Evangelium viel in meinem Lande ausgerichtet hat und noch ausrichtet. Eine beträchtliche Anzahl ist unter seinen segnenden Einfluß gebracht, und vereint ihre Bemühungen, ihren Einfluß und ihre Gebete mit den unsrigen. Die Erziehung erstreckt sich auf Alles; der allgemeine Charakter des Volkes bessert sich und die Gesittung schreitet vorwärts. Man denke aber ja nicht, daß bereits Viel gethan sei und daß nur noch wenig zu thun übrig wäre; nein, nachdem länger als dreißig Jahre gearbeitet ist, beginnt es doch erst bei uns besser zu werden und es ist noch nicht viel Gutes bei uns zu Stande gekommen. Es bleibt noch Viel bei uns zu thun übrig. Es giebt viele und zahlreiche Stämme im Innern, welche nichts von den Dingen wissen, welche zu ihrem Frieden dienen. Diese strecken ihre Hände nach Euch aus; sie rufen Euch um Hülfe an. Ihr habt die Mittel zur Unterweisung, Bekehrung, Rettung und Beglückung in Euren Händen. Umsonst habt Ihr es empfangen, darum müßt Ihr's auch umsonst geben. Laßt jeden Christen in Afrika seine Pflicht thun, so wird Grausamkeit und Blutvergießen an Euren Grenzen aufhören. Strenge und Gewalt, Kanonen und Schwerter, Eisenbahnen und Kanäle, Fabriken und Verkehrstraßen; — sie alle thun es nicht; aber der Einfluß und die Macht des Evangeliums und der Erziehung, verbunden mit einer gerechten und weisen Polizei werden die Völker an Euren Grenzen zu Euren Freunden und Verbündeten und sie selbst ehrenwerth und glücklich machen. — Euch um diesen Einfluß zu bitten, die Wohlfahrt meines Volkes und der ringsumliegenden Stämme zu fördern, dazu bin ich nach Kapstadt gekommen. Und da werdet Ihr mir erlauben, mit aller Dankbarkeit, Liebe und Ehrfurcht die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit anzuerkennen, welche mir persönlich Seine Excellenz, der General-Gouverneur erzeigt haben, und die Aufmerksamkeit, welche er den wichtigen Dingen gewidmet hat, welche ich ihm zur Berücksichtigung vorzulegen hergekommen bin. Herz und Zunge versagen mir den

Dienst, wenn ich zu denken und auszusprechen versuche, wie Seine Excellenz mich und meine Angelegenheiten behandelt haben. Seine Freundlichkeit und ausgezeichnete Herzensgüte haben mich ganz überwältigt. Sein offen ausgesprochenes Verlangen nach Friede, Wohlstand und Glück der Stämme an der Grenze, die faßlichen und gut verstandenen Ansichten, welche er über alle Zustände an den Grenzen hat, die Bereitwilligkeit, mit welcher er durchaus allen meinen Plänen und Wünschen entgegen gekommen ist, hat ihm vollständig mein Vertrauen, meine Dienste und meine Neigungen gewonnen. Aber auch von anderen Seiten sind mir zahlreiche Aufmerksamkeiten zu Theil geworden. Das Wohlwollen der Freunde gegen mich und meine Sache haben Eindrücke auf mich gemacht, welche niemals in meinem Gemüthe verlöschen werden. Nächst Seiner Excellenz, des General-Gouverneurs und seiner Gemahlin erwähne ich nur den Namen von Sir John Herrschel, Sir John Wilde, Baron von Ludwig, Herrn Maclear und Herrn Dr. Adamson. Ich kehre mit einem Herzen voll von Liebe und Dankbarkeit heim; ich fühle, daß die Verpflichtungen, welche ich zu erfüllen habe, gewachsen sind: durch die Segnungen des Evangeliums, durch die Güte Gottes, die er mir darin erwiesen hat, daß er meine Reise nach seiner Vorsehung hat eine glückliche sein lassen, durch die väterliche Freundlichkeit Seiner Excellenz gegen mich, durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er Maßregeln für die Wohlfart meines Volkes getroffen hat und durch das ehrenvolle Verhältniß, in welchem ich nun zu ihm und dem Lande stehe. Alles dies ermuthigt mich sehr und verbindet mich, mit neuem Eifer zurückzukehren, um Alles zu thun, was in meiner Macht steht: für Gottes Sache, für die Sache der Menschheit und für das Interesse und den Schutz der Grenze Kaplands." —

So hat die Rede Waterbur's damals in den Kapländischen Zeitungen gestanden; er wird sie wohl so gehalten haben. Man merkt ja, der gute Kapitain ist Schüler und Schulmeister gewesen; auch kann man darüber sein Bedenken haben, daß der Mann so ganz europäisch geworden ist; immerhin bleibt es aber ein stattlicher Beweis dafür, daß aus einem dummen Hottentotten ein gescheidter Mensch werden kann. Der Gouverneur erkannte das, schloß mit ihm eine förmliche Allianz und ernannte ihn zum Markgrafen von Griqualand. Mit reichen Geschenken für ihn, seinen Sohn und seine

Räthe entließ er ihn und gab ihm einen Geleitsbrief mit auf den Weg, in welchem er ihn allen Behörden von ganz Kapland als seinen Bundesgenossen zur angelegentlichsten Unterstützung empfahl. Auch die Gemahlin des Gouverneurs ehrte den neuen Markgrafen mit einem reichen Geschenk und der Präsident des obersten Gerichtshofes von Kapland forderte ihn auf, über alle wichtigen Angelegenheiten der Rechtspflege mit ihm in schriftlichen Verkehr zu treten.

In hohem Grade ermuthigt, traf Andries Waterbur wieder in Griquastadt ein. Er hat die Hoffnungen, welche man auf ihn setzte, nicht getäuscht. Seit 1831 beginnt die Blütezeit des kleinen Staates. Waterbur und Wright arbeiteten Hand in Hand. Der Kapitain wußte die Grenze seines Ländchens gegen alle Feinde zu schirmen, und schirmte damit zugleich die Nordgrenze Kaplands, soweit er reichen konnte; Landbau und Handel hoben sich sichtlich. Noch mehr aber wuchs die Kirche Gottes. Die ausgedehntesten Erweckungen traten in Griquastadt und auf den Außenplätzen des Griqualandes ein, auf welchen letzteren überall eingeborne Prediger und Lehrer angestellt waren, welche holländisch, hottentottisch, betschuanisch und englisch predigten und lehrten. 1837 hatte die Kirche 146 Glieder; im folgenden Jahre wurden 248 neue Glieder hinzugethan; im folgenden 165, im folgenden 96, so daß 1840 die Griquakirche 630 Glieder zählte. In den Schulen waren 900 Kinder, und 1842 waren nicht weniger als 22 Lehrer angestellt. 1843 brachten diese Christen als freiwilligen Beitrag für Kirche und Schule über 630 Thaler zusammen. Die Verbreitung der heiligen Schrift und anderer christlichen Bücher wurde auf's Lebhafteste betrieben, um auch den übrigen Tausenden der Bevölkerung des Landes, welche noch Heiden waren, das Christenthum nahe zu bringen. Der Enthaltsamkeitsverein blühte im Lande und der Handel mit Branntwein war von Waterbur gänzlich untersagt. 1846 erreichte dieser Wohlstand der Kirche seinen höchsten Grad, und das Christenthum fing an im Lande eine Macht zu werden. Es ist gewiß, daß Wright die Seele aller dieser Unternehmungen und ihrer Erfolge war, denn er war ein ausgezeichneter Missionar; aber Waterbur war ein Pfleger des Heiligthums, wie wenige Häuptlinge, die uns in der neueren Missionsgeschichte begegnen, das mußte Freund und Feind anerkennen und hat es auch anerkannt. Die Kapländischen Bauern waren keine besonderen Freunde

der Farbigen, aber auch der erbitterste Gegner unter ihnen ließ Waterbur Anerkennung wiederfahren.

Leider ist es dem braven Kapitain nicht vergönnt gewesen, am Abend seines Lebens die Früchte genießen zu dürfen, deren Blüte er in diesen zehn gesegneten Jahren gesehen hatte. Wright starb 1846; das war ein großer Verlust für Griqualand. Dazu gesellte sich eine unerhört trockne Zeit; Jahre lang war kein rechter Regen gefallen; die Quellen bei Griquastadt versiegten eine nach der andern, so daß nur eine einzige übrig blieb, mit deren Wasser nur ganz weniges Land bewässert werden konnte. Das hatte die üble Folge, die schon so mancher Missionsstation im Innern Südafrika's verderblich gewesen ist, daß das Volk nicht zusammenbleiben konnte. In solcher Zeit löst sich alle Ordnung auf und Jeder zieht dahin, wo er Wasser und Weide findet, sonst ist Tod für Mensch und Vieh unausbleiblich. In dieser Zeit wanderten Waterbur's Schützlinge, die Bassuto, in ihre Heimath zurück; sie waren ein wichtiger Theil der Landeskirche gewesen und ihr Abzug war ein großer Verlust. Dann ergriff die Griqua, welche im Lande nicht mehr ihr Bestehen finden konnten, die Jagdlust und sie zogen weit nach Norden in das große Wildfeld in der Umgegend des Ngami-See's. Noch ehe die englischen Reisenden diesen See entdeckten, war er längst den Griqua Waterbur's bekannt; noch weit über ihn hinaus waren sie den Tiuge hinaufgegangen; an der Westküste erschienen ihre Jagdzüge bei Jonker Afrikaner im Namaqualande. Sie trugen zuerst die Missionskunde in diese fernen Gegenden. Allein diese Jagdzüge, die sich alle Jahre wiederholten, entfernten Viele von Kirche und Schule und das Schweifen in der Wüste verwilderte viele Gemüther. Dazu gesellte sich seit 1848 die große Unsicherheit des Landbesitzes, welche durch den Kampf der Bauern und der Engländer jenseits des Orangeflusses herbeigeführt wurde. Englische Agenten, welche damals in jener Gegend zu thun hatten, respektirten den Markgraf nicht, wie es recht und in der Ordnung gewesen wäre und erlaubten sich Eingriffe in seinen Landbesitz, was alte Verstimmungen in den Gemüthern der Griqua gegen die Europäer Kaplands hervorrief. Und überdies war Andries alt geworden; er litt viel an Krankheit; die alte frische Kraft war von ihm gewichen. Sein Sinn und Gemüth blieb unverrückt den Grundsätzen getreu, die er so begeistert damals in Kapstadt ausgesprochen hatte,

er arbeitete auch rastlos daran, seinem armen Volke neue Erwerbsquellen in dem dürren Lande zu eröffnen; aber theils fehlten ihm die nöthigen Mittel, seine Pläne durchzuführen, theils auch die alten Europäer, das durchzusetzen, was er als recht und gut erkannt hatte.

Da war es wieder im Advent 1852. Andries war nun 45 Jahr Christ und hatte seinem Heilande treu gedient. Die Kirche seines Ländchens zählte 545 Kommunicanten und 1100 Menschen wurden im ganzen Lande mit dem Worte Gottes unterrichtet. Es sollte am 5. Dezember in Griquastadt Missionsfest sein. Der alte würdige Kapitain war schwach und elend, er ließ es sich aber nicht nehmen, wie gewöhnlich, auf dem Feste den Vorsitz zu führen. Trotz seiner Leibesschwachheit hielt er seine Predigt fast mit demselben Feuer der Beredsamkeit, wie man es seit Jahren an ihm gewohnt war. Es war sein letztes Wort an sein Volk. Drei Tage darauf legte er sich und am 13. Dezember ging er zu seiner Ruhe ein.“*) Aber an dem Tage, wo der Herr der Herrlichkeit die Großen und die Kleinen, die Weißen und die Farbigen aus allen Nationen der Erde um seinen Stuhl versammeln wird, um nach den aufgeschlagenen Büchern einem Jeglichen sein Theil zu geben, dann werden auch Namen der Griqua und Hottentotten, der Neger und Kaffern in dem Buch des Lebens stehen, die durch Waterbur's Dienst für die Ewigkeit gewonnen und dem Lamme zugeführt wurden.

Lehr uns, wie wir dem Verderben
Durch der Gnade Kraft entgehn,
Wie wir, eh' wir leiblich sterben,
Wahrhaft geistlich auferstehn,
Und nach deinem Wohlgefallen
Denken, reden, beten, thun,
Graden Wegs zu dir hin wallen
Wo wir nach der Arbeit ruhn.

(J. P. Spitta.)

---

*) J. C. Wallmann, Der Missions-Freund. Berlin 1859. p. 145.

Die Mission in Indien und ihre Hindernisse.

Wenn du dermaleinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder! Luc. 22, 32.

Es wird von den Gegnern der Mission häufig der Einwand gemacht, daß die Erfolge der Missionsbestrebungen in gar keinem Verhältniß zu den bedeutenden Kosten und Arbeitskräften ständen, welche sie erheischt. So oft diese Einwürfe auch widerlegt wurden und so sehr sie auch den Erfahrungen unserer Tage widersprechen, werden sie doch immer wieder als eine Waffe gegen die Missionsthätigkeit gebraucht und von Vielen selbst als begründet angenommen; und zwar um so mehr, weil man von der Wirksamkeit und den Siegen der Mission im Allgemeinen so wenig spricht, hört und liest; man ignorirt sie in den Zeitschriften, Journalen und Zeitungen; kaum daß einige Missionsblätter, die meist nur in den niederen Ständen verbreitet sind, von ihrem Dasein Kunde geben. Den Missionsfreund befremdet dies nicht, denn er weiß, daß in Sachen des Reiches Gottes Alles einen kleinen, unscheinbaren Anfang nimmt und daß die Wirksamkeit Gottes eine verborgene ist. Mag man aber auch immerhin die Erfolge als gering anschlagen, die Thatsachen lassen sich deßhalb nicht wegleugnen. Jene Vorurtheile haben meist nur in der Unbekanntschaft mit der Mission ihren Grund, denn wem es daran liegt, nach ihren Resultaten zu suchen, der wird sie sicherlich auch finden.

Eine in Indien weit verbreitete, politische Zeitung spricht sich über diesen Punkt folgendermaßen aus:

„— Wir erwähnen selten der Missionsbemühungen, und unser Stillschweigen darüber ist ein wohlerwogenes. Die Eiche kann wachsen, ohne daß man sie bewässert; und wir sehen wenig Nutzen davon, beständig auf die Zahl der neuansetzenden Ringe aufmerksam zu machen. Es ist jedoch jetzt an der Zeit, einige Thatsachen in Erinnerung zu bringen. — Wir sind es müde, auf das unsinnige Geschwätz über die geringen Erfolge der Missionsarbeit, die ungeheuren Geldsummen, die darauf verwendet werden, und den unverhältnißmäßigen Ertrag dieser Geldsummen zu hören. Mitten unter den mächtigen Ereignissen, die jetzt in Asien vorgehen, wo alle Thronen

wanken, alle Dynastien in Staub zerbröckeln, wo die tartarischen Herrscher von der Oberfläche der Erde verschwinden und der große Kampf zwischen Nord und Süd rasch heranzunahen scheint, mitten unter allen diesem giebt es kein wundervolleres Ereigniß, als den fortschreitenden Einfluß der Mission. Innerhalb eines armen halben Jahrhunderts ist die unbeachtete Bemühung einiger „Fanatiker" unter Anführung eines „schwärmerischen Schuhflickers" der stärkste der socialen Sauerteige geworden. Wenn jetzt ein Drittheil des menschlichen Geschlechts im tödtlichen Kampfe mit sich selber liegt, so ist der erste Anfang davon das gewesen, daß ein Missionar einen armen, kranken chinesischen Jüngling in seinem Hospital unterrichtete. Dr. Livingston hat mehr für die Oeffnung von Südafrika gethan, als zehn wissenschaftliche Feldzüge hätten zu Stande bringen können. Er hat die große Thatsache ans Licht gebracht, daß jenseits der wilden Stämme, die unsere südlichen Kolonien umgränzen, zahlreiche schwarze Völker wohnen, die von mildem Charakter und Empfänglichkeit für Civilisation zu den besten Hoffnungen berechtigen. Dr. Krapff hat Ostafrika aufgeschlossen, und ein Missionar war's, durch den Europa zum erstenmal von Städten wie Abbeokuta gehört hat, wo große wohlhabende Gemeinden wohnen, ohne von einer Welt außerhalb ihres Kreises etwas zu wissen. Wir haben die Versicherungen von Sir H. Rawlinson, daß ein Missionar es gewesen ist, der 80,000 Nestorianer vor der Ausrottung rettete. Von ihren Erfolgen in der Südsee wollen wir nichts sagen. Es scheint der Wille des Allmächtigen zu sein, daß die angelsächsische Race, die Pflugschaar Gottes, diese Stämme hinwegfege, um den Boden für eine bessere Saat tauglich zu machen. Eine weitere Generation, und die Civilisirer sammt den Civilisirten, die Missionare sammt den Insulanern, werden gleicherweise nur noch der Geschichte angehören.

Von Indien dagegen sagt man uns, es sei da nichts geschehen. Ist das war? Ist es Nichts, daß ein ganzer Volksstamm, der noch vor Kurzem eine ganze Provinz bevölkerte, bereitwillig das Christenthum annimmt, seine Prediger selber unterhält, seine Kirchen selber baut, und, wenn er für seine gute Sache leiden soll, ruhig dahinstirbt, den Namen Christi auf den Lippen? Diejenigen, welche die Karenen kennen, wissen, daß sie alles Dies gethan haben. Ist es Nichts, daß gerade in diesem Augenblick in dem Buschland von Chota-Nag-

pore unter einem Volke, daß so wild ist, wie unsere bemalten Vorväter, 3000 Menschen ihr Verlangen nach der Taufe erklärt haben? Daß für eine andere wilde Rasse, die noch kürzlich im Zustand der Rebellion war und bezähmt werden soll, die Regierung Niemand finden kann, der so geeignet wäre, sie zu civilisiren, als christliche Missionare? Ist es Nichts, daß unter einer der versunkensten und schlimmsten Bevölkerungen Asiens, den Pariah's in Vorderindien 100,000 Menschen den christlichen Glauben angenommen haben, und soweit ein Menschenauge sehen kann, demselben gemäß wandeln? Das Christenthum mag freilich nur zu oft sehr niedrig stehen; aber wie hoch steht denn die Masse unserer eigenen Bevölkerung im Christenlande? Indessen sind die bekehrten Hindus dennoch Christen; einige von ihnen wahre Christen; und das ächte Christenthum hat eine solche Lebenskraft, daß die Welt, so sinnlich und träg sie auch sein mag, dennoch allezeit zu ihm als zu ihrem Ideal aufblickt. Das sittliche Panier des englischen Volkes steht hoch. Ist es die große Masse der Angesehenen, die zur Kirche gehen, und den Zucker mit Sand mischen, was ihm diese Stellung erhält, oder sind es die Wenigen, auf deren Wort Jedermann trauen kann, die das lebendige, verkörperte Gewissen der Massen bilden?

Die Fluth wälzt sich fort; große Verbrechen und große Heucheleien machen dann und wann Aufsehen; ein beliebter Prediger ist lüstern nach Gold, ein frommer Bankier betrügt eine ganze Grafschaft, und der Glaube geräth in Mißcredit unter den Narren. Bei alle dem wirkt der Sauerteig immer tiefer. Warum ist es noch nicht vierzig Jahre her, seitdem die Engländer zweifelhaft geworden sind, ob die Sklaverei etwas Unrechtes sei? Warum sind es noch nicht dreißig Jahre, seit verhungernde Männer und Weiber in Massen zum Galgen geschickt wurden, weil sie sich kleine Diebstähle zu Schulden kommen ließen? Wurde doch noch vor zwanzig Jahren nüchtern zu Bett zu gehen, als ein Beweis von Armseligkeit betrachtet, außer bei einem Prediger. Auch in Indien wird es so werden, obgleich bei einer so niedrig stehenden Volksmasse, Jahrhunderte lang in der jämmerlichsten Volksreligion erzogen, die je erfunden wurde, in einem Glauben, gegen den der griechische Götzendienst als geläutert, der Fetischdienst als rein erscheint — der Fortschritt nur ein langsamer sein kann. Nichtsdestoweniger ist dieser Fortschritt ebenso unver-

meidlich, als daß die Flamme immer aufwärts schlägt. Und das ist noch nicht Alles. Seit Jahren ist es für Jedermann, der Augen hat, offenbar gewesen, daß das alte Gebäude des Hinduismus zusammenbricht. In den nordischen Meeren hört man, bevor das Eis kracht, ein dumpfes, fortwährendes Tosen; Niemand weiß, woher es kommt; aber mitten unter der ängstlichen Empfindung, die es erregt, kündet es doch die nahe Befreiung an. Das Eis hat bei uns noch nicht gekracht; aber das Tosen, das ihm vorangeht, läßt sich in den Lüften hören. Wer glaubt denn noch an den Hinduismus? Einige wenige Europäer, der Direktorenhof, das britische Parlament, aber die Hindus sicherlich nicht. Die Wittwenverbrennungen und das Verbot der Wiederverheirathung sind abgeschafft. Die Vielweiberei ist durch die öffentliche Meinung gerichtet; und welcher Hindu, der all dies weiß, erhebt auch nur eine Hand? Kein Herz hängt mehr an dem Hinduismus, und ob er gleich noch Generationen lang existiren kann, wie der Leichnam des römischen Heidenthums, so ist doch sein Zerfall gewiß.

Alles dies ist durch die Missionare zu Stande gekommen, und es ist nicht einmal die wichtigste ihrer Errungenschaften. Jahrelang ist ihr Einfluß und der ihrer Freunde durch die irdische Gesellschaft hindurch gedrungen, und in Folge davon hat sich diese Gesellschaft gänzlich umgewandelt. Die gottlosen, leichtsinnigen, trunkliebenden Väter dunkelfarbiger Kinder, die in Europa als Scheltwort galten, sind wenigstens ruhig geworden, beobachten wenigstens die äußeren Anstandsformen, stehen wenigstens auf gleicher Linie mit den Männern in der Heimath. Der Ton der offiziellen Welt ist ein ganz anderer geworden. Die Würdenträger, die im Jahr 1810 die „Schwärmer" aus dem Lande treiben wollten, schlagen zwar im Jahr 1856 ihre Bitten ab, gestehen aber dabei zu, daß man „ihrem Ernst und ihrer Erfahrung" viel zu verdanken habe. Die offne Unterstützung oder Bekämpfung einer Sache von Seiten der Missionare ist ebenso wirksam, als die von irgend einer anderen Klasse. Heißt das Nichts erreicht haben? — Wir sagen nichts von Seelen, die gerettet worden sind, denn wir schreiben nicht für religiöse Leute, die alles Obige ohne unsere Andeutung wissen; vielmehr wenden wir uns an solche, welche nur die

sociale Bedeutung der Frage beachten, und wir fragen sie, ob das Resultat dem Aufwand nicht entspreche?

Wir glauben diese Wahrheiten fangen an, in Europa verstanden zu werden. Im Jahre 1832 waren 12 Missionare jenseits des Kurumnassa, jetzt sinds 102. In den letzten paar Jahren haben vier neue Gesellschaften das Arbeitsfeld betreten: die schwedische Missionsgesellschaft, die Mission der Brüdergemeinde, die amerikanisch bischöflichen Methodisten, und die Presbeytaner von Kanada. Auch in der Auswahl der Männer wird mehr Vorsicht bewiesen. Besondere Missionen sollen eingeführt werden für die halbgebildete Klasse; Dr. Pfander, seit lange mit den Muselmännern von Oberbengalen beschäftigt, ist zur Arbeit unter den Muhamedanern in der Türkei ausersehen worden. Die geduldigen einfachen Deutschen mit ihrer Geschicklichkeit in Handarbeiten und in ärztlicher Pflege sind für die Missionen in den Dschungels gewählt. Das sind lauter Zeichen von wachsender Macht und Weisheit. Auch England fängt endlich an, die Bedeutung Indiens einzusehen. Die christliche Welt kommt zu der Erkenntniß, daß es besser ist, die Schnitter im reichsten Erntefeld zu sammeln, und die hinsterbenden Stämme allein zu lassen, bis ein zehnfach zahlreicheres Volk mit dauernder Lebenskraft die nöthige Bildung empfangen hat. Unsere Schulen und Anstalten werden vielleicht unter den Tausenden, die aus ihnen hervorgehen, auch noch einen Apostel erzeugen, und er wird die Todtenglocke des Hinduismus läuten." *)

Soweit die Mittheilungen jenes indischen Blattes, das als ein politisches Organ, die Missionssache ganz unpartheiisch, aber billig beurtheilt. Wir aber wiederholen die Frage des Redacteurs „ob das Resultat dem Aufwand nicht entspreche?" um die Antwort dem Leser selbst zu überlassen. Jener Artikel wurde unmittelbar vor dem Ausbruch der Militärrevolution in Indien geschrieben, und wer der Sache nicht auf den Grund sieht, könnte einwenden, daß die Ereignisse jene Ansicht hinlänglich widerlegt hätten. Dem ist aber nicht so. Der Aufstand ist anerkanntermaßen von den Muhamedanern ausgegangen, und die Hindu's haben sich von ihnen ins Schlepptau nehmen lassen. Daß man die letzteren am religiösen Vorurtheil

*) The Friend of India. Calcutta 1857.

mit dem leeren Vorwand der mit Fett beschmierten Patronen gefaßt hat, ist noch kein Beweis von einer tieferen Glaubensüberzeugung der Hindus von der Wahrheit ihrer Religion; denn unter den Christen giebt es auch noch viel heidnischen Aberglauben, ohne daß sie sich deßwegen ihr Christenthum nehmen ließen. Unzufriedenheit mit dem Verfahren der englischen Regierung, die freilich keine geringe Schuld auf sich hat, mag zu der Verführbarkeit der Hindus beigetragen haben, aber dies hat mit der Mission nichts zu schaffen. Wenn bei dem empörten Soldaten in Plünderung, Mord und Greuel die Bestie des alten Menschen los geworden ist, so darf man sich darüber nicht wundern, und braucht nur daran zu denken, wie es bei Revolutionen im Christenlande hergeht, wo doch Civilisation und Christenthum einen Damm bilden sollten. Jedenfalls sind die im Obigen angeführten Thatsachen nicht hinwegzuräumen, und in ihnen haben wir ein Unterpfand von den Erfolgen der Mission, die, was Indien betrifft, sicherlich noch bedeutender wären, wenn die unchristliche Politik des ehemaligen Direktorenhofs nicht so beharrlich allen Missionsbestrebungen entgegengearbeitet hätte. Von Unterstützung der Missionare von Seiten der Regierung war nie die Rede; bis vor wenigen Jahren waren sie eigentlich nur „geduldet", weil man sie schlechterdings nicht fortschicken konnte, aber ihre Gegenwart war dem Direktorenhof stets verhaßt. Einer dieser Herren, Roß, erklärte sogar, daß er lieber eine Legion Teufel in Indien einziehen sehe, als ein Dutzend dieser verhaßten Schwarzröcke. Man hätte nun erwarten sollen, daß nach dem furchtbaren Aufstande diese Herren zur Besinnung gekommen wären und eingesehen hätten, daß nicht die Missionare, sondern ihr unchristliches Verfahren gegen die Eingeborenen die Ursache jenes Aufruhrs sei, aber dem war nicht so. Wie wenig man geneigt war, von der althergebrachten Politik zu lassen, beweist folgende Geschichte:

„In der großen Stadt Hydrabad am Indus in Sind eröffnete ein Missionar zur besseren Verbreitung von Bibeln, Traktaten und sonstigen christlichen Schriften, eine Buchhandlung, und ließ an die Thür derselben einige Verse aus der Bibel anschreiben. Die Eingeborenen gingen ein und aus, ohne auch nur den geringsten Anstoß daran zu nehmen. Da hört der Gouverneur des Landes, Herr Frere, daß an jenem Bücherladen vom Missionar Bibel-

sprüche angeschrieben stehen und sofort beschließt er „jenem Unfug“ ein Ende zu machen. Er ließ sogleich den muhamedanischen Polizeibeamten der Stadt kommen und machte ihm Vorwürfe, daß er dem Missionar erlaubt habe, Bibelsprüche an seinen Laden anzuschreiben. Der muhamedanische Polizeibeamte vertheidigte sich so gut er konnte und bemerkte, daß jene Sprüche durchaus nicht anstößig seien und weder einen Muhamedaner oder Hindu beleidigen könnten; er wäre übrigens der Ansicht gewesen, daß, da sie auch Inschriften aus dem Koran an ihre Häuser anbrächten, es den Christen freistehen müsse, ein gleiches aus der Bibel zu thun. Dies half natürlich nichts und die Bibelsprüche mußten unabweislich vertilgt werden. — Und dieser Herr Frere ist Vorsitzender von Missions- und Bibelgesellschaften und erließ jenes Verbot im April 1858, also nach jenen schrecklichen Vorgängen! Ebenso hat derselbe Herr kürzlich von Seiten der Regierung eine bedeutende Summe gegeben, um den Wiederaufbau und die Verschönerung einer Moschee in Jaffa zu befördern.“ *)

Was soll man hierzu sagen? Ist dieses Verfahren nicht ein entschiednes Entgegenarbeiten gegen die gottgewollten Bestrebungen der Missionare? Dies ist nur ein Beispiel von Begünstigung des Heidenthums auf Kosten des Christenthums, deren wir zu Hunderten anführen könnten. Wenn diese nun so zahlreich sind und noch dazu von den höhern Ständen, nämlich den höchsten Regierungsbeamten veranlaßt werden, wie nachtheilig muß dies auf die Masse des Volkes in Bezug auf die Ausbreitung des Christenthums einwirken? Es ist nächst der Gnade Gottes nur der hingebenden Liebe und dem rastlosen Eifer der Missionare zu verdanken, daß bei all diesem Widerstande noch so sichtbare Erfolge erzielt worden sind. Aber die Sache ist die, daß auch die Widersacher gegen ihren Willen zur Förderung des Reiches Gottes beitragen müssen. Indem die Ostindische Kompagnie diejenigen eingeborenen Soldaten, welche sich zum Christenthum bekehrten, aus dem Heere entfernte, mußte sie erfahren, daß bei aller Zurücksetzung gerade diese Leute keinen Theil an jenem Aufstande hatten, während die in ihrem Heidenthum begünstigten Soldaten die größten Rebellen waren. Ein amerikanisches Blatt spricht sich über diesen Punkt folgendermaßen aus:

---

*) Dr. Büchsel, die Biene auf dem Missionsfelde. Berlin 1858, p. 56.

„Ganz besonders bemerkenswerth ist die Thatsache, daß gerade da, wo das Christenthum am meisten eingedrungen ist, die Besitzungen der Kompagnie am allersichersten blieben. Nicht nur diejenigen, welche zum Christenthum bekehrt sind, sondern auch sogar die, welche zum großen Theil nur unter christlichen Einflüssen gelebt haben, haben nicht die geringste Neigung gezeigt, sich dem Aufstande anzuschließen. Gerade da, wo die zahlreichsten und bevölkertsten Missionsstationen sind, ist das Land verhältnißmäßig ruhig geblieben. Wo dies nicht der Fall war, fanden sich Aufrührer oder doch eine Neigung zum Aufstande."

Diese Thatsache, die sich durch nichts hinwegdisputiren läßt, beweist aufs Nachdrücklichste, daß weder diese noch jene Politik, sondern einzig und allein das Christenthum im Stande ist, die Wohlfahrt eines Staates und Volkes zu begründen. Am allerwenigsten aber vermochte dies jenes Zerrbild einer Neutralitätspolitik, welche die Ostindische Kompagnie in Sachen der Religionen Indiens einzunehmen vorgab. — Die Einsammlung der Pilgertaxe, die väterliche Fürsorge für die Erhaltung der heidnischen Tempel und die Verherrlichung des Götzendienstes, und endlich das Protektorat, das sie über Alles, was zum Götzenwesen gehört, übernehmen zu müssen glaubte, gab vor aller Welt den Beweis, daß die Kompagnie unter Neutralität etwas Anderes verstand, als was man sonst darunter zu verstehen pflegt. Wenn in der Zeit eines Krieges ein Staat öffentlich erklären würde, er gedenke den Standpunkt der Neutralität einzunehmen, so erwartet Jedermann, daß dieser Staat weder der einen, noch der andern der kriegführenden Parteien irgend eine Unterstützung, irgend einen Vortheil gewähren werde, sondern es jedem Theil für sich überlasse, für sich selber zu sorgen. Wenn aber der neutrale Staat seine Aufgabe so verstünde, daß er sich für verpflichtet hielte, sowohl dem einen als dem andern der streitenden Parteien, je nachdem sich Gelegenheit darböte, allerlei Unterstützungen und Vortheile zuzuwenden, wer könnte das ertragen? Wer würde das noch Neutralität nennen? Wenn aber endlich der neutrale Staat gar es sich beikommen ließe, nur die eine der kämpfenden Parteien mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, und mit unverkennbarer Vorliebe überall zu unterstützen, der andern aber auf alle mögliche Weise Abbruch zu thun und ihr sich feindlich gegen-

über zu stellen, wem fiele es da ein, noch an die Neutralität dieses Staates zu glauben? Und doch ist es eben diese letztere Haltung, welche die Ostindische Kompagnie, trotz aller ihrer Neutralitätsversicherungen, den verschiedenen Religionen Indiens gegenüber faktisch eingenommen hat. Wie sie den Götzendienst begünstigte, darüber schreibt Missionar Huber folgendermaßen: „Der Götzendienst in Indien war im Sinken begriffen, viele Tempel waren in sichtbarem Verfall, die Tempelschätze waren von habsüchtigen Bramanen vergeudet, und das ganze Götzensystem hatte keine Kraft mehr in sich selbst, sich wieder zu erheben. Es schien seiner Auflösung entgegen zu gehen. Da kam die Regierung und baute die Tempel wieder, verwaltete die Tempelgüter selbst und sorgte dafür, daß die Götzenfeste und Prozessionen wieder mit gehörigem Glanz gefeiert wurden. Das ganze System des Hinduismus ward mit neuer Würde und mit neuem Ansehen angethan, so daß es vor den Augen des Volkes gleichsam neu geboren schien. Deßhalb vermehrte sich, trotz der hohen Pilgertaxe, die Zahl der Wallfahrer nach den berühmten Götzenorten ins Unglaubliche; die Bramanen erschienen als Regierungsbeamte und das Volk war überzeugt, daß zwischen der Hindu-Religion und der Religion der Regierung kein Unterschied sei. Den Bramanen selbst wurde ein mächtiges Beweismittel in die Hand gegeben, ihre falsche Religion vor dem bethörten Volke zu rechtfertigen. „Wenn Dschagganatha nicht Gott ist, warum giebt ihm denn die Regierung Geld?“ fragte man. „Unsere Religion muß die wahre sein,“ hörte man hundertmal sagen, „sonst würde die Regierung sie nicht unterstützen.“ — „Wenn die Regierung den Dschagganatha nicht verläßt,“ fragte ein Hindu einen Missionar, „wie kannst du erwarten, daß ich es thun soll?“ Kurz, durch die handgreifliche Begünstigung des Hinduismus von Seiten der Regierung gelangten die Eingebornen zu der Ueberzeugung, daß man ihre Religion für wahr halte.“

Während aber die Ostindische Kompagnie so den Götzendienst Indiens offenkundig und ohne Scheu unter ihren mächtigen Schutz nahm, ihn begünstigte und aus dem Staatsschatz unterstützte, stellte sie sich dem Christenthum, das mit den falschen Religionen Indiens den heiligen Kampf begonnen hatte, mit unverhüllter Feindseligkeit gegenüber, gestattete ihm lange Zeit hindurch keinen Eintritt

in das ihr unterworfene Gebiet, und als sie von der entrüsteten brittischen Nation dennoch endlich genöthigt wurde, die christlichen Missionare in Indien zuzulassen, setzte sie wenigstens insgeheim und so weit es ihr immer möglich war, ihre feindseligen Maßregeln gegen Alles, was christliche Mission hieß, ununterbrochen fort. Anfangs wurden Missionare gar nicht geduldet, nur Personen, die ein weltliches Geschäft betrieben, war die Landung gestattet. Selbst der edle, fromme General-Gouverneur Sir John Shore (nachmals Lord Teignmouth) war so sehr von den Befehlen des Direktorenhofs gebunden, daß er den edlen Professor Carey nicht als Missionar, sondern nur als „Indigo-Aufseher", in Indien dulden durfte.

Der mächtige Hebel, mit welchem in England alle großen Erfolge zu Stande gebracht werden, ist die Presse. Zu ihr nahm man seine Zuflucht, die edelsten Männer traten für die Sache der Mission in die Schranken, und besonders war es die Schrift (Ueber den gesellschaftlichen Zustand der asiatischen Unterthanen Großbrittaniens) des trefflichen Staatsmannes und wahrhaft erleuchteten Christen, Charles Grant, welche allgemeines Aufsehen erregte und das Interesse für die Mission in den höheren Ständen weckte. Dies geschah zu einer Zeit, als eben das Parlament sich anschickte, über die Frage zu entscheiden, ob die Kompagnie künftig ihr indisches Gebiet der Mission zu eröffnen habe oder nicht. Es fehlte nicht an gegnerischen Schriften, allein „die Bewegung wurde immer allgemeiner und kräftiger, und nicht weniger als 900 Bittschriften aus allen Städten, Dörfern und Flecken des Königreichs, worin die höchste gesetzgebende Behörde des Landes um ihre Verwendung zu Gunsten der religiösen Wohlfahrt Indiens beschworen wurde, füllten die Tische beider Häuser des Parlaments."*) Vor einen solchen Druck mußten die Schranken endlich fallen. Am 16. Juni 1813 wurden dem Parlament verschiedene Anträge (Resolutionen) vorgelegt, welche die Grundlage des erneuten Freibriefes der Kompagnie bilden sollten. Der zwölfte Artikel dieser Anträge bezog sich auf die Gründung eines eignen Bisthums für Indien. Der wichtigste aber

---

*) Hough, Geschichte des Christenthums in Indien. Deutsche Ausgabe. IV. p. 191.

war der dreizehnte, welcher der Regierung der Ostindischen Kompagnie die Pflicht auferlegte, denjenigen Personen, welche die sittliche und religiöse Hebung der Eingeborenen zu befördern wünschen, jede Erleichterung zu Gute kommen zu lassen. Diese Anträge des vorberathenden Ausschusses gingen, obwohl Schritt für Schritt im Haus der Gemeinen aufs lebhafteste bekämpft, dennoch mit überwiegender Stimmenmehrheit in demselben durch, wurden dann im Oberhaus ohne irgend einen Widerstand angenommen und erhielten im Juli 1813 die königliche Sanktion. Damit war der erste Sieg über die traditionelle Politik der Ostindischen Kompagnie errungen und Indien endlich der Missionsarbeit eröffnet.

Von nun an hörte der offene und ausdrücklich erklärte Widerspruch gegen die Einführung des Christenthums in Indien auf. Die Grundsätze, welche von der höchsten Behörde des Landes ausgesprochen und zum Gesetz erhoben waren, ließen keine Einrede mehr zu, und wir gestehen, daß, wären dieselben ehrlich, gewissenhaft und in wohlwollendem Geiste durchgeführt worden, für die Freunde des Reiches Gottes nichts zu wünschen übrig geblieben wäre. Auf der einen Seite volle und unverkümmerte Bürgschaft, die den Eingeborenen Indiens für die freie Ausübung ihrer Religion zugesichert wird; auf der andern Seite Gewährung jeder billigen „Erleichterung für das Werk der Evangelisirung Indiens" — das ist durchaus Alles, was wir nur wünschen können. Aber wie wenig selbst die besten Gesetze und vortrefflichsten Verfassungen helfen, wenn sie nicht in edlem, wahrhaft würdigem und christlichem Geiste gehandhabt werden, dafür giebt das Verfahren der Kompagnie im Lauf der folgenden Jahre ein neues Zeugniß. Während der Direktorenhof jene Stelle des Gesetzes, worin den Missionaren jede „Erleichterung" in ihrem menschenfreundlichen Werke zugesichert wurde, einfach auf die Zulassung derselben, in die Grenzen des indobritischen Gebiets beschränkte, klammerte er sich um so fester an jenen andern Satz, wonach die „Grundsätze, nach welchen den Eingeborenen Indiens die freie Ausübung ihrer Religion gewährleistet ist, unverletzt aufrecht erhalten werden sollen." Unter diesen „Grundsätzen" verstand die Kompagnie ihre ganze bisherige Politik den Religionen Indiens gegenüber. Sie verstand darunter die Begünstigung des Götzendienstes in allen schmachvollen Formen, und

jenes ganze unwürdige, heuchlerische und Gott verläugnende Wohlwollen, das sie an die Bramanen, sowie an die Bekenner des Koran verschwendete. Sie war aufs ängstlichste bemüht, den heidnischen und muhamedanischen Völkerschaften Indiens begreiflich zu machen, daß jene Zugeständnisse ihr wider Willen durch das brittische Parlament abgerungen worden seien, daß aber ihre Politik keinerlei Veränderung erleiden werde.

Bis gegen das Jahr 1830 geschah in Indien von Seiten der Regierung nichts, um jenen, eines christlichen Parlaments würdigen Beschluß vom Jahre 1813 in Vollziehung zu setzen. Man fuhr nach wie vor fort, den Götzendienst und alle damit verbundenen Greuel nicht blos zu dulden, sondern zu unterstützen und zu begünstigen. Selbst Dinge, die nicht nur das christliche, sondern jedes menschliche Gefühl empören, wie die Wittwenverbrennung, die Tödtung neugeborener Kinder, die Selbstpeinigungen und Selbstaufopferungen „heiliger Büßer", die Aussetzung der Kranken und Alten an den heiligen Strömen, und so manches Andere, dauerten ungestört und unter dem Schutz der Regierung fort. Und wenn auch viele besser gesinnte Beamte unter diesem herabwürdigenden System oft und schmerzlich seufzten, so wagte es doch Keiner, darin etwas zu ändern oder diese „heiligen Gebräuche" anzutasten.

Je ängstlicher aber die Kompagnie bemüht war, ihre eigenen materiellen Interessen auf Kosten der religiösen Wohlfahrt Indiens zu wahren, um so weniger wollte es ihr gelingen. Die indischen Finanzen kamen in einen immer bedenklicheren Zustand, die Handelsdividenden und Kapitalzinsen wurden immer geringer, die Gesammtschuld immer drückender, und Viele fingen an, dem Direktorenhof einen kolossalen Bankerott zu weissagen. Vergebens sandte derselbe eine Depesche um die andere an die Statthalter in Calcutta, Madras und Bombay, worin sie zu Ersparnissen in der Verwaltung und zur Eröffnung neuer Hilfsquellen fast drohend aufgefordert wurden. Es ging wie der Prophet sagt: „Wer [unter Mißachtung des Willens Gottes] Geld verdient, der verdient es in einen löcherichten Beutel!" Endlich wandte der Hof der Direktoren seine Augen auf einen Mann, von dessen Talent und Festigkeit man Rettung aus der drohenden Gefahr erwarten zu dürfen glaubte. Die Kompagnie hatte bei seiner Wahl zum Generalstatthalter von Indien nur die

Herstellung ihrer materiellen Interessen und die Besserung ihrer Finanzen im Auge; Gott aber hatte dabei ganz andere und höhere Zwecke. Der Mann war Lord Bentinck. Gerechtigkeit, Wahrheit und Entschlossenheit waren die Grundzüge seines Charakters, das Wohl der Völker sein höchstes Ziel. Er traf das ungeheure Reich in einem Zustand, wo die unglaublichsten Mißbräuche in allen Verhältnissen herrschend waren. Die Aufgabe, die er sich selbst gestellt, Recht und Gerechtigkeit zu schaffen, glich jener herkulischen Arbeit, den Rinderstall des Königs Augias zu reinigen. Seine Instruktion ging zunächst ausschließlich dahin, er habe die Finanzen besser zu ordnen, Ersparnisse einzuführen, die Einkünfte zu mehren. Konnte der neue Generalgouverneur darin den ängstlichen Wünschen der Kompagnie Genüge thun, so sahen sie ihm alles Andere nach, so konnte er sonst machen was er wollte. Bentinck benutzte diese Lage der Dinge mit bewunderungswürdiger Weisheit. Er führte, wie Keiner vor und nach ihm, Ersparnisse in allen Zweigen der Verwaltung ein, ordnete mit erstaunlichem Geschick die Finanzen, hob die Erträgnisse der Steuern und anderen Einkünfte mit jedem Jahr, minderte die indische Schuld um mehrere Hunderttausend Pfund Sterling und erhöhte die Dividenden der Aktionäre in ungewöhnlichem Maße. Die Kisten der Handelsherren füllten sich wieder. Damit war Alles gut. Einem solchen Manne konnte man selbst, was den ängstlichen Herren in London als „Thorheit und gefährliches Wagniß“ erschien, getrost nachsehen. Und Bentinck fürchtete sich vor solchem gefährlichen Wagniß nicht. — Vor Allem griff er jene heidnischen Greuel mit allem Ernste an. Die alte Bramanensitte, die Wittwe mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, wurde zuerst durch ihn abgeschafft. Dieser scheußliche Brauch, der jährlich mehr als 30000 Opfer forderte hatte schon 1805 den Oberstatthalter, Marquis von Wellesley veranlaßt, bei den Direktoren in London um Verhaltungsmaßregeln dagegen anzufragen. Die Herren aber waren unbedingt gegen jede Einmischung in diesen „heiligen“ Brauch. Seitdem ruhte die Sache. Bentinck aber setzte, ohne zu fragen, Untersuchungsausschüsse nieder, um die Stimmung des Landes zu erforschen. Das Ergebniß war nicht ermuthigend. Bei weitem die meisten englischen Beamten, sowie fast alle Eingeborenen, die darüber befragt wurden, warnten

davor. Der Lord ließ sich nicht beirren. Mit einem Schlag ward dieser Greuel verboten und Alle, die dabei sich künftig betheiligen sollten, wurden als Verbrecher bezeichnet, die der Strafe des Mordes anheim fallen würden. Ganz Indien staunt; der Hof der Direktoren zittert; die alten Beamten in Indien bestürmen den Oberstatthalter, daß er das Verbot widerrufe. Er bleibt dabei, — und siehe, nicht eine Spur der schrecklichen Folgen läßt sich wahrnehmen, welche Jedermann prophezeit hatte. Indien blieb ruhig, und die Satis (Wittwenverbrennungen) sind zum größten Theil verschwunden. — In ganz gleicher Weise verfuhr der edle, eisenfeste Mann mit dem Kindermord, mit den Aussetzungen von Alten und Kranken am Ganges, mit den Thags, diesen scheußlichen Blutmenschen, die im Dienste der Göttin Kali, harmlose Reisende erwürgen. Wir können uns hierbei nicht verweilen, aber nur noch eines für Indiens Wohl unendlich wichtigen Gesetzes müssen wir erwähnen, das Bentinck erließ. — Seit uralten Zeiten nämlich besteht in Indien das Gesetz, daß der Hindu, welcher die Kaste verliert, oder der Muselmann, der seinen Glauben verläßt, aller seiner bürgerlichen Rechte, somit auch des Rechts, sein väterliches Erbe anzutreten, verlustig sei. Es ist dies eine der furchtbarsten Schranken gewesen, die dem Uebertritt eines Hindu oder Muselman zum Christenthume im Wege standen. Bentinck brach, trotz aller Remonstrationen der geängsteten Handelsherren, auch diese Schranke mit kecker Hand nieder. Er erklärte im Jahr 1832 dieses alte Gesetz für aufgehoben und jeden Unterthan der Britten, ohne Rücksicht auf seine religiösen Ueberzeugungen, für gleichberechtigt vor dem Gesetz. Da auch diesmal nicht die leiseste Unruhe oder Empörung sich zeigte, so mußte der Direktorenhof endlich dem Drängen der öffentlichen Meinung auch darin nachgeben, und er erließ im Jahr 1845 das berühmte, für ganz brittisch Indien gültige Gesetz, das unter dem Namen lex loci bekannt ist und für die Bevölkerung Indiens nur von Segen sein kann.

All diese Reformen des Lord Bentinck waren ohne Schwierigkeit durchgeführt worden, und nichts zeigte sich von schlimmen Folgen; ganz Indien blieb ruhig. Die Freunde des Reiches Gottes faßten nunmehr Muth und verlangten von der Ostindischen Kompagnie — nicht etwa einen offenen Kreuzzug gegen das indische Heidenthum,

das kam ihnen nie in den Sinn, sondern — nur das Aufhören der offenen Begünstigung des Götzendienstes. Gegenüber von dem was Bentinck gewagt und ohne Gefahr durchgesetzt hatte, schien eine solche Forderung kaum der Rede werth und verstand sich von selbst. Aber der Hof der Direktoren fand dazu keinen Muth, keine moralische Kraft. Aber wenn der Hof der Direktoren hierzu keinen Muth fand, so fand ihn um so mehr der Minister des indischen Kontrolamts, der edle Lord Glenelg in London, der folgendes Schreiben an die Regierung in Indien entwarf.

Es wird hiermit verordnet:

1) Daß alle und jede Betheiligung brittischer Beamten an der Verwaltung der Tempel der Eingebornen, an den Sitten, Gebräuchen und religiösen Vorkehrungen der Priester und ihrer Gehülfen, an der Anordnung ihrer Ceremonien, ihres Kultus und ihrer Feste, und überhaupt an den Angelegenheiten ihres innern Haushalts hinfort aufhöre;
2) Daß die Pilgertaxe überall abgeschafft sei;
3) Daß Strafgelder und Opfer hinfort nicht mehr als eine Einnahmsquelle der brittischen Regierung betrachtet, und somit nicht mehr von den Beamten der Ostindischen Kompagnie eingesammelt oder angenommen werden;
4) Daß hinfort kein Beamter der Ostindischen Kompagnie sich an der Einsammlung, Verwaltung oder Aufbewahrung derjenigen Güter betheilige, die als Strafgelder oder Opfer bei den Tempeln eingehen, mögen dieselben in Münze, oder in Naturalien oder Grundbesitz bestehen;
5) Daß künftighin kein Beamter der Ostindischen Kompagnie irgend eine Einnahme beziehe aus den oben benannten oder ähnlichen Erwerbsquellen;
6) Daß in allen Maßnahmen, die sich auf die Tempel, den Kultus, die Feste, die religiösen Uebungen, die gottesdienstlichen Gebräuche u. s. w. beziehen, unsere eingebornen Unterthanen ganz und gar sich selbst überlassen bleiben;
7) Daß in allen den Fällen, wo es nöthig erachtet worden ist, eine Polizeimacht aufzustellen zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit der Pilger oder sonstiger Anbeter, diese Polizei

künftighin ausschließlich aus den allgemeinen Einkünften des Landes besoldet und bestritten werde." —

Dieser Gesetzentwurf, der einer christlichen Nation und eines christlichen Staatsmannes würdig ist, wurde von dem Minister des Kontrolamts dem Hof der Direktoren zur Begutachtung zugesandt, damit derselbe Einsicht davon nehme und ihn nach Indien befördere. Eine einzige Stimme (es war Herr Poynder) sprach für denselben; alle Andern waren entschieden dagegen. Das Papier wurde an den Minister zurückgesandt mit der Erklärung, daß es unmöglich sei, ein solches Gesetz durchzuführen. Lord Glenelg aber erinnerte den Hof daran, daß das Kontrolamt das verfassungsmäßige Recht habe, auch ohne die Zustimmung der Direktoren Depeschen dieser Art nach Indien gehen zu lassen, und stellte es ihnen anheim, selber zu entscheiden, ob es nicht für sie besser wäre, ihre Zustimmung zu geben, als ihr Ansehen durch das Kontrolamt geschwächt zu sehen. Endlich ließ der Hof der Direktoren sich herab, das Dokument nach Indien abgehen zu lassen, aber nicht nur mit unverkennbaren Zeichen des Widerwillens, sondern mit dem festen Entschluß, dies Gesetz unwirksam zu machen. „Eine solche Gabe vermochte der Hof der Direktoren nie und nirgends in noblem, freisinnigem und edelmüthigem Geiste zu ertheilen; er gab sie murrend, widerstrebend und aus Zwang.... Aber man denke sich unser Entzücken, als durch das ganze Land das Gerücht sich verbreitete, es sei gesetzlich verordnet, daß hinfort die Pilgertaxe abgeschafft sei, daß alle Verbindung der Regierung mit dem Götzendienst ein Ende habe, daß das Heidenthum sich selbst überlassen, daß eine wirkliche Neutralität beobachtet, daß die nämliche Duldung, die bisher die Hindus und Muhamedaner fast allein genossen, nun auch uns Britten gewährt, und daß brittische Beamte hinfort nicht mehr gezwungen sein sollen, dem Baal Dienste zu thun! Wie ein Trunk frischen Wassers dem Durstigen, so war diese Botschaft für uns eine wahre Erquickung. Aber wie schnöde wurden unsere Hoffnungen getäuscht! Die Verwaltungsbehörden in Indien sandten dieses neue Gesetz an die Steuereinnehmer (Collektors), damit sie ihr Gutachten darüber abgäben. Sie sollten berichten, welche Folge dasselbe nach ihrer Ansicht für die Einnahmen — diese allezeit erste und wichtigste Angelegenheit des Direktorenhofs — haben würde; und so wurde drei volle Jahre lang die Ausführung eines

Gesetzes suspendirt, das für Indien so reich an Segen war. Drei Jahre lang blieb die Sache unentschieden. Als endlich die Freunde der Mission mit Entrüstung ihre Stimme erhoben und die öffentliche Meinung durch Wort und Schrift auf's Neue bearbeiteten, da glaubten auch die christlichen Engländer und Indier nicht müssig bleiben zu dürfen. In der Präsidentschaft Madras wurde eine Denkschrift, die von 150 Civil- und Militairbeamten und 50 Predigern und Missionaren unterzeichnet war, an die dortige Regierung übergeben; und was enthielt diese Schrift, worüber jene Christen Beschwerde führten? Es waren die bisher bestehenden Gesetze, die wider ihr Gewissen stritten und sie nöthigten, offenen und thätigen Antheil an götzendienerischen Ceremonien zu nehmen; es war jenes System, das sie, die brittischen Christen, zu Aufsehern über verabscheuungswürdige Greuel bestellte und ihnen die Pflicht auferlegte, heidnische Tempel und abergläubische Prozessionen zu beaufsichtigen; es waren jene Verordnungen, die ihnen bei Verlust ihrer Stellen und Pensionen vorschrieben, zu Ehren scheußlicher Götzen das Gewehr zu präsentiren und Ehrensalven abzufeuern. Das und manches Andere war es, worüber sie in jener Denkschrift Beschwerde führten und auf's Inständigste baten, daß ihr Gewissen von solcher unerträglichen Last befreit, und das vor drei Jahren erlassene Gesetz zur Vollziehung gebracht werde.

Und welche Antwort ward den demüthigen Bittstellern? Der Sekretair der Madras-Regierung wagte es an einen der Unterzeichneten, den edlen Bischof Corrie, zu schreiben, „daß er Auftrag habe, dem Bischof zu sagen, daß die Ansichten des Statthalters nicht mit denen der Bittsteller übereinstimmen; und daß der Statthalter mit Bedauern wahrnehme, daß der Bischof der ihm gemäß seines Amtes zustehenden Pflicht so wenig nachkomme, den übermäßigen Eifer erhitzter Gemüther zu mäßigen, vielmehr sich mit Fragen befasse, die nur den Frieden und die Ruhe des Landes zu gefährden geeignet seien.“ — Damit hatte die Regierung in Indien Jedem, der es ferner wagen sollte, ein freimüthiges Wort zu reden, den Mund gestopft. Es kam nun darauf an, was der Hof der Direktoren in London, der mittlerweile zur Einsicht gekommen war, daß das bisherige System nur mit einem Opfer von jährlich 30000 Pfund Sterling könne auf-

gegeben werden,*) in der Sache zu thun gesonnen wäre. Aber hier sprach man es offen aus, daß 30,000 Pfund Sterling ein zu hoher Preis wäre, um den man den christlichen Phrasenmachern sich willfährig zeigen könnte. Eine neue Depesche ward nach Indien gesandt, die einem Widerruf des Gesetzes gleich kam, und worin die bisherigen ungerechten Gesetze womöglich noch bindender, die Begünstigung des Götzenwesens noch entschiedener und die Stellung der Christen in Indien noch unerträglicher gemacht wurde. Kein Schritt war aber mehr geeignet, dies ganze ruchlose System für immer zu vernichten, als eben dieser. Die Kunde von dieser neuen Depesche verbreitete sich mit Blitzesschnelle in England. Die Vertreter der religiösen Freiheit erhoben sich von allen Seiten. Aus Birmingham, Leeds, Liverpool und anderen großen Städten des Reiches erschollen Stimmen, die durch Berg und Thal Englands wiederhallten, die das Parlament von seinem Schlummer aufrüttelten und nicht wieder schwiegen, bis die königliche Regierung sich der Sache annahm und Maßregeln anzuwenden versprach, die auch die zartesten Gewissen befriedigen sollten." **)

Ehe aber jene oben ausgesprochenen Hoffnungen erfüllt wurden, gab es in Indien noch schwere Kämpfe zu bestehen, — Kämpfe, in welchen der alte Grundsatz der Kirche Christi: durch Unterliegen zum Siegen, sich aufs Neue bewährte. Als nämlich jene Befehle nach Indien abgingen, worin der Direktoren-Hof das alte System aufs Neue einschärfte, befand sich einer der Beamten der Ostindischen Kompagnie, Richter Nelson, gerade in England. Er hatte viele Jahre lang in Indien mit Treue, Weisheit und Hingebung gedient, und nach Ablauf weniger Jahre konnte er auf eine jährliche Pension von 1000 Pfund Sterling (6600 Thaler) Anspruch machen. Kaum aber hörte er von der neuen Maßregel, so war dieser edle Mann keinen Augenblick im Zweifel, was seine Pflicht sei. Lieber wollte er, der nichts weniger als reich war, auf seine glänzende Pension verzichten, als sich der Sünde des Direktorenhofs theilhaftig machen. Er gab seine Entlassung ein und sie ward angenommen. Eben so

---

*) Die Verbindung mit dem Götzendienst trug nämlich der Regierung jährlich diese Summe (also 200000 Thaler preuß.) als reinen Gewinn ein.

**) British India in its relation to the decline of Hinduism and the Progress of Christianity, by Rev. W. Campbell. London 1840. p. 499.

großartig war der Schritt des Sir Maitland, des Oberbefehlshabers der Armee von Madras. Er hatte die Stelle unter der ausdrücklichen Voraussetzung angenommen, daß jener Erlaß Lord Glenelg's in voller Kraft bestehe und daß somit sein Gewissen nicht durch götzendienerischen Antheil verletzt werde. Bald genug sollte er enttäuscht werden. Ein eigenthümlicher Fall führte zur Krise. Ein eingeborner christlicher Trommler weigerte sich nämlich bei Gelegenheit einer Götzenprozession, zu welcher eine von brittischen Offizieren befehligte Truppenabtheilung beordert wurde, die Trommel zu Ehren des Götzen zu rühren. Hatte doch dieser wackere Hindu, seitdem er zum Glauben an Christum gekommen, tief genug die Schändlichkeit und Gottlosigkeit alles Götzendienstes erkannt, sollte er nun dem abscheulichen Götzen seine Trommel zu Dienst und Ehren rühren? Seine Weigerung kam als Insubordinations-Vergehen vor das Kriegsgericht. Die brittischen Offiziere fällten das Strafurtheil und legten es dem Obergeneral zur Genehmigung vor. Dieser kassirte in hoher Entrüstung das Urtheil. Da ward ihm die neue Ordre des Direktorenhofs vorgewiesen. Sir Maitland wandte sich nach London, um nähere Erklärung und fügte hinzu, wenn die genannte Ordre wirklich bestehe und Gesetzeskraft habe, wenn somit das alte ruchlose System ferner herrschen solle, so biete er seine Entlassung an. Maitland war einer der tüchtigsten Generale. Er hatte bei Waterloo unter Wellington mitgekämpft und sich Lorbeeren gesammelt. Für Indien war er von hohem Werthe. Allein alle diese Betrachtungen wogen beim Hof der Direktoren nichts. Sie achteten Baal und Mammon höher als den tüchtigsten, gewissenhaftesten General und nahmen seine Entlassung an. Maitland aber legte ein jährliches Einkommen von 15000 Pfund Sterling (100500 Thaler) auf den Altar seines Gottes als den Preis eines unbefleckten Gewissens und kehrte als Privatmann nach England zurück.

Die Heimkehr des überall hochgeachteten und bewunderten Generals Maitland nach England mußte von durchschlagender Wirkung sein. Die allgemeine Entrüstung des Landes zwang den Direktorenhof, endlich doch das Gesetz anzuerkennen, und die Verbindung mit dem Götzendienst wurde wirklich abgebrochen. Aber wenn auch nach dieser Seite hin der Neutralitätsgrundsatz endlich zu seinem Rechte kam, so hielt die Ostindische Kompagnie bis auf den letzten Tag ihres

Bestehens an ihrer Intoleranz gegen die eingebornen Christen fest. Von eigentlicher Verfolgung war natürlich nicht die Rede, sie genossen von Anfang an im Allgemeinen dieselben bürgerlichen Rechte, wie alle ihre heidnischen und muhamedanischen Landsleute. Aber in einem wesentlichen Stück standen sie weit hinter den Heiden und Muselmanen zurück. Die Regierung nämlich pflegt den größten Theil der untern und mittlern Aemter, sowohl im Justiz- als im Verwaltungswesen, mit Eingebornen zu besetzen und dieselben reichlich zu besolden. Während nun alle diese Regierungsstellen jedem irgend tüchtigen Hindu oder Muselman offen standen, und ihm ein reichliches Einkommen eintrugen, hatte ein eingeborner Christ nicht die geringste Hoffnung, in irgend einem Amte eine Anstellung zu finden, mochte dieselbe auch noch so gering und unbedeutend, er selbst aber auch noch so tüchtig dafür sein. Wie aber dadurch die christlichen Eingebornen vor den Augen ihres ganzen Volkes öffentlich gebrandmarkt, ja wie dadurch manches suchende und dem Evangelium geneigte Gemüth von der Annahme des Christenthums zurückgeschreckt und entmuthigt wurde, braucht nicht erst gesagt zu werden. —

Es ist nicht schwer, aus alter und neuer Zeit eine Reihe der schlagendsten Zeugnisse dafür aufzuführen, mit welcher Hartnäckigkeit sich die Ostindische Kompagnie der Ausbreitung des Christenthums in ihrem ausgedehnten Gebiete entgegenstellt. Noch im Jahre 1858 (als die öffentliche Meinung über das Schicksal der Ostindischen Kompagnie längst entschieden hatte) herrschte eine solche unglaubliche Verblendung unter den hochgestellten Männern Englands, daß der Minister der indischen Angelegenheiten, Lord Ellenborough, jenen Bittstellern zu erklären die Stirne hatte, „daß, so lange er in indischen Angelegenheiten etwas zu sagen habe, es bei der alten, traditionellen Politik sein Verbleiben haben müsse.“ Wir haben den Charakter dieser alten gottlosen Politik ins Licht zu stellen versucht, und wollen nun noch eine jener Geschichten mittheilen, die die Früchte jener „traditionellen Politik“ waren. Wir entnehmen die authentische Darstellung dieses Vorgangs dem „Church Missionary Intelligencer“ vom Jahre 1857. —

„Um das Jahr 1819 stand in Mirat, derselben Stadt im nördlichen Indien, in welcher der neueste Militair-Aufstand seinen ersten Ausbruch nahm, der treffliche Prediger H. Fischer als Kaplan

in Diensten der indobrittischen Regierung. Er selbst erzählt, wie er noch als junger Geistlicher in England durch die Berichte über die Greuel des indischen Götzendienstes tief erschüttert worden sei. Er habe besonders die Schrift von Buchanan über Indien*) mit höchstem Interesse gelesen und oft mit innigster Theilnahme über das Elend der Heiden geseufzt. Endlich sei ihm auch das Glück zu Theil geworden, Dr. Buchanan selbst in England (nach dessen Rückkehr aus Indien) kennen zu lernen und aus seinem Munde alles Das bestätigt zu hören, was er bis dahin in seinen und Anderer Schriften über diesen Gegenstand gelesen habe. „Ich konnte nicht anders," fährt er fort, „als allen diesen Berichten vollen Glauben schenken und folgte endlich dem Zuge, jenes finstere Land selbst zu besuchen und mit Gottes Hülfe zur Rettung seiner unglücklichen Bewohner aus den Banden der Finsterniß das Meinige mit beizutragen.

„Als ich in Indien ankam, war ich tief ergriffen von dem, was ich nun wirklich mit meinen eigenen Augen vor mir sah. Alles, was ich früher von dem Jammer des Heidenthums gelesen und gehört hatte, wurde durch die Wirklichkeit weit übertroffen. Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Calcutta fand eine Hindu-Prozession statt, die durch die Straßen der Hauptstadt sich bewegte. Voran zog ein Büßer mit Blumengewinden bekränzt, einen langen eisernen Nagel durch die Zunge gestochen, und einen scharf zugespitzten Eisenstab in der Hand, womit er sich die fleischigen Theile des Armes durchbohrte; und während er so mit wildem Geberdenspiel tanzend einherschritt, sägte er das Eisen fortwährend in seinem Fleische hin und her, daß das Blut reichlich aus den Wunden strömte. Ich kann nicht anders glauben, als daß der Unglückliche bald ohnmächtig niedersank oder vielleicht starb. Auch vernahm ich aus dem Munde von Augenzeugen mehr als genug, um zu erkennen, in welch einem Lande der Finsterniß, der sittlichen Herabwürdigung und des schmutzigsten Aberglaubens ich mich befand. Doch unter all diesem Elend war mir Eines ganz unerwartet und neu, nämlich die Wahrnehmung, daß wohlerzogene und feingebildete Europäer diesen Scenen gegenüber nicht nur die völligste Gleichgültigkeit an den Tag legten, sondern auch sich offen gegen jeden Versuch erklärten, den sittlichen Zustand

---

*) Dr. Claudius Buchanan, Christian researches in Asia. London. 1811.

der Eingebornen zu bessern oder wenigstens zur Abschaffung dieser Greuel beizutragen. Sie selbst schreckten offenbar vor Allem zurück, was auch nur leise einer Bekämpfung des herrschenden Aberglaubens gleich gesehen hätte, und gaben sich alle Mühe, auch Andere davor zurückzuschrecken. Entweder fand ich bei ihnen jene unbegreifliche Gleichgültigkeit und Stumpfheit, welche an solche Scenen gewöhnt ist, oder ich mußte die ängstliche Warnung hören: Sie würden am Besten daran thun, sich gar nicht in die Vorurtheile der Eingebornen zu mischen, oder wenn Sie nicht in den Ruf: Groß ist die Diana der Epheser, mit einstimmen können, so seien Sie wenigstens stille; sonst wird man Ihnen die Unruhen zur Last legen, die unfehlbar auf Ihr unvorsichtiges Treiben folgen werden. Es herrschte allgemein und selbst bei manchen der erleuchtetsten brittischen Beamten die Meinung, daß es kein gefährlicheres Mittel, der Regierung das Herz des Volkes zu entfremden, und keinen sicheren Weg, den Bestand unserer Herrschaft zu gefährden, geben könne, als wenn man versuchen wollte, sich in die religiösen Angelegenheiten der Hindus zu mischen, so weislich und vorsichtig man auch dabei zu Werke gehen wollte. Wer anders dächte, der wäre „des Kaisers Freund nicht!“ Man war überzeugt, daß jedem Missionsversuch sicherlich Rebellion, Bürgerkrieg und allgemeine Verwirrung auf dem Fuße folgen würde, und wenn vollends ein eingeborner Soldat von höherer Kaste bekehrt würde, so dürfte man darauf zählen, daß die Auflösung unserer Armeen und der Umsturz der brittischen Herrschaft in Indien die unausbleibliche Folge wäre.“

So schreibt der treffliche Kaplan Fischer zu Mirat. Er sollte nur zu bald Gelegenheit haben, die Richtigkeit seiner Ansicht von der herrschenden Meinung zu erfahren. Veranlassung dazu gab die Bekehrung und Taufe eines eingebornen Naicks oder Korporals aus dem 1. Bataillon des 25. Infanterie-Regiments, das zu Mirat in Garnison lag. Fischer selbst giebt uns eine genaue und höchst interessante Darstellung dieses Vorgangs. Sie ist in einem Schreiben an den damaligen Lordbischof von Calcutta, Dr. Middleton, enthalten. „Euer Hochwürden“, heißt es darin, „wissen bereits, daß ich, seitdem ich in Mirat wohne, reichliche Gelegenheit hatte, unter den Eingeborenen dieser Stadt ein ernstliches Fragen und Suchen nach der christlichen Wahrheit zu bemerken. Unaufgefordert und völlig

ungesucht von meiner Seite, — denn meine Zeit ist ohnehin von der geistlichen Pflege meiner europäischen Gemeinde vollständig in Anspruch genommen, — kommen häufig ganze Schaaren von Muhamedanern sowohl als von Hindus zu mir ins Haus, um sich entweder schenkweise, oder wenn sie die Mittel dazu haben, kaufweise die heilige Schrift in ihrer Muttersprache zu erbitten, oder mich über den Sinn einzelner Stellen, die ihnen auffallend oder eindrücklich waren, noch weiter zu befragen. Die erfreuliche Folge davon war eine gewisse gegenseitige Vertraulichkeit, die sich zwischen uns entspann, und in einigen Fällen auch die Bekehrung und Taufe derer, die nach Wahrheit suchten. Die letzteren, die sich an unsere Kirche angeschlossen haben, zieren ihr Bekenntniß mit einem würdigen, ächt christlichen Wandel. Ener unter ihnen, der sich besonders durch seine Lauterkeit und Tüchtigkeit auszeichnet, leitet unter meinen Augen und unter meiner beständigen Aufsicht die kleine eingeborne Christengemeinde, und er beweist darin ebenso treuen Eifer als ausgezeichnete Gaben.

„Diese neubekehrten lieben Christen nun kommen täglich in einem alten, nicht eben geräumigen Zimmer, das über dem Stadtthor von Mirat sich befindet, zum Lesen des Wortes Gottes zusammen. Der Zutritt zu diesem Versammlungsort steht natürlich jedem gelegentlichen Besucher offen. Die Zahl der fremden Gäste wechselt sehr; bald sind es sechs oder sieben, Alt oder Jung, bald aber auch doppelt so viel. Unter ihnen nun erschien eines Tages auch ein Soldat aus der hier liegenden Garnison, der Korporal Prabhu Din, der von da an regelmäßig jeden Tag sich einstellte. Endlich bat er, daß man ihn bei mir einführe. Schon bei der ersten Unterredung mit ihm fand ich, daß ein unverkennbares Werk der Gnade in ihm vorhanden war. Seit neun Jahren schon trug er die Ueberzeugung von der völligen Werthlosigkeit und Verwerflichkeit des heidnischen Götzendienstes in sich. Diese Gedanken aber hatte er für sich behalten und wollte erst eine günstige Gelegenheit abwarten, um sich darüber auszusprechen. Vor etlichen Jahren nun wurde sein Regiment nach der Insel Mauritius beordert. Dort wurde sein Herz immer unruhiger, und er fing an, sich jeweilen in die christliche Kirche zu schleichen, wobei er sich mit dem Gedanken tröstete, er könne den Gott der Christen wenigstens im Geiste anbeten, obschon er die Sprache des Gottesdienstes nicht verstehe; ja oft war ihm der Gedanke, der Gott der Christen

kenne sein Herz, eine tiefe fühlbare Erquickung für seine bekümmerte Seele. Er sehnte sich darnach, Jemand zu finden, dem er sich mittheilen könnte, und der im Stande wäre, ihn weiter über den Weg des Lebens zu unterweisen. Aber andererseits schreckte ihn die Furcht vor den Folgen, — der zeitlichen sowohl als der geistlichen — immer wieder zurück. Endlich faßte er den festen Entschluß, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darböte, mit einem christlichen Prediger über seinen Herzenszustand zu reden, möge auch daraus folgen, was da wolle. Die Schilderungen, die er von seinem Gemüthszustand während seines Aufenthalts auf Mauritius und während seiner Rückreise nach Calcutta gab, waren äußerst ergreifend. Beim Wiedereintreffen in Indien erhielten diejenigen Soldaten seines Regiments, die sich während ihres Dienstes im Ausland ausgezeichnet hatten, Urlaub. Unter ihnen war auch Prabhu Din; er ging in seinen Geburtsort. Aber er war noch nicht lange bei seinen Verwandten, so trieb es ihn, den Seinen nicht blos die Ehrenmedaille zu weisen, mit der seine Brust dekorirt worden war, sondern sie auch in sein Herz blicken zu lassen, und ihnen seinen Entschluß mitzutheilen, daß er das Christenthum anzunehmen gesonnen sei. Anfangs versuchten sie, ihm diese Gedanken auszureden; da sie ihn aber unbeweglich fanden, gaben sie es auf und schieden von ihm, als er wieder zu seinem Regimente zurückkehrte, mit vielen Thränen, wobei seine Mutter dem Scheidenden nachrief: Du hast deinen Glauben geändert und deine Kaste verloren, und du sagst, du habest den wahren Gott gefunden. Nun siehe zu, daß du deinen Glauben nicht noch einmal änderst! —

„Sein Regiment befand sich damals in Khanpur (Cawnpore), wurde aber bald nach Prabhu Din's Eintreffen hierher nach Mirat versetzt. Das erste, wonach er sich erkundigte, war: wer ist der Kaplan? Und nimmt er sich auch meiner schwarzen Brüder an? — Man sagte ihm von dem alten Zimmer über dem Stadtthor, wo sich die eingebornen Christen zu versammeln pflegen — und sofort ging er zur bestimmten Stunde dahin. „Schon im ersten Augenblick," sagt er selbst, „als ich mich in ihrer Mitte befand und ihre Worte hörte, hatte ich den Eindruck, Jesus Christus hat meine Gebete erhört. Gottes Gnade hat mich hierher geführt!" — Seine fleißigen Besuche der Christenzusammenkünfte fielen übrigens

den Bramanen-Sipoy's seines Korps bald auf, und als sie von seiner Absicht hörten, ein Christ zu werden, sprachen sie ihm offen ihr Leidwesen darüber aus und gaben sich alle mögliche Mühe, ihn von der Thorheit dieses Gedankens zu überzeugen und durch freundliches Zureden davon abzubringen. Sie stellten ihm die bedenklichen Folgen vor, die sein Schritt unfehlbar nach sich ziehen werde, — den unwiederbringlichen Verlust seiner hohen und angesehenen Kaste (Prabhu Din ist selbst Bramane von Geburt), das Aufhören alles Verkehrs mit zahlreichen und werthen Freunden, das unzweifelhafte Mißfallen der Regierung, welche ihn, wenn er Christ würde, entehren und aus den Reihen der Armee stoßen werde. Kurz, er verliere Alles, was ihm im Leben theuer sei, und schließlich gar das Leben selbst: denn wer werde ihm noch „Khana Pina" (den Lebensunterhalt) reichen? Seine Antwort aber war immer die gleiche: „Jesus Christus wird mein Freund sein; er ist der Freund Aller, die auf ihn trauen. Und was die Kaste betrifft, so kommt an Würde keine der Christenkaste gleich. Sie ist edler und höher als alle; denn die Christen sind das Volk des wahren Gottes; er ist ihr Vater. Der Uebertritt zum Christenthum kann mich zu keinem schlechten Soldaten machen, und ich kann nicht glauben, daß mich die Regierung deßhalb aus der Armee ausstoßen sollte. Sind nicht die europäischen Unteroffiziere, der Oberrottmeister, der Quartiermeister und die Trommler und Musiker, sind sie nicht Alle auch Christen? Warum sollte mich deßhalb eine Strafe treffen, wenn ich mich nicht sonst verfehlt habe?" —

„Als die Bramanen fanden, daß sie ihm von dieser Seite her nicht beikommen konnten, versuchten sie es mit Anerbietungen von Geld und sammelten unter sich Unterschriften, wodurch ihm eine monatliche Leibrente von 20 Rupies (etwa 15 Thaler) für Lebenszeit zugesichert wurde. Aber auch dies wies er, ohne auch nur einen Augenblick zu schwanken, zurück und erklärte, Jesus Christus werde ihn viel besser versorgen, als sie es vermöchten und zwar noch mit dem Vortheil, daß er das nicht blos für diese Lebenszeit, sondern auf ewig thun werde. Nun fingen die Bramanen, da sie sahen, daß Alles nichts half, an, seinen guten Namen zu verunglimpfen, verschrieen ihn als einen Trunkenbold und Schwelger, ja behaupteten zuversichtlich, er habe den Verstand verloren. Diese Schmähungen scheinen

auch etlichen seiner Oberen zu Ohren gekommen zu sein und bei ihnen Glauben gefunden zu haben; denn es wurde eine militairgerichtliche Untersuchung in Betreff seines Betragens angeordnet. Das Ergebniß derselben aber war die unwidersprechlich bewiesene Thatsache, daß Prabhu Din nicht blos jeder Zeit ganz untadelig sich betragen habe, sondern auch, daß er ein besonders gewandter, intelligenter und rühriger Soldat sei. —

„Auf seine eigene dringende Bitte taufte ich ihn endlich am 10. October 1819, kurz ehe er in Angelegenheiten seines Regiments von Mirat abging. Damit endigt meine Geschichte. Nur bemerke ich noch, daß nach seiner Taufe, bei der er den christlichen Namen Matthäus erhielt, die Bramanen aufhörten, ihn zu plagen. Zwar muß er hinfort seine Mahlzeiten für sich allein zubereiten und genießen, indem er, der kastenlos Gewordene, von dem magischen Kreis, den seine Bramanen-Kameraden um sich ziehen, ausgeschlossen ist; im Uebrigen aber ist es ganz beim Alten geblieben und Matthäus Prabhu Din ist nach wie vor ein braver und tapferer Soldat. Der einzige Makel, der ihm anhaftet, ist, daß er seine Bibel liest und den Einen wahrhaftigen Gott durch Jesum Christum unsern Herrn anbetet." —

So schildert Kaplan Fischer die Bekehrung des Korporals Prabhu Din. Während er aber diese Zeilen schrieb, hatte sich bereits eine Gewitterwolke über seinem und seines lieben Pfleglings Haupt gesammelt. Der Major jenes Bataillons nämlich, in welchem Prabhu Din als Korporal stand, hatte sich schon einige Zeit zuvor in folgendem Schreiben an den General-Adjutanten der Armee gewandt:

„Darf ich Sie ersuchen, Seiner Excellenz dem Oberbefehlshaber zu melden, daß ein höchst eigenthümlicher und unerhörter Fall in meinem Korps sich ereignet hat, nämlich die Bekehrung des Korporals Prabhu Din Panda vom Hinduismus zum Christenthum. Er wurde vom Kaplan Fischer am Abend des 10. October getauft, und zwar ohne mir zuvor Mittheilung gemacht, noch meine Einwilligung eingeholt zu haben. Da nun das 1. Bataillon des 25. Regiments, in welchem Prabhu steht, hauptsächlich aus Bramanen zusammengesetzt ist, so hat dies Ereigniß die größte Bestürzung unter ihnen hervorgebracht; und die Folgen davon können äußerst bedenklich sein, namentlich in Beziehung auf Anwerbung

neuer Rekruten. Denn die Vorurtheile der Eingebornen sind von der Art, daß Leute von hoher Kaste sich nicht ferner in die Armee werden anwerben lassen, wenn sie zu argwöhnen Ursache haben, daß allerlei Mittel zu ihrer Bekehrung zum Christenthum in Anwendung gebracht werden. Der Korporal Prabhu Din war ein Bramane von hoher Kaste und in seinem Korps sehr geachtet, bis dieser unerwartete Fall eintrat. Ich habe die Ehre zu sein u. s. w."

Auf dieses Schreiben an den General-Adjutanten, der die Sache seiner Seits weiter an den Oberbefehlshaber berichtete, erfolgte nun folgende Rückantwort von dem Sekretair des Letzteren an den Ersteren:

„Mein Herr, ich bin von Sr. Excellenz dem Generalgouverneur [der bekanntlich zugleich Oberbefehlshaber der Armee ist] beauftragt, Ihnen den Empfang Ihres Schreibens in Betreff des Korporals Prabhu Din Panda anzuzeigen.... Was die Bestürzung betrifft, welche nach des Majors B. Mittheilung unter seinem Korps durch dies Ereigniß veranlaßt wurde, sowie was die gefährlichen Folgen anbelangt, die daraus hervorzugehen drohen, so ist Seine Excellenz geneigt, die Sache in einem sehr ernsten Lichte anzusehen, und wünscht vor Allem und aufs Angelegentlichste näheren Bericht über die Mittel zu erhalten, welche angewandt wurden, um den besagten Korporal zum christlichen Glauben zu bringen. Um aber über die ganze Sache Licht zu erhalten, wird Seine Excellenz einen Untersuchungsausschuß zu Mirat niedersetzen, durch welchen alle auf diese Sache bezüglichen Umstände genau zu ermitteln sind. Auch erachtet Seine Excellenz es für nothwendig, daß dieser Ausschuß besonders nachforsche, ob und welche Maßregeln in jener Garnison angewendet worden seien, die dahin abzielten, sich in die religiösen Vorurtheile der eingebornen Soldaten zu mischen und sie zum Christenthum zu bekehren, namentlich ob eingeborne oder andere Sendlinge die Barracken (Kasernen) besuchten oder mit obengenanntem Zweck innerhalb des Umkreises der Militairniederlassung (Kantonments) sich bleibend aufhielten. Schließlich bin ich beauftragt, den Willen Sr. Excellenz des General-Gouverneurs auszusprechen, daß der Korporal Prabhu Din Panda aus seinem Bataillon entlassen werde und ein Anderer in seine Stelle vorrücke; daß ihm zwar sein Sold und seine Pension von dem Brigademajor zu Mirat ausbezahlt werde, aber daß er an genanntem Ort so lange verbleibe, bis der Unter-

suchungsausschuß über diesen sonderbaren und unerhörten Fall seinen Bericht eingesendet hat und die Regierung darnach ihre weitern Befehle geben wird. Ich bin u. s. w.

C. B., Sekretair des Militairdepartements."

Der Untersuchungsausschuß trat denn auch wirklich am 6. Januar 1820 zusammen, und Folgendes ist eine genaue Uebersetzung des Protokolls:

„.... Prabhu Din wird vorgeladen und aufgefordert, die Beweggründe anzugeben, die ihn zur Annahme des christlichen Glaubens veranlaßt haben. Folgendes ist seine Angabe:

Ich habe oft den Wandel der Christen beobachtet. In vielen Stücken nahm ich bei ihnen eine gewinnende Würde und Gleichmäßigkeit des Benehmens und eine bemerkenswerthe Wahrheitsliebe wahr, und dies veranlaßte mich, mit ihrer Religion mich näher bekannt zu machen; und da ich fand, daß sie die Wahrheit enthalte, nahm ich sie an.

Frage: Wie lange ist's her, daß Ihr anfinget, nach der christlichen Wahrheit zu forschen?

Antwort: Es sind etwa neun Jahre her, — zu der Zeit, als ich als Freiwilliger nach der Insel Mauritius ging. Was meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog, das war die regelmäßige Beobachtung des Sonntags bei den Europäern und ihr Kirchenbesuch zum Behuf des Gottesdienstes. Von da an war ich entschlossen, mich mit dem Christenthum näher bekannt zu machen, wenn ich Gelegenheit fände. Aber weder bei meiner Rückkehr nach Calcutta, noch während meines darauf folgenden Aufenthalts in Khanpur fand ich (wie mir schien) eine solche Gelegenheit oder auch nur Zeit dazu; denn meine Dienstpflichten nahmen mich sehr in Anspruch. Erst als ich hierher nach Mirat kam, fand ich Zeit und Mittel, mich näher darnach zu erkundigen.

Fr. Als Ihr nach Mirat kamet, habt Ihr da aus eigenem Antrieb Erkundigungen angestellt, oder kam Jemand zu Euch in die Kasernen?

A. Ich machte meine Erkundigungen ganz aus eigenem Antrieb, und zwar bei den beiden Männern, die hier stehen, und die in der Nähe des obern Bazars wohnen. (Es war Munif, der christliche Sprachlehrer des Kaplan Fischer, und Bahadur Mes-

seh, gleichfalls ein eingeborner Christ, der von Fischer getauft worden war; welche beide vorgeladen worden waren.)

Fr. Seid Ihr aus eigenem Antrieb zu Herrn Fischer gegangen, oder hat er Euch zu sich gerufen?

A. Ich ging aus eigenem, freien Antrieb zu Herrn Fischer in sein Haus. Ueberhaupt ging ich zu Jedermann, von dem ich hoffte, Genaueres über das Christenthum zu erfahren.

Fr. Kennt Ihr Jemand, oder habt Ihr von Jemand gehört, der Eure Kaserne besucht hat, um einen oder den andern Sipoy im christlichen Glauben zu unterrichten?

A. Niemals! Ich habe weder selbst dergleichen gesehen, noch von Andern etwas der Art gehört.

Fr. Wie wurdet Ihr nach Eurer Taufe von Eurem Korps und Eurer Kompagnie empfangen?

A. Sie sprachen nichts mit mir über diesen Gegenstand. Ich erfuhr von Keinem unter ihnen irgend eine unfreundliche Behandlung, ein Grenadier ausgenommen, der mir aber von jeher feind gewesen war. Er ergoß sich oft in Schmähreden über mich und nannte mich häufig einen „Gassenkehrer„ (die verächtlichste Kaste unter den Hindus). Ich machte ihm darüber in aller Ruhe Vorstellungen; da ich aber fand, daß ich zornig werden wollte, ließ ich ihn gehen.

Fr. Hat Euch irgend Jemand von den Sipoys Geld angeboten, damit Ihr nicht Christ würdet?

A. Ja. Zwei unter den Leuten sagten zu mir: Wir vermuthen, du habest Geld nöthig, und wenn dies der Fall ist, so wollen wir dir gerne welches geben, vorausgesetzt, daß du kein Christ wirst. Ich erwiderte: Mein Entschluß steht fest, ich werde ihn nicht ändern. Ich bin entschlossen, Gott zu suchen, den allein wahren Gott, vor dessen Augen keine Rupies etwas gelten.

Fr. Wie viel hat man Euch angeboten?

A. Zwanzig Rupies monatlich auf Lebenszeit.

Fr. In der That! Wie konntet Ihr ein solches Anerbieten von Euch weisen?

A. (mit einem überaus ausdrucksvollen Blick und einer Geberde der Verachtung) Rupia matti hain! (Gold ist schmutziger Staub!) Mein Verlangen stand nach der Rettung meiner Seele, und die konnte ich nicht mit Geld erkaufen.

Fr. Haben die Soldaten in ihrem Verkehr mit Euch nach der Taufe Euch je übelwollend behandelt?

A. Nein, nicht Einer.

Fr. (an Major B., der den Brief an den General-Adjutanten geschrieben). Ist Ihnen irgend bekannt, daß Fremdlinge in die Kasernen Ihres Regiments gekommen sind, in der Absicht, die Leute zum christlichen Glauben zu bekehren?

A. (des Majors). Nein, nie. Wäre dergleichen je vorgekommen, so wäre es mir sicherlich gemeldet worden. (Dann wandte sich Major B. an Prabhu Din mit der Frage:) Habt Ihr von einem Soldaten Eures Korps oder von irgend einem der europäischen Offiziere oder Soldaten eine Aeußerung gehört, als wenn jetzt, da Ihr ein Christ geworden, sich keine bramanischen Rekruten mehr in die Armee werden anwerben lassen?

A. Nein, ich habe eine derartige Aeußerung nie vernommen.

Nun wandte sich Kaplan Fischer an Major B. mit der Frage: Will Herr Major B. die Güte haben, dem Untersuchungsausschuß zu sagen, in welcher Weise sich die „Bestürzung" äußerte, von der er in seinem Schreiben an den General-Adjutanten redet.

A. (des Majors). Die Leute schienen mißvergnügt über die Bekehrung des Korporals. Ihr Wunsch, daß sie nicht geschehen wäre, war sehr stark; denn er war von sehr hoher Kaste und stand in seinem Korps in hohem Ansehen. Ich wüßte nichts über des Korporals Verhalten seit seiner Taufe zu klagen.

Dann folgte noch eine kurze Selbstrechtfertigung des Majors über seinen in jenem Schreiben gebrauchten Ausdruck „Bestürzung" und damit schloß die Verhandlung. —

Das Ergebniß dieser amtlichen Untersuchung war von der Art, daß eine ehrenvolle Wiedereinsetzung Prabhu Din's in seine militärischen Ehren mit Grund zu erwarten stand. Aber nein; es verblieb bei dem ersten Urtheil des General-Gouverneurs. „Er wohnt seitdem," schreibt Kaplan Fischer siebenzehn Jahre später (im Jahr 1837), „in Mirat und lebt von seiner Pension. Zugleich ziert er mehr als alle Andern sein Bekenntniß mit einem gottseligen und eines Christen würdigen Wandel. Einige Zeit nach obigen Vorgängen zwar kam der neue Oberbefehlshaber Sir Ed. Paget auf seiner Inspectionsreise auch durch Mirat, wo ich Gelegenheit fand, ihn mit

dieſer Sache genau bekannt zu machen. Er nahm ein lebhaftes Intereſſe daran und bevollmächtigte den Hauptmann Nicol, unſerem Matthäus Prabhu Din eine höhere Stelle, als er zuvor hatte, in einem der Lokal-Korps (militäriſche Polizei-Garde) anzubieten. Unſer Prabhu Din ſprach ſich ſehr dankbar über eine ſolche Güte aus, fügte aber mit ſichtbarer Bewegung, obwohl ſehr ehrerbietig hinzu: Ich kann das nicht annehmen, ich habe nichts gethan, was die Ausſtoßung aus meinem Regiment, in deſſen Augen ich nun ein degradirter Mann bin, gerechtfertigt hätte. Man ſende mich zu meinem Regiment zurück und waſche damit die mir angethane Entehrung ab, ſo werde ich mit Dank und Freude gehen. — Da jedoch dieſe Bitte nicht gewährt werden konnte, obſchon ich nicht weiß warum, ſo blieb Prabhu Din als Penſionär in Mirat. Eines Umſtands muß ich noch erwähnen, der ſehr bezeichnend für ſeinen ehrenhaften Charakter iſt. Im Anfang des birmaniſchen Kriegs (1824) bat mich Prabhu Din, dem General-Major Reynell mitzutheilen, daß er bereit ſei, als Freiwilliger ſich in jedes Korps einreihen zu laſſen, das dorthin geſandt werden würde. „Ich habe lange das Brot der Kompagnie gegeſſen," ſagte er, „und weiß, daß es an Mannſchaft fehlt. Ich bin bereit zu gehen." Der General-Major konnte dem Manne ſeine aufrichtige Achtung nicht verſagen und ſprach dies auch offen aus. Aber obwohl Prabhu Din ein ſchöner, hochgewachſener, baumſtarker Soldat iſt, und in ſeinem ganzen Weſen einen ächt militäriſchen Geiſt offenbart, ſo ſchienen doch unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege zu ſtehen, und das Anerbieten wurde höflich abgelehnt. Die Gründe kenne ich nicht. — Ums Jahr 1834 etwa marſchirte das Korps, in welchem er früher geſtanden, durch Mirat. Etliche Offiziere und viele ſeiner früheren Kriegskameraden kamen zu Matthäus, um ihn zu beſuchen, und grüßten ihn mit großer Herzlichkeit und Anhänglichkeit. Manche riefen aus: Warum trittſt du nicht wieder in unſer Korps ein? Woran liegt denn die Schuld? Unſere (europäiſchen) Offiziere ſind Chriſten. Unſer Rottmeiſter und unſer Quartiermeiſter ſind Chriſten. Auch die Trommler und Muſiker ſind Chriſten: warum kannſt denn du nicht auch als Chriſt unter uns bleiben? — Was konnte Prabhu Din antworten als: So hat's die Kompagnie gewollt und befohlen! —

„Ich glaube, dieſe Stimmung, wie ſie jene Sipoys ausgeſprochen

haben, ist gegenwärtig (1837) weit und breit herrschend; denn ich weiß aus guter und wohlunterrichteter Quelle, daß viele eingeborne Soldaten gerne Christen würden; aber die Furcht vor dem Loos Prabhu Dins schreckt sie zurück. Sie wissen, sie würden dadurch das Vertrauen ihrer Vorgesetzten verlieren und aus dem Regiment auf entehrende Weise ausgestoßen werden. „Wir würden von Herzen gerne das Christenthum annehmen," sagten mehrere Sipoys zu einem meiner Christen; „aber die Folgen sind für uns zu schwer!"" — —

So schreibt Kaplan Fischer im Jahre 1837. Die Stellung, welche die Ostindische Kompagnie dem Christenthum gegenüber einnehmen zu müssen glaubte, ist durch diese ganze Geschichte in anschaulichster Weise gekennzeichnet. Es ist dies die „alte traditionelle Politik", an der, wie wir oben bemerkten, der Minister Lord Ellenborough noch im Jahre 1858 festhalten zu wollen sich erklärte. Wir danken Gott, daß dieser antichristliche Geist unter den indischen Beamten wenigstens nicht mehr herrscht, und daß das gottlose System sowie die Ostindische Kompagnie selbst nunmehr ihre Endschaft erreicht haben. Es ist in vielen Beziehungen besser geworden; aber schon die vorstehende eine Geschichte giebt uns einen Beweis dafür, mit welchen unsäglichen Schwierigkeiten die Missionare in Indien stets zu kämpfen hatten. Kaplan Fischer war der Prediger einer europäischen Gemeinde und hatte deßhalb einen festen Halt; die Missionare aber waren fast nur „geduldet"; und in der Ausübung ihres heiligen gottgewollten Werkes setzte ihnen die Regierung alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg. Daß dies auf den Erfolg ihrer Thätigkeit einen wesentlichen Einfluß ausüben mußte, versteht sich von selbst, aber dennoch wurden Resultate erzielt, und zwar solche, die die aufgewandten persönlichen Kräfte und materiellen Mittel weit überwiegen.

Wir haben nur noch wenige Worte beizufügen. — Gott selbst hat in ergreifender Weise das Urtheil über die Politik der Ostindischen Kompagnie gesprochen. Dieselbe Armee von eingebornen Soldaten, aus welcher man den Prabhu Din ausstieß, aus keinem andern Grunde, als weil er Christ geworden, hat ihre Waffen gegen die Regierung der Kompagnie gekehrt und sie bis an den Rand des Verderbens gebracht. Und dieselbe Kompagnie, die das mächtigste Reich der Erde

gegründet, aber den Erbherrn der Heiden, unsern Herrn Jesum Christum, vor den Hindus und Muhamedanern verleugnete — sie ist nun ruhmlos von dem Schauplatz der Geschichte abgetreten und hat die Herrschaft Indiens an die brittische Krone abgeben müssen. Sie hat das Pfund, das ihr von dem Herrn der Herrlichkeit anvertraut war, im Schweißtuch in die Erde vergraben; denn ich fürchtete mich, sprach der Schalksknecht zu seinem Herrn, da er Rechenschaft forderte. Aber der Herr sprach zu denen, die dabei standen: Nehmet das Pfund von ihm und gebet es dem, der die zehn Pfund hat. Jene meine Feinde aber, die nicht wollten, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her und erwürget sie vor mir!

Ueber die wissenschaftliche Ausbildung der Missionare.

Der Weisheit Anfang ist des Herrn Furcht. Spr. Sal. 9, 10.

Die Frage, auf welche Weise ein zum Missionsdienste erwählter Jüngling für seinen kommenden Beruf vorzuarbeiten, welches Maß allgemeiner und wissenschaftlicher Bildung ihm für seine künftige Laufbahn zu geben, und wie weit auch der Erfolg seiner Arbeit von dem Stande seiner Bildung bedingt sei, ist gewiß ebenso wichtig, als schwierig. Die Wichtigkeit leuchtet von selbst ein; die Schwierigkeit erhellt aus der Thatsache, daß die Gesichtspunkte, nach welchen diese Frage praktisch beantwortet wird, bis auf den heutigen Tag sehr verschiedene sind. Die Missionsgesellschaften haben im Allgemeinen ihre Sendboten bisher auf ihren eigenen Seminaren gebildet; es ist aber gerade das Prinzip der Seminar-Erziehung in ihrer Zweckmäßigkeit für die Mission vielfach angezweifelt worden. Es geschah dies meist in doppelter Beziehung, einmal, indem man sie zu hoch, zu kostspielig, zu zeitraubend, zu absichtlich und künstlich, zu dämpfend und abkühlend für den Feuereifer der künftigen Missionare betrachtete, und daher lieber fromme Jünglinge, ohne weitere schulmäßige Vorbereitung, hinaussenden wollte, damit sie draußen einfältig das Wort predigen und sich von ihrer Hände Arbeit nähren sollten; ein andermal, indem man

sie zu niedrig und schwach, zu einseitig und unzulänglich, zu gering und elementarmäßig fand, und den Bildungsgrad der auf Seminarien vorbereiteten Missionare für das so wichtige Werk der Mission als zu gering und zugleich als einen Grund ansah, daß die Erfolge den aufgewandten Mitteln gegenüber so unbedeutend seien. Während von der einen Seite fromme Handwerker die Missionare sein sollen, ist man auf der andern auf akademisch geprüfte Theologen bedacht. Wir wollen zunächst auf das letztere, vielfach in Vorschlag gebrachte Verfahren in Bezug auf die wissenschaftliche Ausbildung der Missionare eingehen. Herr Dr. Fabri, Inspektor der Rheinischen (Barmer) Missionsgesellschaft, erhielt im Juni 1860 von einem ungenannten Missionsfreunde ein Schreiben, in welchem die letztere Ansicht vertreten war. Es heißt in demselben:

„In fast allen Missionsberichten wird direkt und indirekt die Klage über schlechte Erfolge der Missionare ausgesprochen. Sollte diese Klage vielleicht ihren Grund in der geringen wissenschaftlichen Ausbildung der meisten Missionare haben? Die meisten der Sendboten sind aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, werden im Missionshause nothdürftig in der Sprache des Landes ihrer künftigen Bestimmung unterrichtet und erhalten, außer gründlicher Unterweisung im Worte Gottes, nur stückweisen Unterricht in andern, ihnen zu ihrem Berufe unentbehrlichen Wissenschaften. Wenn die Missionare mit einem Geiste wie Petrus und Paulus auszögen, so würden auch ohne wissenschaftliche Ausbildung bessere Erfolge, als jetzt, erzielt werden; aber der Geist dieser Apostel weht nicht mehr, es muß also durch Bildung, durch geistige Ueberlegenheit den Heiden gegenüber, ersetzt werden, wenigstens theilweise ersetzt werden, was an jenem Geiste fehlt. Dann wird auch bei Gottes Segen der Erfolg nicht ausbleiben. —

Weshalb hat die englische Missionsgesellschaft bessere Erfolge? Ich glaube: nur wegen der tüchtigeren Leistungen ihrer Missionare. — Ich bilde mein Urtheil nach Ihren und den Baseler Berichten ... Sollte es nun nicht gerathen sein, für die Folge nur wenige Boten in's Heidenland zu senden? solche aber vorher auf Gymnasien und Universitäten in Theologie und Medizin mit Berücksichtigung ihres erwählten Berufs unterrichten zu lassen? Meines Erachtens ist dies der einzige Weg zur Erzielung günstigerer Resultate, sowohl in Be-

zug auf die Ausbreitung des Christenthums als auch in Bezug auf die pecuniären Verhältnisse Ihrer Gesellschaft. Gottes Segen ist natürlich vor allen Dingen zu erflehen. — Ich bitte meine Worte aber nicht als Recension Ihrer Einrichtungen, noch als Geringschätzung Ihrer Arbeiter im Heidenlande anzusehen (im Gegentheil, ich achte die Männer, die Gut, Blut, Verwandtschaft und Freundschaft für Jesum Christum opfern, sehr hoch), sondern als Aeußerungen, die mein Interesse für Ihre Gesellschaft bezeugen."

Herr Dr. Fabri bemerkt hierauf: „Es ist etwas schwierig, dem anonymen Freunde in der Kürze auf diese Sätze zu antworten. Denn die Voraussetzungen, auf welche er sein Votum bezüglich der Ausbildung zum Missionsdienste stützt, sind theils irrig, theils schwer zu beweisen. Dabei haben sie das Ueble, daß sie zu Vergleichungen nicht nur über die verschiedene Praxis, sondern auch über die Erfolge verschiedener Missionsgesellschaften nöthigen, was meist eine unfruchtbare, stets aber eine peinliche Sache ist. Doch dürfen und können wir an diesen Voraussetzungen nicht stillschweigend vorübergehen. Der liebe Briefsteller spricht zunächst davon, daß „in fast allen Missionsberichten die Klage über schlechte Erfolge der Missionare ausgesprochen wird". Diese Behauptung ist unwahr und wahr zugleich. Sie ist unwahr, sofern die Missionsberichte Jahr aus Jahr ein von der Kraft des Evangeliums, mit welcher es sich an den Herzen der Heiden bezeugt, viele erfreuliche, öfter hocherfreuliche Thatsachen berichten. Sie ist wahr, sofern die Missionare auch über die Macht des Widerstandes, welche der Feind ihrer Arbeit entgegensetzt, stets Vieles noch zu klagen haben, und sie im Gefühle ihrer eigenen Ohnmacht, Sünde und Gebrechlichkeit das Evangelisationswerk lange nicht mit der sieghaften Macht vorwärts gehen sehen, als sie es wünschen und mit den heimathlichen Missionsfreunden immer wieder erbitten. Wir würden erschrecken, wenn unter den gegebenen allgemeinen Verhältnissen diese Klagen verstummen würden.

„Offenbar handelt es sich aber bei dieser Betrachtung wesentlich um die Frage, welche Aufgabe und welches Ziel überhaupt der Heiden-Mission in unseren Zeiten gestellt sei? ... Sieht er eine Völker- und Massen-Bekehrung als das Ziel derselben an, hält er dafür, daß die Zeit nicht ferne sei, wo durch den Dienst der Missionare die Millionen China's, Indien's und Afrika's sich zu Christo bekehren

und freiwillig und freudig dem Evangelio sich unterwerfen werden, erwartet er in Folge dessen die Bildung einer großen, in eigenthümlicher Entwicklung sich gestaltenden, chinesischen, indischen u. s. w. Nationalkirche, so hat er vollkommen recht, unsere bisherigen Erfolge gering zu nennen. Nur daß er dies dann nicht von irgend welcher einzelnen Missionsgesellschaft, sondern von allen zusammengenommen entschieden behaupten muß. In diesem Falle ist es aber auch völlig müssig eine Vergleichung der Erfolge und Leistungen der einzelnen Missionsgesellschaften anzustellen, denn die Unterschiede, die etwa in dieser Beziehung aufgezeigt werden könnten, wären gegenüber der der Mission überhaupt vorliegenden Aufgabe noch so verschwindend, daß es in keiner Weise der Mühe verlohnte, auf dieselben näher einzugehen. Wir wollen daher, um das Schreiben des ungenannten Freundes überhaupt weiter besprechen zu können, annehmen, auch er sei der Ueberzeugung, daß es sich bei unserer ganzen gegenwärtigen Missionsarbeit nicht eigentlich um Völker- und Massenbekehrung, sondern um Einzelbekehrung, um die Sammlung einer Auswahl aus allen Völkern handle, daß also die Mission im Allgemeinen in der Entwicklung des göttlichen Reichsplanes eine vom Herrn befohlene Vorarbeit sei, auf welcher in einer folgenden Periode auch für die Völker als solche eine Zeit göttlicher Gnadenheimsuchung folgen werde.

„Aber auch wenn wir die Aufgabe, die die Mission überhaupt hat, also beschränken, so bleibt die Vergleichung verschiedener Gesellschaften in Absicht auf den Erfolg ihrer Arbeit immer eine mißliche und schwierige Sache, für welche es eigentlich eine Prüfung derselben an Ort und Stelle, jedenfalls aber der genauesten Kenntniß der einzelnen Missionen bedürfte. In Bausch und Bogen zu urtheilen, ist hier ein sehr gewagtes Unternehmen. Es muß hierbei, was oft auch von Missionsfreunden übersehen wird, vor Allem bedacht werden, daß die Widerstands-, wie die Aufnahmefähigkeit der verschiedenen heidnischen Völker gegenüber dem Evangelio eine sehr verschiedene ist. Es giebt, wie die neuere Missionsgeschichte zeigt, Völkerschaften, die durch eine besondere, verborgene Gnadenführung zur Aufnahme des Evangeliums besonders zubereitet sind, und bei welchen nach kurzer Arbeit die Predigt vom Kreuze in rascher Ausbreitung unter Tausenden den Sieg gewinnt. Wir erinnern z. B.

an die Karenen. Es giebt andere, unter welchen Jahrzehnte lang mit Schweiß und Mühe, mit Treue und Selbstverleugnung gearbeitet wurde, ohne daß eine Frucht sichtbar wurde, bis endlich, öfters unerwartet und plötzlich in einer großen Erweckung die bewiesene, treue Arbeit einen reichen Lohn fand. So z. B. auf den Südsee-Inseln. Und es giebt endlich andere Völkerstämme, bei denen die Arbeit Jahrzehnte lang unter den größten Mühen fortgegangen ist, ohne allen sichtbaren größeren Erfolg, so daß kaum einige spärliche Hälme für das Reich Gottes bis jetzt gezeitigt worden sind. So z. B. bei den Papua's. Wer wollte es da wagen, den Mangel eines Erfolges auf die Arbeiter oder gar auf das Mehr oder Minder ihrer wissenschaftlichen Ausbildung zu setzen? Es liegt hier offenbar ein geheimes göttliches Gesetz, nach welchem Fluch und Segen auch über die Völker der Erde verschieden ausgetheilt ist, zu Grunde. Zwar wird die Arbeit, so sie treu und beharrlich fortgesetzt wird, nie ganz leer zurückkommen, und auch unter dem verkommensten Volksstamme wird zum Triumph und zum Zeugniß der Universalität der in Christo erschienenen Gnade das Evangelium an etlichen Seelen wenigstens seine Kraft offenbaren. Aber es ist doch offenbar, daß auch hier ein verschiedenes Maß der Zubereitung zur Aufnahme des Evangeliums vorliegt, welches für den sichtbaren Erfolg der Verkündigung desselben von der höchsten Bedeutung ist.*) Erwägen wir dies, so wird eine Berechnung der Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Missionare nach dem sichtbaren Erfolge ihrer Arbeit immer bedenklich bleiben, und auch eine Vergleichung der Arbeiten verschiedener Missionsgesellschaften höchstens da statthaft sein, wo dieselben wesentlich unter den gleichen Verhältnissen, also z. B. bei verschiedenen Stämmen eines und desselben Volkes nebeneinander arbeiten. Natürlich kommt ferner bei solchen Vergleichungen auch die äußere Ausdehnung einer Missionsgesellschaft mit in Betracht. Eine Gesellschaft, die gegenüber einer andern die fünf-, zehn-, ja zwanzigmal größere Jahreseinnahmen und dabei eine fünf-, ja zehnfach größere Anzahl von Arbeitern hat, wird, in's Allgemeine gemessen, natürlich auch mehr

*) Wir verweisen hierbei auf die lehrreiche Schrift des Herrn Dr. Fabri: Die Entstehung des Heidenthums und die Aufgabe der Heiden-Mission. Barmen 1859. Verlag von W. Langewiesche.

von Erfolgen zu reden haben, als eine in ihren Mitteln und Arbeitern viel beschränktere. Aus all dem ergiebt sich wie schwierig und unthunlich es ist, so in Bausch und Bogen Vergleichungen zwischen einzelnen Missionsgesellschaften anzustellen.

„Weil uns denn aber der liebe Ungenannte dazu drängt, wollen wir nach den hier gegebenen Gesichtspunkten einen Augenblick thörlich reden und in ein Paar Strichen auf die Arbeit unserer Mission und ihren bisherigen Erfolg zu reden kommen. Das älteste und hauptsächlichste Arbeitsfeld der Rheinischen Mission ist Südafrika. Zu der Arbeit auf diesen Stationen hat der Herr im Ganzen sichtbarlich Seinen Segen gegeben, so daß auf diesen Plätzen die Mission als solche nahezu ihre Aufgabe vollendet hat, und unsere Missionsgemeinden bereits zu eigentlichen kirchlichen Gemeinden geworden sind. Die Geschichte einiger dieser Stationen zählt zu den lieblichsten Episoden der neueren Missionsgeschichte, und übersehen wir das Ganze, so können wir ohne Selbstüberhebung sagen, daß die Arbeit unserer Rheinischen Mission in Südafrika, auf den Erfolg angesehen, jedenfalls hinter keiner der in Südafrika unter wesentlich gleichen Verhältnissen arbeitenden, zahlreichen anderen Missionsgesellschaften zurücksteht. — Für unsere Bornesische Mission fehlen die nöthigen Vergleichungspunkte; denn die Arbeit einiger englischer Missionare im Nordwesten dieser großen Insel ist noch zu jung, um solche zu bieten. Aber nach ähnlichen Verhältnissen gemessen, wäre es ein Undank gegen den Herrn, von einer Erfolglosigkeit dieser Arbeit reden zu wollen. Die Arbeit war vielmehr, bis 1859, als die unerwartete, schwere Trübsalszeit (Krieg, Volksaufstände ꝛc.) über das dortige Werk hereinbrach, eine von Jahr zu Jahr sich ausdehnende und lieblich erblühende. [Sie ist es auch jetzt (1863) wieder.] — Unser drittes Arbeitsfeld, die chinesische Mission, war in den letzten Jahren durch die Kriegsunruhen gestört worden. Betrachten wir das Maß des Segens, welches der Herr bis dahin auf die Arbeit unserer dortigen und der mit ihnen nahe verbundenen Baseler Brüder gelegt hat, so dürfen wir auch getrost sagen, wie gering es gegenüber den 420 Millionen jenes großen Reiches auch ist, es ist jedenfalls hinter dem der anderen im südlichen China zahlreich arbeitenden Missionsgesellschaften nicht zurückgeblieben. [Die vierte und zuletzt unternommene Mission der Rheinischen Gesellschaft, auf

Sumatra, ist noch zu neu, um hier überhaupt von Erfolgen sprechen zu können. Nach den neuesten Mittheilungen geht indeß auch hier das Werk seinen stillen und gesegneten Gang, und es sind selbst jetzt schon einige Erfolge in ihren ersten Anfängen sichtbar. — Ueberblicken wir somit die Wirksamkeit und die Resultate der Rheinischen Mission, und lassen wir dieselbe (da sie eine der ältesten deutschen Missionen ist) zugleich als maßgebend für die anderen deutschen Missionen gelten, so können wir nicht sagen, daß im Allgemeinen die englischen und amerikauischen Missionsgesellschaften größere Erfolge aufzuweisen hätten, als die acht deutschen Missionen. Ja wenn wir die Missionserfolge unserer deutschen Brüdergemeinde unter gleichen Verhältnissen, mit denen irgend einer ausländischen Mission vergleichend zusammenstellen, so wird das Urtheil nicht selten zu Gunsten der ersteren ausfallen].

„Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch noch einen Umstand hervorheben, der für die Beurtheilung des Standes und des Erfolges unserer deutschen Missionen nicht bedeutungslos ist, und wie von dem ungenannten Briefsteller, so von den meisten Missionsfreunden übersehen wird. Wir veröffentlichen in den Missionsberichten fortlaufend wenigstens drei Viertheile aller einlaufenden Briefe unserer Missionare in wortgetreuem Abdruck. Das thut in diesem Umfange keine englische und amerikanische Missionsgesellschaft. Die meisten derselben begnügen sich mit Auszügen, so daß manche der größeren auswärtigen Missionsgesellschaften wohl nur ein Zehntheil bis Zwanzigtheil der bei ihnen von draußen eingehenden Briefe zur öffentlichen Mittheilung bringen. Wo aber die Mittheilungen unter einer großen Fülle des Stoffes mit so sorgfältiger Auswahl gegeben werden, da wird man immer nur das Bedeutendere und Hervorstechendere mittheilen, die Fortschritte der Arbeit hervorheben und das Unbedeutendere, welches die schwachen Seiten des Werkes und der Arbeiter verräth, zur Seite legen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob unsere [die deutsche] Praxis klug, ob sie die richtige ist; jedenfalls hat diese Praxis aber den Vorzug, daß sie ein um so getreueres Bild unserer auswärtigen Arbeit giebt und auch die Schwachheit des Werkes wie der Arbeiter schärfer, als sonst wohl geschähe, hervortreten läßt. Wo die Mittheilungen aus der Heidenwelt sorgfältig und mit Muße bearbeitet, nur im Auszuge

gegeben oder auch zu gerundeten Gemälden zusammengestellt werden, muß nothwendig der Eindruck auf den Leser ein einnehmenderer und fesselnderer sein, als wo dieselben ohne jegliche Kunst einfach wiedergegeben werden.

„Doch wir sind oben in die Thorheit des Selbstrühmens gefallen, und haben ja bei allem billigen Ruhm der Gnade Gottes vielmehr Grund, unserer Schwachheit eingedenk zu sein, und über der Gebrechlichkeit all unserer Arbeit uns vor dem Herrn zu demüthigen. Ein anderer Missionsfreund, der den Erfolg in der Missionsarbeit von wesentlich anderen Bedingungen abhängig macht, als der obige ungenannte Freund, schrieb uns neuerdings: „Wenn ich die Unglücksfälle auf der Austria, in Borneo, in Afrika betrachte, dann wandelt mich mitunter der Gedanke an, ob im Missionshause und von den Missionsfreunden auch fleißig genug für die Mission gebetet werde. Wenn Moses den Stab sinken ließ, so siegte Amalek. Dieser Mosesstab ist hauptsächlich das Gebet.“ Es wäre gewiß irrig, und unser Freund wird dies selbst am wenigsten thun wollen, kurzweg zu schließen: weil die Heimathgemeinde zu wenig gebetet hat, darum sind diese oder jene Trübsale über die Mission gekommen. Auch in den besten Zeiten der Kirche und oft über seine treuesten Knechte hat ja der Herr Noth und Verfolgung kommen lassen. Und es gilt auch hier des Apostels Wort: „Wie gar unbegreiflich sind Seine Gerichte und unerforschlich Seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen?“ Aber immerhin bleibt doch etwas in jener Frage, denn, gewiß, wäre dieser Gebetsgeist in uns Allen viel kräftiger und lebendiger, das würde auch für den Erfolg der Arbeit der Brüder mehr austragen, als irgend sonst etwas, mehr auch als die gründlichste wissenschaftliche Vorbildung. Es heißt ja nicht umsonst: Bete und arbeite! Aber es heißt auch nicht umsonst: bete und arbeite! und es ist daher keineswegs gleichgültig, wie, mit welcher Vorbereitung, mit welchen Bildungsmitteln ausgerüstet unsere Sendboten in ihren Beruf eintreten. Gehen wir deßhalb auf diese Frage näher ein. Denn nicht eigentlich auf den Erfolg der Missionsarbeit, sondern auf die wissenschaftliche Ausbildung der Missionare bezogen sich die Bedenken und Rathschläge des obigen ungenannten Missionsfreundes. —

„Die Schwierigkeit der Frage: wie ein zum Missionsdienste bestimmter Jüngling für seinen kommenden Beruf auszubilden sei, erhellt wohl am besten aus dem Umstande, daß diese Frage seit vielen Jahrzehnten von verschiedenen Missions-Gesellschaften auf die verschiedenste Weise praktisch beantwortet wird. Zunächst stimmen alle Gesellschaften nur in Einem Grundsatze überein, in dem nämlich, daß das erste und unerläßliche Erforderniß eines jeden Missionars ein zu Christo gründlich bekehrtes Herz sei.... Allerdings wird in der praktischen Ausführung dieses obersten Grundsatzes doch mancherlei Verschiedenheit erkennbar sein. Der Wesleyane, der Baptist, der Hochkirchenmann, der Methodist, der Reformirte, der Lutheraner, der Unirte — wenn sie schon Alle in der Wahrheit der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben zusammenstimmen, wenn sie schon Alle eine gründliche Herzensbekehrung für nothwendig zum Eingang in das Reich Gottes halten: zeigen, wenn es sich um die praktische Beurtheilung in bestimmten Fällen handelt, oft eine nicht geringe Verschiedenheit. Selbst die Unterschiede der Nationalität, ja sogar einzelner Landschaften machen sich neben den confessionellen Eigenthümlichkeiten dabei oft fühlbar. Endlich wird selbst in dem leitenden Vorstande jeder Gesellschaft nach der geistlichen Eigenthümlichkeit der denselben bildenden Persönlichkeiten ein Unterschied in der Beurtheilung jener Kardinalfrage nicht selten zu beobachten sein. Trotz all' dieser Unterschiede und Mannigfaltigkeit der geistlichen Färbung bleibt aber doch jene Forderung als der oberste und gemeinsame Grundsatz aller evangelischen Missions-Gesellschaften bestehen. Man ist einig, daß nur derjenige Christum unter den Heiden predigen kann, der die seligmachende Kraft der Gnade Christi zuvor an sich selbst erfahren hat.

„Sowie wir aber, von diesem gemeinsamen Grunde weitergehend, fragen, was sonst noch zur tüchtigen Vorbereitung für die Missionslaufbahn noth thue, erhalten wir sofort die verschiedensten Antworten. Wie weit liegt z. B. in Absicht auf Vorbereitung zum Missionsdienste die Praxis des seligen Goßner und die der Leipziger Mission von einander ab! Während jener nach kurzer, oft nur Monate langer, vornehmlich auf Schriftkenntniß gerichteter Vorbereitung zahlreiche junge Männer aus dem Handwerkerstande aussendete, die Fürsorge für ihr künftiges äußeres Bestehen ihnen

selbst überlassend, sendet die Leipziger Mission fast nur studirte Theologen aus, ja nimmt wohl auch Jünglinge, die kaum dem Knabenalter entwachsen sind, in's Missionshaus auf und läßt sie von diesem aus Gymnasium und Universität besuchen. Dieselben Gegensätze in Beziehung auf das Maaß der Vorbereitung finden wir auch bei verschiedenen englischen und amerikanischen Missions-Gesellschaften. Die Mehrzahl jedoch der deutschen wie der auswärtigen Missionen hält sich in Absicht auf die Heranbildung ihrer Missionare zwischen jenen beiden Gegensätzen in der Mitte, sei es mehr nach dieser oder jener Seite neigend. Will man nun, all diese Mannigfaltigkeit überblickend, fragen: welches ist die beste und erfolgreichste Weise? so läßt sich eine kurzweg aburtheilende, allgemeine Antwort gar nicht geben. Es kommt auch hierbei die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte jeder einzelnen Missions-Gesellschaft, sowie die Beschaffenheit der auswärtigen Gebiete, in denen sie arbeitet, in Betracht. Was da bei einer richtig und probat sein kann, könnte bei einer andern verkehrt und fehlerhaft sein. Es will aber auch hier jede in ihrer Eigenthümlichkeit geschätzt und gewogen sein. Doch sind wir der Ueberzeugung, daß jenes mittlere Maaß der wissenschaftlichen Vorbereitung, wie es sich in den meisten deutschen und ausländischen Missionen auf dem Wege der Praxis herausgebildet hat, das dem Bedürfnisse der gegenwärtigen Missionsarbeit unter den Heiden entsprechende ist. Die Weise des seligen Goßner, so sehr der Herr auch da und dort die Arbeit nicht weniger seiner Heidenboten gesegnet hat, erzeugt doch viele Mißstände, die von Jahr zu Jahr deutlicher an's Licht traten. Wie die Erfahrung zeigt, ist die Hoffnung, daß christliche Handwerker in heißen Ländern sich selbst ernähren und zugleich missioniren sollen, in den allermeisten Fällen trügerisch und müssen solche Sendboten gewöhnlich auf jede nachhaltige Missionsarbeit, so sie nicht einen Verein finden, der sie dauernd unterhält, gar bald verzichten. [Das Vorbild des großen Heidenmissionars Paulus kann uns hierbei nicht unbedingt bestimmend für die äußeren Verhältnisse der Missionare sein; jener arbeitete unter nur civilisirten Völkern, wobei ihm eine Gelegenheit gegeben war, neben dem Missionsdienste sich den täglichen Unterhalt zu erwerben; bei unseren Missionaren ist dies meist nicht

der Fall. Aber auch Paulus wurde von Gemeindemitgliedern unterstützt und er hat diese Unterstützungen nicht verschmäht; übrigens aber hat der Herr bei dem Aussenden der ersten Missionare selbst verordnet: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth; und es ist auch in der Heimath wie im Auslande noch Niemandem eingefallen, von seinem Prediger zu verlangen, daß er sich Nahrung, Kleidung und des Lebens Bedürfnisse selbst erwerben solle. Die jetzige Aussendung und Ausbildung der Sendboten der Goßner'schen Mission ist von denjenigen anderer Gesellschaften im Wesentlichen gar nicht mehr verschieden.] Uebrigens hat aber auch schon der theure Missionsvater Goßner eine nicht kleine Anzahl von Kandidaten der Theologie (mehr, als bis dahin irgend eine andere deutsche Gesellschaft) neben seinen christlichen Handwerkern ausgesandt, aber für diese war auch dauernde Unterstützung nöthig; und eigentlich nur da, wo diese stattfand, ist ihre Missionswirksamkeit wirklich eingreifend und bis jetzt von dauerndem Segen gewesen. So hat in der praktischen Ausführung die Goßner'sche Grundidee sich eigentlich selbst corrigirt und hat da, wo seine Missionare nachhaltig wirken, von selbst zu der Praxis der andern Gesellschaften übergehen müssen. Die liebe Brüdergemeinde, in ihrer Missions-Praxis der Goßner'schen mehrfach verwandt, steht, da sie weder bloße Missions-Gesellschaft, noch eine lediglich auf Lehr- und Bekenntniß-Gemeinschaft ruhende Konfession ist, vielmehr in der Mannigfaltigkeit ihrer Ordnungen und Einrichtungen auf das ganze Leben ihrer Glieder einen bestimmenden Einfluß übt, zu eigenthümlich und selbständig da, um treffende Vergleichungspunkte für andere Missions-Gesellschaften zu bieten.

„Stellen wir diese Weise der Missionsthätigkeit, welche das Maaß der wissenschaftlichen Vorbereitung auf das niedrigste stellt, jener andern Praxis gegenüber, welche auf eine vollständige Gymnasial- und Universitätsbildung für ihre auszusendenden Missionare bedacht ist, so treten bei dieser gewichtige Bedenken nach einer anderen Richtung uns entgegen. Denn es ist fast unvermeidbar, daß, je mehr man die rein wissenschaftlichen Forderungen steigert, desto mehr die Gefahr nahe liegt, jenem obersten Kardinalpunkt: einer gründlichen Herzensbekehrung, mindere Aufmerksamkeit zu schenken. Dies um so mehr, wenn man gleichzeitig die jungen Missions-Aspiranten in so frühem Alter annimmt, daß ein in den Versuchungen der Welt bereits einiger-

maßen erprobter Glaubensstand schwerlich bei ihnen vorausgesetzt werden darf.

„Auch auf den Erfolg angesehen, kann man bis jetzt in keiner Weise behaupten, daß die Arbeit der durch Gymnasial- und Universitätsbildung gegangenen Missionare vor der Arbeit derjenigen, die eine wenig wissenschaftliche Ausbildung empfingen, etwas Wesentliches voraus habe. Bei sprachlichen Arbeiten, wie sie der Missionsberuf vielfach erheischt, kommt außer einer gewissen natürlichen Anlage allerdings die wissenschaftliche Vorbildung wesentlich in Betracht; für die tägliche Missionsarbeit und deren Erfolg und Segen geben aber weder glänzende Anlagen noch wissenschaftliche Bildung, so schätzenswerth beide als Gottesgaben sind, eine sichere Bürgschaft, sondern das Maaß des Glaubens, der Treue und der selbstverleugnenden Hingabe an den Herrn und Sein Reich wird, wie auch eine hundertfältige Erfahrung zeigt, hier immer von eigentlich entscheidender Bedeutung sein.

„Aus diesen und andern Gründen erscheint uns jener mittlere Maßstab wissenschaftlicher Ausbildung, wie er sich auf dem Wege der Erfahrung bei den allermeisten Missionen herausgebildet hat, wie ihn in Deutschland Basel, Berlin, Barmen, Hermannsburg vertreten, entschieden der richtigste zu sein. In einem durchschnittlich vier- bis fünfjährigem Kursus ist in diesen Anstalten für jeden einigermaßen begabten jungen Mann zu einer genügenden und gründlichen Ausbildung hinreichende Gelegenheit gegeben. Zugleich ist bei dieser Dauer der Studienzeit es andrerseits doch leichter möglich, an der so wichtigen Bedingung eines reiferen Alters und eines bereits einigermaßen erprobten Glaubensstandes als Bedingung zur Aufnahme festzuhalten. Wir müssen also auch in dieser Frage denjenigen entgegentreten, welche etwa behaupten, daß die auszusendenden Missionare, als meist nicht akademisch Gebildete, nicht mit der gehörigen wissenschaftlichen Bildung und Reife ausgerüstet, in die Heidenwelt eintreten. Der Einwurf, daß die englischen Missions-Gesellschaften bessere Erfolge erzielten, und zwar wegen der tüchtigeren Leistungen ihrer Missionare, ist durchaus sehr fraglicher Natur. In England bestehen gegenwärtig etwa zwanzig Missions-Gesellschaften, die sich

auch in Absicht auf Ausbildung der Missionare nicht minder als die deutschen Missionen von einander unterscheiden, und deren Sendboten in Bezug auf Erfolge jedenfalls nicht größere Resultate erzielen, als unsere deutschen Brüder. Uebrigens aber sind nicht wenige der tüchtigsten und gesegnetsten Missionare der englischen Missions-Gesellschaften Deutsche, welche (meist in Basel) jedenfalls nicht auf Universitäten gebildet sind.

„Schließlich wollen wir noch einen Satz des lieben Briefstellers, der unter seinen Bemerkungen über die Ausbildung zum Missionsdienste der principiell bedeutsamste ist, mit einigen Worten beleuchten. Er schreibt: „Wenn die Missionare mit einem Geiste wie Petrus und Paulus auszögen, so würden auch ohne wissenschaftliche Ausbildung bessere Erfolge als jetzt erzielt werden; aber der Geist der Apostel weht nicht mehr, es muß also durch Bildung, durch geistige Ueberlegenheit den Heiden gegenüber, ersetzt werden, wenigstens theilweise ersetzt werden, was an jenem Geiste fehlt.“ Es kommt wesentlich auf die Deutung an, die man diesen Worten giebt. Sollten sie so zu verstehen sein, daß Kultur und wissenschaftliche Bildung heutzutage ersetzen soll, was an Kraft des göttlichen Geistes uns daheim in der Kirche und draußen in der Heidenmission gebricht, so verwahren wir uns gegen eine solche Behauptung. Einen Ersatz, auch nur einen theilweisen, können weltliche Bildungsmittel, so wichtig, nützlich, nothwendig sie an ihrem Platze sind, in dieser Beziehung nicht bieten. Es gilt hier für alle Zeiten, was der Apostel 1 Cor. 2. ausgesprochen hat. Auch ist es mißverständlich zu sagen: „der Geist der Apostel weht nicht mehr.“ Auf die Gegenwart und die Wirksamkeit aber dieses Geistes hat ja der Herr Seine Kirche gebaut, und ohne denselben vermöchte Sein Reich auf Erden keinen Tag zu bestehen. So meint es der ungenannte Missionsfreund aber auch sicherlich nicht; sondern er will wohl nur hervorheben, daß die Predigt des Evangeliums unter Christen wie unter Heiden nicht mehr von der gleichen Geistesfülle wie in der apostolischen Zeit getragen, und daß der Beweis des Geistes und der Kraft unter uns sehr selten geworden ist. Es fehlt eben die eigentlich charismatisch-geistliche Ausrüstung, welche in der Apostel Zeiten der Predigt des Evangeliums oft so rasch eine mächtig durchschlagende Kraft verlieh. Das ist eine unläugbare Thatsache; und man muß darum gewiß beistimmen, wenn es betont wird, daß An-

gesichts dieses Mangel wir zu um so größerer Treue im Gebrauche aller direkten und indirekten Mittel, welche dem Dienste am Evangelio förderlich sein können, verpflichtet sind. Doch scheint es uns wichtig, daß man diesen Mangel, der uns drückt, nicht zu geringe anschlage, damit das Bitten und Seufzen nach einer kräftigeren Beweisung des Geistes auch in der Missionsarbeit nicht aufgehalten oder geschwächt werde. Wissenschaftliche Bildung ist gewiß löblich und gut; sie steht auch dem Missionar heutzutage wohl, ja ist für ihn in einem gewissen Umfange unentbehrlich. Aber für den eigentlichen Erfolg seiner Arbeit, der Arbeit an verfinsterten und mit dreifachen Satansstricken gebundenen Heidenseelen ist der äußere Bildungsstand nimmermehr Ausschlag gebend. Da liegt doch immer wieder Alles vor Allem an dem Maaße des Glaubens, der Treue, des Gebetes und der selbstverleugnenden Hingabe, welche ein jeder Sendbote unter den Heiden durch Gottes Gnade sich erworben hat. Wir wollen also solche Stimmen, wie die des wohlmeinenden, ungenannten Freundes nicht ungeprüft und unbeachtet an uns vorübergehen lassen; werden aber auch im Hinblick auf alle Missionsbedürfnisse und Missionsfragen zuletzt doch immer wieder darauf geführt: Eins ist noth. —

„Der Erinnerung jenes Freundes an eine möglichst gründliche wissenschaftliche Ausbildung der für den Missionsdienst bestimmten jungen Männer sei daher zum Schluß hier eine andere Erinnerung, die uns dieser Tage aus dem Munde eines Missionszöglings ausgesprochen worden ist, gegenübergestellt. Derselbe meinte, es werde von den heimathlichen Missionsfreunden für die in der Vorbereitung im Missionsseminar stehenden Brüder nicht genug gebetet. Der Brüder draußen, klagte er, würde wohl in allen Vereinen und Fest-Versammlungen fürbittend gedacht, aber sie, die werdenden Missionare, würden schier immer vergessen. Das Wort fiel mir auf's Herz; denn es ist wirklich so in unserem heimathlichen Missionskreise, daß die jungen Brüder im Missionshause bei den Fürbitten für unsere Mission gewöhnlich zu kurz kommen. Und sie brauchen es doch auch vor Allem, auf betendem Herzen von Vielen getragen zu werden; denn die schirmenden Wände unseres Missionshauses sind, wie schon der sel. Krummacher vor 28 Jahren bei der Einweihung desselben mit treffender Schärfe hervorgehoben hat, nicht dicht genug, um der Schlange, die selbst in's Paradies ihren Weg gefunden, den Eingang

völlig zu versperren. Es giebt auch da mancherlei Ritzen und Fugen, durch die sie wohl eindringen und Störung anrichten mag. So möge der Herr diese wenigen Bemerkungen über die Ausbildung zum Missionsdienste vor Allem dazu segnen, daß unsere Freunde den Herrn immer mehr um die rechten Arbeitsleute bitten und sonderlich auch die Fürbitte für die Missionszöglinge und die in den Seminaren sich vorbereitenden Missionare am Herzen liegen lassen." *) —

Wir haben obigen Artikel des Herrn Dr. Fabri hier in seiner ganzen Ausdehnung wiedergegeben, weil er am klarsten die Ansicht derer widerlegt, welche glauben, daß der vermeintlich geringe Bildungsgrad der Missionare, und insbesondere der deutschen Sendboten, die Ursache zu verhältnißmäßig nur geringen Missionserfolgen sei. Es ist zunächst ein Irrthum, wenn man von einem „nur geringen" Bildungsgrad, der auf den deutschen Missions-Seminaren gebildeten Missionare spricht. Es ist ein Vorurtheil aller derer, welche mit dem Missionswesen unbekannt sind, mit obigem Briefsteller zu sagen: „Die meisten der [deutschen] Sendboten werden im Missionshause nothdürftig (in der Sprache des Landes ihrer künftigen Bestimmung) unterrichtet, und erhalten (außer gründlicher Unterweisung im Worte Gottes) nur stückweisen Unterricht in andern, ihnen zu ihrem Berufe unentbehrlichen Wissenschaften." Abgesehen davon, daß die Missionare in den Missions-Seminaren nirgends Unterricht in der Sprache ihrer künftigen Bestimmung erhalten, ist es durchaus irrig, zu sagen, die Missionszöglinge würden „nur nothdürftig" unterrichtet und erhielten „nur stückweisen Unterricht". In den meisten unserer deutschen Missionshäuser werden außer den übrigen wissenschaftlichen Disciplinen die alten und neueren Sprachen getrieben, in allen aber wird eine durchaus mehr als oberflächliche, sondern eine gründliche, sprachliche und wissenschaftliche Bildung angestrebt und auch erzielt. Es dürfte wahrlich nicht schwer sein, eine Reihe von (in Missionshäusern gebildeten) Missionaren zu nennen, die vielen unserer Prediger und akademisch gebildeten Theologen — es sei uns der Ausdruck erlaubt — etwas zu rathen aufgäben. Man braucht nicht immer auf

---

*) Dr. Fabri, Berichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft. Barmen 1860. p 231.

Universitäten zu studiren, es kann auch mitten in der Heidenwelt, oder (wie Souvestre's Philosophe) in der Dachstube oder sonst wo geschehen, denn nicht der Ort und der Name, sondern der Wille und Gottes Gnade macht's. Man identifizirt vielfach die von den Missionsgesellschaften ausgesandten (Missions-) Handwerker, Kolonisten ꝛc. mit den Missionaren; man unterscheidet nicht die Missionsgehülfen, Missionslehrer u. s. w. von den ordinirten Missionaren, und daher dieser weitverbreitete Irrthum von einer untergeordneten Bildung unserer deutschen Missions-Geistlichen. Doch es sei genug hierüber. Was endlich die Klage über den zu geringen Erfolg der Arbeit unserer deutschen Missionare anlangt, so ist dieselbe in Obigem bereits widerlegt, indem gezeigt wurde, daß die auswärtigen Missionen keine größeren Resultate als die deutschen erzielen. — Der Einwurf, daß auf unseren Missions-Seminaren eine zu geringe wissenschaftliche Ausbildung angestrebt und erlangt werde, und diese der Missionswirksamkeit nachtheilig sei, ist also als unhaltbar und widerlegt zurückzuweisen. „Uebrigens ist der Versuch mit blos akademischen Theologen zu missioniren, eigentlich schon hundertjährig; er ist von der Halle'schen Mission mit Glück und Unglück gemacht worden. Herrlich gelang er, so lange das frische Glaubensleben in Halle fortloderte, aus dessen innigster Wärme die erste deutsche Heidenmission hervorgeströmt war. Traurig verkümmerte die Mission, sobald der Rationalismus oder vielmehr die übernüchterne Aufklärung sich dort des theologischen Lehrstuhls bemächtigt hatte und nun Leute nach Indien und der übrigen Heidenwelt kamen, die in der Heimath wenig genützt hätten, in Indien aber geradezu schadeten. Der Beweis ist also geliefert, daß die theologischen Fakultäten und was mit ihnen unmittelbar zusammenhängt, der geeignete Ausgangspunkt für die Mission nicht sind, indem der Umschwung der Zeiten in Hinsicht ihres Geistes ja gerade diese Höhenpunkte des wissenschaftlichen Bewußtseins am meisten trifft. [Jede Gesellschaft nimmt die auf Universitäten Gebildeten mit Dank an, aber sie richtet sich nicht darauf ein.] Eine erfahrungmäßige Bestätigung für die Vorzüge der letzteren in der Mission giebt es aber noch nicht, indem der Grundsatz von einer der bestehenden Gesellschaften [der lutherischen] zwar angenommen, aber, um hierüber ein genügendes Urtheil fällen zu können, noch nicht lange genug durchgeführt worden ist. — Es giebt noch

eine dritte Weise, die man versucht hat: die Bildung nicht in Seminaren, nicht auf Universitäten, sondern bei tüchtigen Pastoren auf dem Lande. Auch hier ist erst der Anfang gemacht und die Frucht noch abzuwarten .... Es ist nicht zu verkennen, dieses Seminarleben mit seiner gebundenen Erziehung und Bevormundung ist nicht so recht günstig der Ausbildung praktischer Persönlichkeiten, die dann auf einmal aus der von allen Seiten umgrenzten und beaufsichtigten Stellung hinaustreten sollen in das ungebundenste Leben einer Thätigkeit, die so unendlich viel Willkürliches hat, wie die Missionsarbeit. Wie viel bequemer hat es der Jüngling, der aus dem akademischen Kreise in die überall fest ausgefahrenen Geleise der kirchlichen Praxis daheim übergeht. — Aber ich frage, ob uns denn die Universitäten so viele ächt praktische Kräfte liefern, ob nicht die Klage sehr allgemein ist, daß zwar die theoretische Vorbildung unserer Theologen nicht übel berathen sei, aber die entschieden praktische Richtung ihnen erst später kommen müsse, wenn sie überhaupt komme.

„Im Ganzen muß ich sagen, ist doch diese Mischung von jungen Männern aus dem Bauern- und Handwerksstande mit jungen Kaufleuten, Schullehrern, ehemaligen Gymnasiasten und akademischen Studirenden so übel nicht. Das praktische Element bleibt durch die Neigung der ersteren rege, sich sogleich in irgend einer Weise zu bethätigen und nicht blos ein Leben des geistigen Empfangens zu führen. Ja, es tritt nicht selten so stark bei Einzelnen in den Vordergrund, daß es Aufgabe der Erziehung wird, mehr auf's Lernen und innerliches Verarbeiten hinzuweisen, ehe der Zögling lehren und mittheilen kann. Die Einrichtung in den Seminaren ist auch so frei, daß die Individualität durch dieselbe nicht verkrümmt und verkümmert werden kann, wenn nur nicht die straffe Persönlichkeit des Vorstehers oder der Lehrer wieder zum eisernen Gesetze macht, was nur als bewegliche Schranke und Einfassung gegeben ist.

„Schon der oberste Grundsatz der Missionsanstalts-Disciplin hebt den Missions-Zögling über das todte Gesetz hinweg, der nämlich, daß es in ihr keine Strafen giebt, sondern nur Ermahnungen aus dem göttlichen Worte, und daß es der Zweck der Anstalt gar nicht ist, erst durch das beugende und brechende Gesetz den bestimmten Missions-Charakter zu erziehen, sondern den Einzelnen zu prüfen, ob er der vom Herrn Berufene sei, und im Verneinungsfalle ihn einfach

wieder seinem früheren Lebenskreise zurückzugeben. Es wird also nur in Hinsicht von Charakter, Gesinnung, Neigungen und Fähigkeiten die Frage zu lösen gesucht: taugt der junge Mann zum Missionar oder taugt er nicht? — Schon dieses Allen bekannte Princip erhält natürlich in der Anstalt eine freie Bewegung. Allerdings wirkt dann der Geist der Gemeinschaft auf den Einzelnen, und hier soll ebenso wenig geläugnet werden, daß manchmal die freistrebende kräftige Individualität ihren Kampf der Selbsterhaltung zu kämpfen hat, als sich verkennen läßt, wie heilsam nicht selten die Willkür und das Belieben des abspringenden Phantasietreibers durch die Objektivität des Ganzen corrigirt und erzogen wird. Die innere Organisation des „Brüderkreises", d. h. der Zöglinge in ihrer Selbstbeaufsichtigung, worin Lehrer und Vorsteher absichtlich nur wenig eingreifen, die Selbsterbauung in den nur von den Zöglingen selbst gehaltenen täglich zweimaligen Andachten, die Konferenzen der Klassen unter sich oder mit Allen, die gleichen Besprechungen einzelner Klassen umgehend je mit einem der Lehrer, den Inspektor mit eingeschlossen, oder die Generalkonferenzen sämmtlicher Zöglinge mit sämmtlichen Lehrern, wobei es um gegenseitiges unumwundenes Aussprechen sich handelt, scheinen mir ebenso viele Wahrungsmittel der geistigen und geistlichen Selbständigkeit. Die Besuche von Hunderten, ja wohl Tausenden junger Leute vom Handwerkerstande im Missionshause, oder auch von christlichen Leuten, von Reisenden und Personen aus allen Ständen, bei welchen nur die Zöglinge auf die Fremden religiös einwirken, die Ausflüge der letzteren zu Familienbesuchen oder auch um zu predigen oder Missionsstunden zu halten, die täglichen Unterrichtsstunden in Sonntagsschulen verschiedener Art und Stufe, müssen als ein unschätzbares Mittel neben den vom Inspektor und den Lehrern geleiteten Uebungen im Predigen und Katechisiren für die praktische Flüssigmachung des Geistes erscheinen. Und — ohne zu verhehlen, daß dennoch oft die rechte Formgewandtheit und Sicherheit nicht kommen wollte — darf ich doch versichern, daß die älteren Zöglinge der Missionsanstalt besonders als Prediger doch ganz anders dastanden, als die ungeheure Mehrzahl der Studenten des letzten Semesters auf den Universitäten.

„Es ist also Thatsache, daß die praktische Bildung und Fähigkeit

der Missions-Zöglinge nicht durch das Seminarleben so verkümmert wird, wie man dies von andern Seminarien schon so sehr klagen gehört hat. Das Glaubensleben, der Ernst und Eifer für den heiligen Zweck, auch wohl das Kommen vieler Zöglinge aus Privat-Erbauungskreisen, tragen viel dazu bei, ein unpraktisches, blos theoretisches Wesen nicht aufkommen zu lassen. Ich glaube daher mit voller Ueberzeugung sagen zu können, daß, was man gegen Missions-Seminarien gesagt hat, höchstens in sehr geringem Maße seine Anwendung findet, wenigstens dasjenige, was durch die Erziehung der Missionare ohne Seminar etwa gehoben werden könnte. —

„Ich fühle mich gedrungen über den Unterricht auf unseren Missions-Seminarien noch einige Worte zu sagen. Man hat vielfach den Kopf geschüttelt, sowohl über die Wahl der Lehrgegenstände als über die Masse des Unterrichts. Wie oft war ich selbst Zeuge davon, wie man sich auf die Erfahrung berief für die Behauptung, die wissenschaftliche Haltung des Unterrichts in der Missionsanstalt zeige sich entschieden schädlich für das geistliche Leben, für die Herzenseinfalt, für die innige, lebendige Frömmigkeit der Zöglinge, wie oft hörte ich Fälle anführen, in welchen die Herzensgluth, womit ein begeisterter Jüngling in das Missionshaus eingetreten war, durch den Kopf abgedämpft worden sei. Und ich bin nicht einmal im Stande zu sagen: das habe ich nie gesehen, meine elfjährige Erfahrung widerspricht dieser Behauptung: nein, vielmehr muß ich sie ganz bestätigen und versichern, daß auch ich mehr als Einen gekannt habe, der mit glühendem Feuereifer ins Haus kam, und nach kurzer Zeit entweder selbst wieder austrat, weil die Gluth verraucht war, oder entlassen werden mußte, weil man nach der lodernden Flamme nicht glühende Kohlen, sondern todte Asche antraf. Also das war doch das Werk der wissenschaftlichen Studien, der Kopfanstrengungen? oder wenn es auch nicht so schlimm erging, so war doch die geistige Anspannung, die dem nur an Handarbeit gewöhnten Zögling zugemuthet wurde, zu stark und anhaltend, als daß sie nicht seine Gesundheit untergraben, sein Nervenleben überreizen und erschlaffen mußte. Auch dieser Fälle entsinne ich mich mehr als eines.

„Und dennoch, dies sehend und wissend, drang ich auf die Verlängerung des Lehrkurses. Aber ich that es nicht zu dem Zwecke, den Umfang des zu Lernenden zu erweitern, eine größere Masse zur

Ueberwältigung darzubieten, sondern zu dem viel wichtigeren, den unerweiterten Umfang gründlicher, bleibender, durchdringender zum Eigenthum des Zöglings werden zu lassen. Die Lernaufgabe würde nun anstatt auf vier auf sechs Jahre vertheilt, und es war die gründlichere Vorbildung, welche ich anstrebte, ehe man zu den fremdartigen Lehrgegenständen überging. Die vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Bibel, mit dem Katechismus der Kirche und der biblischen Geschichte und Lehre hielt ich zunächst für die Hauptaufgabe des Zöglings. Ist irgend Jemand in der Welt einer solchen mehr benöthigt, als der Missionar? Denn was soll er predigen als das Wort Gottes, den ganzen Inhalt der heiligen Schrift? Und er hat nicht, wenigstens meist nicht immer den Vortheil, wie wir dessen genießen, sich auf alle Predigten ruhig vorzubereiten, er kann auch meist nicht immer seine Bibel mit sich führen. Wenn er sie nicht im Herzen, im Kopfe, im Gedächtnisse hat, so ist und bleibt er immer ein schwerfälliger Evangelist. — Und die Muttersprache, die das reichste Hauptfach in der Vorbildung ist, soll die der Missionar nicht verstehen? Es ist wahr, er wird in ihr nicht den Heiden predigen, er wird sie Jahre lang, — vielleicht während seines ganzen Lebens, — nur wenig sprechen, aber wer nicht die ihm am Herzen liegende Sprache recht gelernt hat, wird schwerlich je eine andere sich ganz aneignen, und an dieser Aneignung liegt so viel, daß durch ihren Mangel eine nicht geringe Zahl von Missionaren schon fast wirkungslos ihr Leben unter allen Mühen und Anstrengungen zugebracht haben. — Dann aber muß die Korrespondenz mit der Heimath, es muß die Literatur derselben das Band bilden, das den deutschen Missionar in den Landen, wo außer der ureingewachsenen Sprache nur die englische, holländische, französische, portugisische ertönt, mit dem geistigen Vaterlande zusammenhält. Also der deutsche Missionar muß deutsch verstehen und sprechen und schreiben können.

„Wenn aber auch gegen die weiteren Studien von Seiten vieler Freunde der Mission die oben genannten Einwendungen erhoben werden, so muß darauf mit etlichen Worten eingegangen werden. Das geistliche Leben soll unter denselben leiden, die theoretische Beschäftigung, die Kopfanstrengung den inneren Umgang mit Gott schwächen oder die körperliche Gesundheit angreifen. Der Fall kann

vorkommen und kommt vor. Aber, ist denn das ein Grund, die Sache nicht zu thun? Ich versichere, daß der andere Fall verhältnißmäßig ebenso oft oder noch öfter vorkommt, daß der Missionar, der im frischen Glaubensmuthe hinausgegangen ist, draußen durch klimatische, körperliche und andere Einflüsse, durch Einsamkeit, durch Verkehr mit den Heiden und Hineinleben in ihre Weise sich geistlich schwächt, daß er, durch den vielleicht Tausende angeregt und bekehrt worden sind, nach zehn Jahren selbst gar nicht mehr das warme Herz, die innige Liebe, die heilige Einfalt besitzt, die er mit auf's Feld hinausgebracht, daß er mit Einem Worte im persönlich christlichen Leben herabgekommen ist, der gewöhnlichen Fälle nicht zu gedenken, daß sehr viele Missionare frühzeitig dem Klima erliegen. Sollen wir darum keine mehr aussenden? Das wird gewiß kein evangelischer Christ rathen. Nun, so darf er auch nicht blos um deßwillen, weil Einzelne Schaden dabei nehmen können, das Lernen des Missionars verwerfen. Allein ich habe noch aus meiner Amtserfahrung in Basel ein Bedeutendes hier zu bemerken. Wenn ein Zögling nicht in derjenigen Herzensstellung in die Anstalt kam, die ihm das Lernen, auch das Schwierige, zur Freude machte, die ihm wenigstens frohen Gehorsam zum Tragen der von Gott ihm auferlegten Lasten gab, dann, ja dann gab es in ihm ein Ringen und Kämpfen, ein ungeduldiges Zerren und mühseliges Schleppen, das dem geistlichen Leben zu schaden schien. Sah man aber genauer hin, so war es nicht das Leben selbst, was litt, sondern nur der Schein des Lebens. Was die innere Behaglichkeit, den geistlichen Selbstgenuß störte, was das angenehme Ergehen in frommer Phantasie hemmte und in diese Farbenspiele der innern Selbstspiegelung oder in die bequeme Neigung zum Gehenlassen unangenehm hineingriff, das nannte man erkältend, herabstimmend, schädlich für das innere Leben. Kurz, inneres Leben mußte heißen, was man bei tieferer Beschauung und ernster Betrachtung so nicht nennen darf und kann. Den Schaden aber an diesem fälschlich so genannten Leben durch das Lernen und seine die Demuth, die Selbstverläugnung den Gehorsam übende Aufgabe, konnte ich nie bedauern, mußte ihn vielmehr recht von Herzen wünschen. Denn all dieser Flitter und Schaum hält doch nicht, wo das Leben ganz andere innere Kräfte fordert. Und ich wage zu behaupten, daß die Klagen über Erkältung der Zöglinge durch ihre Studien in den meisten Fällen

nur aus solchem Verluste entstand, der in Wahrheit Gewinn war. Herrlich wenn dann der Zögling einsieht, daß das, was er besaß und für sein Bestes hielt, des Untergangs werth war, wenn er dadurch zum rechten „Leben" kam; dann war ihm das Lernen der rettende Engel gewesen, und er war viel weniger zu beklagen, als der Begabtere neben ihm, dem seine fromme Phantasie- und Gefühlswelt ungestört blieb, weil ihm das Studium keine so harten Anstrengungen abnöthigte. Also von dieser Seite sage ich: zu den heilsamsten, geistlichen Förderungsmitteln des künftigen Missionars gehört das anstrengende Lernen, und nicht nur der neueren Sprachen, sondern auch der älteren und selbst auch der lateinischen Sprache.

„Daß manchmal die doppelte Aufgabe, erst sich selbst wahrhaftig in Gott zu fassen, ein wahrer Christ zu werden und im Studium das Eis zu brechen, zu viel für die Gesundheit wird, ist nicht zu läugnen. Allein dann rührt die physische Schwächung nicht vom Lernen als solchem her, sondern von dem schlimmen Umstande, daß die Hauptsache, ein selbstbewußter Christ zu werden, nicht schon vor dem Eintritt in die Missionsanstalt erfolgt war, daß sie erst in ihr unter erschwerenden Umständen nachgeholt werden muß. Und doch ist dieser Fall so selten nicht. Die jungen Leute, in nur schwacher Ergriffenheit vom göttlichen Leben, bilden sich nur gar zu leicht ein, hinter den Mauern des Missionshauses liege das Paradies, dort seien keine Versuchungen, und die eigentliche Herzensbekehrung, die ihnen noch fehle, mache sich da von selbst. Gar nicht Wenige melden sich in redlicher Meinung deßhalb um Aufnahme, um da erst geistlich in sich zur Klarheit und zum Frieden zu kommen, und der Fall kommt vor, daß solche dann erst einsehen, daß sie den allgemeinen Christenberuf mit dem Missionsberuf verwechselt haben. Also auch hier wieder ist es nicht das Lernen selbst, was geschadet hat, sondern der Mangel an wahrer Bekehrung vor dem Eintritt.

„Freilich wird man noch auf die Gefahr des Stolzes mit Recht aufmerksam machen, die bei dem raschen Lernen so vieler Dinge um so größer sein müsse, als dasselbe nur oberflächlich ausfallen könne und von jeher Halbbildung größere Versuchungen gebracht hat, als gründliche Durchbildung. Dieß ist ganz wahr, aber eben

darum ist auch meist die Einrichtung getroffen worden, daß man mit tieferer Gründlichkeit des Studiums diese Gefahr abnehmen muß. Und muß denn nicht der Missionar überhaupt, um den stärkeren Versuchungen Widerstand zu leisten, die auf ihn eindringen, schon im Voraus ein höheres Maaß bewahren oder göttlicher Kräfte besitzen? Muß es nicht Regel sein, daß in eine Missionsschule Jünglinge gar nicht eintreten sollen, deren geistliche Kraft so gering ist, daß sie jeglicher Versuchung gleich unterliegen? liegt nicht in den festen Anstrengungen des Lernens auch wieder eben so viel oder mehr Anlaß und Antrieb zur Demuth? Thut sich nicht eben so viel Stolz der Unwissenheit bei denen kund, die über alles Wissen und alle Wissenschaft als eine Feindin des göttlichen Lebens den Stab brechen? Ich gestehe, daß ich von diesem Hochmuth viel mehr Proben gesehen habe, als von dem gefürchteten Wissensstolz. Nach allen diesen Seiten wüßte ich demnach den Einwand gegen eine ernste und gründliche Bildung des Missionars nicht als gültig anzuerkennen." *) —

Hiermit ist also auch der zweite Einwurf widerlegt, nämlich der, daß man die Seminar-Ausbildung für zu zeitraubend, zu dämpfend und abkühlend für den Eifer der sich dem Missionsdienst widmenden jungen Männer hielt. Das andere Bedenken, nämlich die zu geringe wissenschaftliche Ausbildung der Missionare auf den Seminarien, ist bereits oben als unbegründet dargethan worden, und es ist daher nicht nöthig, hier noch einmal darauf zurück zu kommen. Es ist dies um so weniger nöthig, da allen denen, welchen das Missionswerk wirklich Herzenssache ist, und welche eben deßhalb mit dem Missionswesen, dem Unterricht und der ganzen Einrichtung der Missions-Anstalten vertrauter sind, die wissenschaftliche Ausbildung der Missionare, wie sie gegenwärtig in den Seminarien erzielt wird, als genügend und dem Berufsbedürfniß vollkommen entsprechend erscheinen wird. Es hat denn auch in der That das obige Bedenken, wie es z. B. von dem ungenannten Briefsteller angedeutet wurde, weniger Anhänger als vielmehr die zweite Ansicht, daß jeder Missionar nur ein christlich frommer Handwerker oder Landmann zu sein brauche, ohne daß eine besondere wissenschaftliche

*) Dr. W. Hoffmann, Eilf Jahre in der Mission. Stuttgart 1853, p. 74.

Ausbildung für ihn nöthig sei. Es scheint daher dieser Einwurf noch einige Beachtung zu verdienen.

Wir können es hier auf eine umfassende und ausführliche Begründung von der Nothwendigkeit eines gründlichen Unterrichts für den künftigen Sendboten des Evangeliums nicht anlegen und behalten sie einer anderen Stelle vor; aber Einiges können wir uns nicht enthalten, geltend zu machen. Wir lassen unseren Gewährsmann, Generalsuperintendenten Dr. Hoffmann, weiter reden: „Die Nothwendigkeit der Erlernung beider heiligen Sprachen wird meist zugegeben, doch gewöhnlich auch mit der Einschränkung, daß ja nicht alle Missionare Bibelübersetzer seien, daß dies Geschäft nur Wenigen, allerdings den Gelehrt-gebildeten, übertragen zu werden brauche. Welche Unkenntniß der Verhältnisse verbirgt sich in diesem Urtheile! Man sendet einen gelehrten Missionar, oder zwei, eigens für den literarischen Zweck aus, sie widmen sich diesem überwiegend. Alles gut, wenn keiner von ihnen erkrankt, heimkehren muß oder gar stirbt. Dann stockt die Arbeit, oder es muß ein nicht dazu ausgesendeter Missionar sie fortsetzen, und wenn nun dieser die Grundsprachen gar nicht versteht, so ist sein Werk fast so gut wie nichts. Ueberdies mag der gelehrte Missionar, in literarischer Arbeit lebend, unentbehrlich sein, aber er kann nicht zugleich unter dem Volke leben, seine Sprache in ihrem ganzen Umfange recht lebendig aus dem Munde des Volkes erlernen, er kann nicht die dialektische Verschiedenheit derselben sich aneignen, und wenn er auch nur die Sprachen, aus welchen zu übersetzen ist, gründlicher versteht, so mangelt es ihm an Umfang und Reichthum und Sicherheit in der Sprache, in welcher er zu übertragen hat. Wenn nicht die meisten Missionare der biblischen Textsprachen mächtig sind, so wird die Bibelarbeit nur mühselig, langsam, unter viel Stocken und Zeitverlust vor sich gehen und unbefriedigend ausfallen.

„Man sagt uns: ja, in Indien, wo es gebildete, literarische Sprachen, wo es eine Philosophie, eine verschlungene Mythologie und Theologie giebt, wo schlaugewandte Disputirer dem Missionar gegenüber treten, da geht es freilich ohne gelehrte Bildung, wenigstens ohne höhere Sprachbildung nicht. Wir sagen nichts gegen diese Ansicht, nur gegen ihre Beschränkung auf Indien, etwa mit China, Japan und der muhamedanischen Welt. Aber wir läugnen,

daß die fraglichen Kenntnisse weniger nöthig für den Missionar in Afrika oder in Australien sind. Denn wie seltsam, da, wo die Sprachen geregelt, in Wörterbüchern und Grammatiken niedergelegt sind, wo eine gedruckte oder doch eine schriftliche Literatur ihre Erlernung leichter macht, die Unerläßlichkeit sprachlicher Vorbildung anzuerkennen und sie dort zu läugnen, wo der Missionar erst von den Elementen aus zu arbeiten, die rohe Sprache aus dem Munde des Volks aufzufassen, sie zu regeln und zu ordnen, alle Hülfsmittel zu ihrer Erlernung für die nachfolgenden Arbeiter zu bereiten, Schulen und für diese Schriften oder Bücher erst zu schaffen hat, den im Lesen und Verstehen endlich Geübten, Uebersetzungen der Bibel und christlicher Schriften, überhaupt der Gemeinde, den Lehrern und Predigtgehülfen eine Literatur hervorzubringen hat. Wer so der Schöpfer einer neuen Kultur sein soll, und fast gar nicht an Vorhandenes anknüpfen kann, dessen Vorbildung soll eine geringere sein dürfen? Afrika soll wegen der Rohheit seiner Völker mit Missionaren von schwächerer Geisteskraft, von minderer Ausrüstung zufrieden sein müssen?

„Wie viel dieses weit verbreitet gewesene Vorurtheil schon zu Verschwendung von Kraft und Zeit geführt und Erfolge verzögert hat, will ich nicht im Einzelnen nennen, obwohl ich es könnte, aber meine volle Ueberzeugung von dem Ungrund dieser Ansicht muß ich aussprechen.

„Noch weiter. Die realistische Bildung des Missionars, die geschichtliche, geographische, naturwissenschaftliche, mathematische — warum soll sie etwa überflüssig sein? Daß er die erdkundlichen Verhältnisse des Erdtheils, Himmelstrichs, Landes und Gebietes kennen muß, in welches er gesendet wird, das bezweifelt Niemand. Denn es darauf ankommen lassen, daß er sie erst an Ort und Stelle durch Erfahrung kennen lerne, das heißt den Schaden für nichts achten, durch den er dann klug wird. Dieser Schaden kann aber und wird in vielen Fällen in nichts Geringerem bestehen, als in der Unfähigkeit zur Arbeit, ja selbst im Verluste des Lebens. — Weiß aber der Zögling bei seinem Eintritt in die Anstalt oder weiß die Comittee, welches sein Arbeitsfeld werden wird? Demnach muß immerhin der Missionszögling die Erdkunde der Länder lernen, die von der Mission besetzt sind, oder noch besetzt werden können und

sollen. Man kann sie aber, wie die Dinge auf der Erdoberfläche zusammenhängen, gar nicht verstehen, wenn man sie für sich und nicht im Zusammenhange mit der ganzen Erdoberfläche betrachtet, wenn man nicht von der Vergleichung mit dem Bekannten ausgeht, also nicht die Erdkunde der Heimath studirt, wenn man nicht die allgemeine Erdkunde zu Grunde legt, mit der schon der Uebergang zu den Naturwissenschaften gemacht wird. — Davon nichts zu sagen, daß die heidnischen Religionen mit erdkundlichen Ansichten der irrthümlichsten Art zusammenhängen und demnach der Missionar unfähig zu ihrer Bekämpfung ist, wenn er hier unwissend dasteht, daß er sich neben dem einfachsten Seefahrer, der an die Küsten der Heiden kommt, neben dem brittischen Militär und Beamten gar verächtlich ausnimmt, wenn die Heiden merken, daß er die Kenntnisse nicht hat, welche diese besitzen. — So steht es also mit der Erdkunde. Die Geschichte aber, wie unentbehrlich ist erst sie, welche dem Sendboten des Evangeliums die frühere Gestalt der Welt vor dem Christenthum, die er zu Vergleichungen mit dem Zustande der Heidenvölker um ihn her so nöthig braucht, vor Augen malt, die ihm erst (auch ohne noch Kirchengeschichte zu sein, als Weltgeschichte) die neue Civilisation, die das Evangelium brachte, verständlich macht, die ihn die Mächte, welche im Leben der Nationen heilsam oder feindselig und zerstörend walten, begreifen lehrt. Noch weiter, in den Naturwissenschaften liegt für ihn nicht selten der Schlüssel, um das Land zu verstehen; wenn er dessen geognostischen Bau, wenn er seine Pflanzenwelt mit dem Klima, sein Thierleben und alle die Voraussetzungen des menschlichen Daseins nicht kennt und richtig beurtheilt, wie ungeschickt wird er das Volk handhaben, so ungeschickt wie Einer, der in die Werkstätte tritt, um da zu arbeiten, und keines der Geräthe kennt, die da herumhängen und stehen. Und für die Erhöhung des Daseins der Heiden, für ihre Gesittung, wie wenig kann er thun, wenn er kein Auge dafür hat, welche Mittel der allmächtige Schöpfer zum Voraus hier bereit gelegt hat auf die Stunde, da das Evangelium die Heiden fähig machen würde, sich ihrer zu bedienen. Die mathematische Bildung ist schon um der Schulen willen unerläßlich, sollte aber eigentlich von Rechtswegen eine viel gründlichere sein, als sie gewöhnlich ist, indem sich nur mit ihr die nöthige astronomische und mechanisch-physikalische Kenntniß

erwerben läßt. Was haben die Jesuiten damit in China geleistet! Hätten sie das lautere Evangelium diesen wissenschaftlichen Anbahnungen folgen lassen, von welchem ungeheuren Werthe wäre ihre wissenschaftliche Bildung geworden! — Doch genug von diesem Punkte.

„Das theologische Wissen dürfte nebst einem Theil des sprachlichen wohl am meisten angezweifelt werden. Sehen wir einmal mit welchem Rechte. — Daß der Prediger des Evangeliums mit der heiligen Schrift mehr vertraut sein müsse, als man dies vom christlichen Familienvater etwa fordern kann, dürfte kaum widersprochen werden. Daß dafür mit der Kenntniß der deutschen Bibel, welche wir oben als den unerläßlichen Grundbau des Schriftstudiums bezeichneten, noch nicht das Nöthige geleistet sei, das wäre erst zu zeigen. Ein Hauptpunkt ist schon besprochen, die Bibelübersetzung. Besäßen wir in irgend einer Sprache der Welt eine solche schon, die dem Originale vollkommen gleich zu stellen wäre, dann möchte dem Sendboten des Evangeliums die Erlernung des Hebräischen wenigstens erlassen werden, weil dieses sonst keine Literatur von Bedeutung hat; natürlich denke ich an den Heidenmissionar, denn der unter Israel müßte es auch dann gründlich studiren. Allein bei aller Verehrung gegen die Herrlichkeit und Kraft unserer Lutherbibel, bei allem Respekt für die Wörtlichkeit und Klarheit der englischen und holländischen Uebersetzung: dem Original steht doch jede noch sehr fern und es sind immer noch sehr viele Bibelstellen und zwar nicht unwichtige, die nimmermehr aus dem bloßen deutschen, englischen, holländischen Texte ganz verstanden werden können, es sind nicht wenige, in welchen die Uebersetzung geradezu zum Mißverstand leitet, und es giebt vielleicht kaum eine bedeutende, deren Verständniß nicht durch emsiges Forschen im Grundtexte noch erheblich gewinnt. Ist doch selbst da, wo ganze Haufen von Kommentaren, nicht schlechten, schon vorliegen, nicht selten das richtige Verständniß noch im Dunkeln, und sind Stellen, die Dutzende von verschiedenen Erklärungen erlebt haben, noch heute nicht recht erklärt. Die weitschichtig gelehrte Arbeit der Auslegung allerdings müssen wir dem Missionar nicht zumuthen, die ist Sache der Theologen daheim bei uns. Aber die Resultate ihrer Arbeit, sollen die dem Missionsfelde nicht zu gute kommen, und können sie es denn, wenn der Mis-

sionar die Textsprachen nicht versteht? soll er alle herkömmlichen Erklärungen, alles Schwanken über richtiges Verständniß rathlos in sich fortschleppen und statt des richtigen Sinnes unsichere Meinungen in die Herzen der Heiden pflanzen? Er soll und muß, um sein Werk recht zu thun, wenigstens, wenn es einmal gilt zu lehren, Alles was der Herr geboten hat, mit Selbständigkeit das Wort auslegen, wenn der Taufe und Gemeindegründung die tiefere Einleitung und Befestigung in der geoffenbarten Wahrheit folgen soll; er soll und muß nicht blos die Milch des Evangeliums den Unmündigen reichen; sondern auch „Weisheit zu reden verstehen bei den Vollkommenen (Mündigen)." Denn sonst wird er eine Kirche von Kindern gründen, sie aber nie heranziehen zu Jünglingen und Vätern wie es doch sein muß, wenn das Evangelium eine dauernde Pflanzung zu Verklärung der Nationen werden soll. — Und wenn überdies auf den Missionsfeldern sich der evangelische Protestant und der römische Sendbote begegnen, wenn der Baptist, der Methodist, der Anglikaner und Schotte neben dem deutschen Lutheraner, Reformirten, Unirten steht, wie will der Missionar klar, fest und bewußt seine Stellung nehmen, dem es an eigener, bewußter, aus den feineren Zügen des heiligen Textes geschöpfter Ueberzeugung fehlt? Doch ich dächte, schon mit dem Gesagten hinreichend bewiesen zu haben, das exegetische Uebung und Sicherheit dem Missionar so wenig fehlen darf, als dem Prediger bei uns in der Heimath, um so weniger, da ihm nicht die Hülfsquellen aller Art zu Gebote stehen, nach welchen dieser so leicht greifen kann.

„Die historische Kenntniß, die eigentliche Kirchengeschichte, für etwa dem Gründer einer neuen Kirche, der alten Kirche auf neuem Boden, für überflüssig zu erklären, ist, glaube ich, bis jetzt nur Wenigen eingefallen. Die Gründungsgeschichte der Kirche in den Tagen der Apostel und in den ersten Jahrhunderten, aber auch weiter herab in den Folgezeiten muß ja dem Sendboten Christi eine unschätzbare Fundgrube sein, aus der er Vorgänge und Muster aber auch Beispiele des zu Vermeidenden und zu Fürchtenden nimmt. Es dürfen ihm die aus der Mischung des Christenthums und Heidenthums so leicht entstehenden Mißbildungen, wie sie schon dagewesen sind, ihre Bekämpfung, ihr Verlauf, ihre Folgen nicht unbekannt bleiben, er muß mit der Geschichte des Kultus, der Verfassung der

Kirche, mit den Lehrsätzen der in der Christenheit sich bekämpfenden oder ergänzenden Kirchen, Konfessionen, Parteien und Sekten sogar vertraut sein, um sichere Schritte zu thun. Kurz, es wäre zu wünschen, daß die Geschichte der christlichen Kirche von ihm recht in Saft und Blut verwandelt wäre, wenn er auch nicht in die Tiefen und Feinheiten der Dogmengeschichte gehörig kann eingeweiht werden.

„Das dogmatische und ethische Studium endlich, welchen Nutzen soll dieses dem Missionar bringen? Hier weiß ich mich auf etwas schwierigem Boden und fürchte leicht mißverstanden zu werden. Aber es muß herausgesagt werden, auch auf diese Gefahr hin. Wenn der Zögling in die Missionsanstalt eintritt, bringt er entweder eine äußerst unklare, farblose, unbestimmte Anschauung der christlichen Lehre mit, oder er kommt aus einem Kreise, wo irgend eine wohlgemeinte Einseitigkeit sich seiner bemächtigt hat. Im ersteren Falle wird er selbst den Irrthümern, die in der Zeit umgehen, die in der Literatur den Weg zu ihm finden, die in Gemeinschaft der Europäer oder der Heidenchristen, mit denen er meist zu leben haben wird, herrschen, weit offen stehen, und statt die feste Säule zu sein, auf der die Gemeinschaft ruhen kann, vielmehr ein schwankendes Rohr bleiben, wenn er nicht in der Missionsanstalt festere, zusammenhängendere Ueberzeugungen von der Lehre gewonnen hat. Daß dies ein Uebelstand, ein sehr gefährlicher Uebelstand wäre, muß gewiß Jedermann zugeben, der den Einfluß eines Missionars auf seine Gemeinde auch nur ahnt. Nach dieser Richtung hin sind dogmatische Studien ganz unerläßlich. Im andern Falle aber, wenn der Missionszögling solche einseitige Ansichten mitbringt, die in dem Geiste der Zeit wurzeln, die er dem Kreise verdankt, dem er bisher im religiösen Leben angehörte, ergiebt sich gleichfalls ihre Nothwendigkeit, weil sonst die Lehrverschiedenheit der Missionare unter sich, die zufälligen Ansichtsweisen derselben eine Unsicherheit in das ganze Gemeindeleben bringen müßten, die zu sehr ernsten Folgen führen könnte. Es kann sich in einer Missionsanstalt, in ihrer freien Stellung zu der Verschiedenheit des lutherischen und reformirten Bekenntnisses, nicht darum handeln, das Dogma des einen oder des andern mit Ausschließlichkeit den Zöglingen vorzutragen und zur Norm zu geben, sondern beide am Worte Gottes gründlich zu messen und aus demselben mit treuer Benutzung dessen, was die Kirche in ihrer Entwicklung und ihren jeweiligen symbolischen

Festsetzungen darbot, das Lehrsystem aufzubauen, das ihnen zur wissenschaftlichen Orientirung im Gebiete des Glaubenswissens dienen soll. Ich weiß wohl, daß man dies von der einen Seite zu subjektiv findet, weil nicht unbedingt ein kirchliches Lehrsystem als das allein geltende vorgetragen wird, aber ebenso wird es von der andern Seite schon Tadel finden und hat ihn gefunden, daß auf die kirchlichen Lehrsätze der Rechtgläubigkeit doch der Werth gelegt wird, den sie anzusprechen haben, und es dem dogmatischen Unterricht darum zu thun ist, die großen reformatorischen Grundlehren fest im Geiste der künftigen Missionare aufzustellen. Es zeigte sich gewöhnlich bald nach dem Eintritt in dieses Studium, daß die in subjektiven Lehransichten, in Lieblingsideen und Parteimeinungen verschiedener Art schon fest gewordenen Gedanken in Gährung und Fluß kamen und aus dieser Bewegung sich eine neue Gestalt der Erkenntniß entfaltete, die allerdings in der bisherigen geistlichen Schule oder Pflanzstätte nicht immer beifällig aufgenommen wurde, wie z. B. das eine Mal die strenge calvinistische Lehre von der Gnadenwahl, das andere Mal die Theorie der Koncordienformel über dieselbe Frage, das dritte Mal der Glaube oder Aberglaube an die Wiederbringung aller Dinge dem Einzelnen wankend wurde, nachdem er bis jetzt auf diese Lehren fest geschworen hatte.

„Ich lasse Jedem seine Meinung, aber ich verhehle auch meine Ueberzeugung nicht, daß der Missionar in diesen Dingen klar und mit richtiger Auslegung feststehend auf dem Worte der ewigen Wahrheit sich wissen muß, und keinerlei Parteifahne tragen und in keinerlei Menschengefälligkeit oder Menschenanhänglichkeit bleiben darf, sondern das Liebste wegzuwerfen hat, sobald er seine Nichtbegründung in der heiligen Schrift erkennt. Die Arbeit des Geistes und Herzens, die ihm das Loswerden von dem macht, was er blos auf Auctorität und aus Nachglauben und Nachreden in sich hatte, die heißen Kämpfe zwischen voller zusammenklingender Wahrheit und halbem Erkennen dürfen ihm am wenigsten erspart werden, der nachher Andere in diesen Kämpfen als helfender Freund, als geistlicher Vater begleiten soll. — Und wer bedürfte denn mehr des sieghaften Bewußtseins, wie es die eigentliche Erkenntniß, die ächt christliche Gnosis allein giebt, daß kein Irrthum alter oder neuer Zeit, kein tausendjähriges System falscher Religion, falscher Philosophie, falscher

Theologie der christlichen Wahrheit widerstehen kann, sondern das, was es noch von Wahrheit in sich trägt, an dieselbe abgeben, in seinen unwahren Elementen aber von ihr gerichtet werden muß, wer bedarf dieses Bewußtseins mehr, als der Sendbote unter die Heiden? Und dieses Bewußtsein ist ja der wahre, eigentliche Zielpunkt der ächten theologischen Wissenschaft.

„Daß endlich praktische theologische Studien dem Missionar nicht fremd bleiben dürfen, Anwendung der gesammten Theologie auf die bewußte und absichtliche Gründung und Erbauung der Kirche, darüber verliere ich kein Wort. Denn die Einsichtigen bedürfen keines, bei den Andern aber wäre es in der That verloren, bei denen, die in Unkunde oder Verdrehtheit sich einbilden, dergleichen müsse immer von selbst kommen. —

„Ich will hier nicht tadeln, was Andere in treuem Eifer für die Sache unseres gemeinsamen Herrn unternehmen und unternommen haben, aber sagen muß ich doch, daß der Versuch, nur christliche Handwerker als Missionare auszusenden, sich im Ganzen als unausführbar erwies und als praktisch gescheitert zu betrachten ist. Zwar sind hierdurch tüchtige Arbeiter in's Feld gekommen, aber sie haben sich dort nicht selbst erhalten, während sie für die Mission geistlich arbeiteten, sondern sie thaten entweder dieses — aber blieben der Arbeit des Missionars fremd, — oder sie missionirten — aber nur indem sie an eine der bestehenden Gesellschaften sich anschlossen und nach deren Grundsätzen wirkten und von ihnen erhalten wurden, etwa auch indem sie von einem frommen und reichen Privatmanne ihre Unterhaltsmittel erhielten. Einige zwar — das muß zur Steuer der Wahrheit gesagt werden — kämpften sich mit geduldigem Muthe nach vielen Jahren durch, erwarben durch ihrer Hände Arbeit Grund und Boden, Haus und Feld, gründeten sich unabhängig ihren Heerd, und blieben dabei dem Zwecke ihrer Aussendung treu, indem sie Missionswerk unter den Heiden trieben. Aber auch sie thaten das Anfangs mit fremder Hülfe, und nur in einem sehr beschränkten Kreise.“ *)

Von welcher Seite aus man also auch die wissenschaftliche Ausbildung der Missionare betrachte, es wird, nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen, der mittlere Weg, wie er eben auf den Missions-Se-

---

*) Dr. W. Hoffmann, Eilf Jahre in der Mission. Stuttgart 1853. p. 96.

minarien zurückgelegt wird, und wie er sich nach dem vorhandenen Bedürfniß hier von selbst herausgebildet hat, immer der kürzeste, richtigste und am schnellsten zum Ziele führende sein.

Die Mission in China.

„Ich will meine Berge zum Wege machen, und meine Pfade sollen gebahnet sein; Diese werden von ferne kommen und Jene von Mitternacht, Diese vom Meer und Jene vom Lande Sinim [China]; denn ich will meine Hand zu den Heiden aufheben und zu den Völkern mein Panier aufwerfen und alles Fleisch soll erfahren, daß Ich bin der Herr, dein Heiland und dein Erlöser," spricht der Herr. Jes. 49, 11. 12. 22. 26.

China ist — nach der Anschauung der Chinesen — nicht ein Staat, sondern der Staat, ist die Gesammtheit der vernünftigen Menschheit selbst; außer China giebt es keinen Staat, nur unberechtigte und zur Unterwerfung verpflichtete rohe und unvernünftige Völkerschaften. Die ganze Menschheit gehört von Rechts wegen zu China, denn China ist das „Reich der Mitte", heißt es schon im Schu-king,*) und darin liegt eben der Gedanke des allein wahren Staates, denn nur in der Mitte ist das Wahre.

Für alles, was außer China ist, sind die Chinesen völlig interesselos, es existirt nicht für sie; es kennen zu lernen, ist gegen ihr Ehrgefühl. In allen anderen Dingen sehr wißbegierig, sehen sie alles, was nicht China ist, mit der verächtlichsten Gleichgültigkeit an; alle anderen Völker gehören eigentlich nicht zur Menschheit, sind nur menschliches Unkraut; Erfindungen, Künste, Wissenschaften anderer Völker bewundern sie nicht, und ahmen sie nicht nach;**) noch gleich-

---

*) Le Chou-king par Confucius, trad. par M. Gaubil, revu par M. de Guignes. Paris 1770. p. 206. Der Schuking ist ein Buch der chinesischen heiligen Schriften, wurde bereits vor 4000 Jahren verfaßt und von Confucius um 520 überarbeitet.

**) Braam, Reise der holländisch-ostindischen Gesellschaft nach China. 1794. I, p. 202.

gültiger sind ihnen andere Religionen, denn „außer China kein Heil".

China hatte schon in seiner Blütezeit nach außen wenig Verkehr; daher ist es im Alterthum fast ganz unbekannt; nur wenige oberflächliche Spuren finden sich vor. Im Jesajas werden sie als die Einwohner Sinim's erwähnt;*) bei den Indern kommen sie unter dem Namen Kina**) einige Male vor, aber ohne nähere Angaben. Den Chinesen selbst ist vor dem Eindringen des Buddhismus Indien fast ganz unbekannt.***) Von einer Bekanntschaft mit den Römern finden sich einige bedeutsame Spuren. Die Chinesen erfuhren, als sie unter dem großen Feldherrn Pan-tschao im Jahre 94 nach Christo bis an das kaspische Meer vordrangen, durch die Parther zuerst von dem Dasein der Römer, deren Reich sie Ta-tschin (Groß-Schin oder Groß-China) nannten. 166 kam eine Gesandtschaft von „Antun, König von Ta-tschin" (M. Aurelius Antonius) an den chinesischen Hof „mit Tribut", und es blieb über Egypten und das Meer einige Verbindung noch bis in's dritte Jahrhundert; die Römer holten Seide von dort.†) Später kam durch die Buddhisten, die oft nach Kakjamuni's Heimath Wallfahrten machten, ein regerer Verkehr China's mit dem Westen zu Stande; ja es wurden sogar kaiserliche Gesandtschaften an indische Könige gesandt;††) aber immerhin blieb China mehr auf sich selbst beschränkt.

Ist nun China der einzig wahre Staat und giebt es außer China nur Barbaren, so läßt sich zwar ein stolzes Herabsehen auf andere Völker erklären, nicht aber ein völliges Abschließen China's gegen alle Fremden. Nur ein schwaches Volk muß sich durch strenge Absperrung schützen, das starke Reich des Himmels bedarf solcher Mittel nicht. Gegen die Barbaren-Räuber der Wüste mag es durch Mauern sich Ruhe verschaffen, aber von dem friedlichen Fremdling hat das himmlische Reich nichts zu fürchten; die Bürger dieses Reiches sind viel zu glücklich, als daß sie durch fremde Lehren von der

---

*) Gesenius z. d. St.; Lassen, Indische Alterthumskunde. I, p. 857.

**) Dr. Dieckhoff, Das chinesische Heidenthum. Göttingen. 1859.

***) Dr. Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reichs. Herausgegeben von K. J. Neumann. 1847. p. 63.

†) Klaproth, tableaux historiques de l'Asie. 1826. p. 68.

††) Neumann, in Illgen's Zeitschrift 1837. III. 2, 130. 137. 143 u. s. w.

ewigen Ordnung des Himmels sich abwendig machen lassen könnten. China war daher in seiner blühendsten Zeit für Fremde nicht verschlossen, unterhielt auch später Handelsverkehr mit fernen Ländern, und gestattete den Unterthanen das Reisen und den Besuch anderer Länder; indische Buddhisten kamen schaarenweise in's Land und breiteten ungehindert ihre Religionslehre aus; die Christen haben schon im frühen Mittelalter ohne alle Gefährdung das Evangelium verkündet und mächtige Gemeinden begründet, und durch die ungehemmte Wirksamkeit der Jesuiten stieg die Zahl der Christen auf einige Millionen.*) Erst als eine Ahnung von der höheren Macht des Christenthums in ihnen aufstieg, und das Bewußtsein von der unbegrenzten Macht und Herrlichkeit China's wankend wurde, als China merkte, daß es sich auch gegen den Geist wehren müsse, erst da sperrte es sich mit scheuer Aengstlichkeit ab und suchte gegen die Macht der Geschichte und des Christenthums eine Mauer zu erbauen.

Das Christenthum wurde zuerst im siebenten Jahrhundert durch nestorianische Priester nach China gebracht; sie wurden vom Kaiser freundlich aufgenommen und die christliche Religion verbreitete sich schnell. Die Jesuiten berichten von einem Denkmal einer Kirche in der Stadt Singanfu, auf welchem eine Inschrift von 1800 Wörtern eingegraben war, mit einer syrischen Uebersetzung am Rande, das christliche Glaubensbekenntniß enthaltend. Die Aechtheit dieser Inschrift, selbst von Abel-Remüsat**) und Klaproth***) anerkannt, unterliegt zwar manchen Zweifeln,†) aber eine große Verbreitung des Christenthums im neunten Jahrhundert wird durch arabische Schriftsteller bekundet. In demselben Jahrhundert hatten übrigens die Christen und die Perser in China eine Verfolgung von Seiten eines, ausschließlich der chinesischen Tao-Lehre ergebenen, Kaisers zu bestehen.

Etwas später als die Christen kamen muhamedanische Araber

---

*) Dr. A. Wuttke, Geschichte des Heidenthums. Breslau 1853. II, p. 206.

**) Abel-Rémusat, Alélanges Asiat. I, p. 37.

***) Klaproth, tableaux historiques de l'Asie. 1826. p. 207.

†) J. J. Schmidt, Forschungen über Mittelasien. p. 87. 158; Bohlen, Indien I, 383.

nach China, breiteten ihre Lehre mit Erfolg aus, erlangten Ansehen bei Hofe und erbauten sogar verschiedene Moscheen.*)

Die späteren christlichen Missionen stießen anfangs auf Schwierigkeiten. Der heldenmüthige römische Missionar Franz Xaver wurde durch den Tod in seinem Plane China zu bekehren, unterbrochen. Später kamen drei als Buddha-Priester verkleidete Jesuiten-Missionare nach China, unter ihnen Ricci. Seine astronomischen Kenntnisse verschafften ihm einige Geltung; aus Peking verwiesen, kehrte er dennoch später mit Geschenken wieder, unter diesen waren eine Uhr, eine Weltkarte, Bilder von Christo, Maria, mehreren Heiligen und Reliquien. Das Ministerium der Ceremonien gab darüber die Erklärung: „Wir haben keine Verbindung mit dem Westen, wo man unsere Gesetze nicht befolgt. Die Bilder vom Herrn des Himmels und einer Jungfrau sind von keinem Werth; die Knochen [die Reliquien], welche der Fremdling zum Geschenk machen will, gehören, wie er sagt, den Unsterblichen an; aber er bedenkt nicht, daß, wenn diese gen Himmel gehen, sie auch ihre Gebeine mit sich nehmen. Wir haben daher den Entschluß gefaßt, daß man sich mit diesen Neuerungen nicht aufhalte, und ihn sowohl als seine Geschenke zurückschicken müsse." Ricci blieb aber dennoch, und machte viel Bekehrungen (allerdings nach römischer Weise); wahrscheinlich taufte er auch einen Minister, dessen Tochter, Candida, Kirchen erbaute, christliche Schriften drucken ließ, Findlinge aufnahm und christlich erziehen ließ, vielen Blinden das Christenthum lehren und es durch sie in den Straßen bekannt machen ließ. In nicht langer Zeit waren auf diese Weise 90 Kirchen und 45 Bethäuser gestiftet.**) 1692 wurde durch ein kaiserliches Edikt die Verbreitung des Christenthums sogar gesetzlich gestattet,***) die Christen mehrten sich und es schien, als wolle das Evangelium nun auch in China seinen Advent halten. Leider war dem aber nicht so. Der bekannte Streit zwischen den Jesuiten und den Dominikanern, zu dessen Schlichtung eine Karte von China an den Pabst geschickt werden sollte, machte die Fremden politisch verdächtig, die Missionare wurden des Landes verwiesen, und es fand zugleich eine heftige Christenverfolgung statt.

---

*) Dr. Gützlaff, a. a. O. p. 263.

**) Dr. Gützlaff, a. a. O. p. 536.

***) Plath, Die Völker der Mantschurei. I. p. 366.

Hierauf schloß sich China immer furchtsamer und mißtrauischer gegen Fremde ab. Wurde den Ausländern der Zutritt durch besondere kaiserliche Bewilligung gestattet, so wurden sie mit der seltsamsten Vorsicht umwacht.*) Es wurde streng verboten einem Fremden in der chinesischen Sprache Unterricht zu ertheilen oder ihm das Geringste von chinesischen Schriften zu verkaufen. Der Verkehr der Europäer war bis in die letzten Jahre den drückendsten Beschränkungen unterworfen, und nur der englisch-chinesische Krieg konnte mit Gewalt die schroffe Absperrung gegen die Fremden einigermaßen durchbrechen.

Dennoch zählte die römische Kirche zu Anfange dieses Jahrhunderts in den verschiedenen Provinzen China's: 6 Bischöfe, 2 Coadjutoren, 25 Missionare, 80 Nationalgehülfen und 200,000 Christen. Die Propaganda zu Rom, Spanier, Portugiesen und Franzosen betrieben die Mission trotz aller Gefahren und Bedrückungen. Ein unkluger Versuch aber steigerte die Eifersucht des grausamen Monarchen bis zum höchsten Grade der Verfolgungswuth. Sämmtliche Missionare wurden des Landes verwiesen, mehrere sogar mit dem Tode bestraft und alle Mittel wurden angewandt, ihre Bemühungen zu vereiteln. Ein späterer Kaiser ließ zwar den Christen wieder Duldung genießen, obschon sie sich keines Schutzes erfreuten, doch auch er verbannte sie im Jahre 1828 wieder aus seinem Reiche. Bis zum Jahre 1840 währte diese Christenverfolgung, in der Hunderte eingekerkert und hingerichtet wurden. Bald darnach aber trat eine höchst günstige Wendung für die katholische Mission ein: der Friede von Nanking hatte durch die Bemühungen des französischen Abgeordneten Grené auch einen kaiserlichen Duldungserlaß für die katholische Religion im himmlischen Reiche zur Folge, und Schaaren römischer Missionare, namentlich auch Lazaristen aus Frankreich, machten nach China sich auf. Ihre Praxis, namentlich in Beziehung auf die Taufe kranker Kinder, ist allerdings verwerflich genug, indem solche Kinder ohne Wissen und Willen ihrer Eltern getauft wurden, hat aber in 4 Jahren 186,000 Kindern „den Himmel eröffnet".

Eine Uebersicht im „Univers" giebt den Stand der römischen Missionen China's im Jahre 1862 folgendermaßen an:

---

*) Braam, Reise ꝛc. I. p. 165, 172, 213.

Provinz Fokien, Jesuiten, 1 Provikar	80,000	Christen
„ Schantung, Franziskaner, 1 Vikar . .	13,000	„
„ Schansi, „ „	28,000	„
„ Schensi, „ „	36,000	„
„ Hunan, „ „	12,000	„
„ Hupe, „ „	500	„
„ Petschili, Lazaristen „	32,500	„
„ Kiangsi, „ „	10,000	„
„ Ssetschuen, Franziskaner, „	60,000	„
„ Yünnan, „ „	5,000	„
„ Kweitschau, „ „	500	„
„ Tschekiang, Lazaristen, „	3,500	„
„ Honan, „ „	2,000	„
„ Mongolei „ „	8,000	„
„ Wandschurei, Franziskaner, „	5,000	„
„ Korea, „ „	15,000	„
„ Kwangtury, Kwangsi und Hainan zus. .	50,000	„
Summa	404,000	Christen.

Die römische Mission hat mithin auf ihrem chinesischen Arbeitsfelde über 400,000 Christen aufzuweisen. Bedenkt man, welche Zeit und welche ungeheuere Opfer dieses Resultat forderte, so kann man sich einiges Kleinmuths kaum erwehren und man wird zugeben müssen, daß des Herrn Hand schwer auf diesem Volke ruht. Dies sind in einigen Zügen die Anfänge und Erfolge der römischen Mission in China. Wir gehen nunmehr zur Ausbreitung der evangelischen Mission in China über.*)

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts konnte man in der Bibliothek des brittischen Museums zu London täglich einen blassen Jüngling sitzen sehen, wie er eifrig in einem Haufen Bücher und Papiere studirte, die mit seltsamen Zeichen bedeckt waren. Ein ältlicher Herr beobachtete ihn manchmal bei dieser Beschäftigung und fragte ihn endlich einmal, womit er sich denn da soviel Mühe gebe. Offen und bescheiden erwiderte der Jüngling, er suche sich

---

*) Vergl. W. H. Medwurst, China, its state and prospects with especial reference tho the diffusion of the Gospel. London 1838.

T. Thornton, history of China. London 1842. — Marquis d'Hervey Saint-Denys, la chine devant l'Europe. Paris 1859.

mit der chinesischen Sprache bekannt zu machen, um dereinst einmal die heilige Schrift in dieselbe zu übersetzen. Dieser Jüngling war Niemand anders, als der später wegen seiner Kenntniß der chinesischen Sprache so berühmte und als eifriger Missionar so ausgezeichnete Verkündiger des Evangeliums in China, Dr. Robert Morrison.*) Geboren am 5. Januar 1782 zu Butters-Green in der englischen Grafschaft Northumberland als das jüngste Kind eines Stiefeleisenmachers ward er frühzeitig an schwere Arbeit und viele Entbehrungen gewöhnt, von seinen frommen Eltern aber treulich in der Furcht des Herrn erzogen. Schon in seinem 19. Jahre gründlich bekehrt, übergab er sein junges Herz dem Heiland zu völligem Gehorsam. Des Abends konnte man ihn oft in seiner Werkstatt auf den Knieen betend sehen, oder mit seiner Bibel unter dem Arm in eine arme Hütte treten und Kranke besuchen, denen er aus dem Worte Gottes vorlas, so daß sie manchmal sagten: „Glaubt sicherlich, dieser wird noch einmal ein großer Mann werden.“ Und so kam es auch, denn als er größer wurde, beschloß er, sein Leben dem Missionsdienst zu widmen, bildete sich zum Prediger aus, und die im Jahre 1795 erst gebildete Londoner Missionsgesellschaft bestimmte ihn im Jahre 1805 zum Missionar für China. Dazu mußte er aber vor allen Dingen die chinesische Sprache erlernen, was damals bei dem Mangel fast aller Hülfsmittel noch viel schwieriger war, als jetzt. Denn noch im Jahre 1792 war diese Sprache in Europa so unbekannt, daß kaum und erst nach vielen Nachforschungen in Paris, Rom und Neapel ein Dolmetscher für die nach Peking bestimmte engliche Gesandtschaft aufgetrieben werden konnte. Endlich fand sich für Morrison ein damals in London lebender Chinese, Yong-sam-tak, der ihn im Chinesischen unterrichtete und in der Bibliothek des brittischen Museums eine vor vielen Jahren von einem Jesuitenmissionar in China angefertigte handschriftliche Uebersetzung der vier Evangelien und der Briefe Pauli vorfand. Nachdem er mit dieser Hülfe die nöthige Sprachkenntniß erlangt, sowie durch ernste mathematische, astronomische und medizinische Studien für seinen Beruf sich vorbereitet und endlich die Ordination empfangen hatte, sandte die Gesellschaft ihn aus. Als er eben im

---

*) Memoirs of the life and labours of Robert Morrison, compiled by his widow. London 1839. —

Begriff stand, England zu verlassen, sagte ein Herr etwas spöttisch zu ihm: „Und Sie hoffen also, mein Herr, die Chinesen zu bekehren, nicht wahr?“ — „Nein, mein Herr,“ erwiderte Morrison ernsthaft und demüthig, „aber ich glaube, Gott wird es thun.“ So trat er denn am 31. Januar 1807 seine Reise über Amerika nach China an, und landete am 4. September zu Macao, von wo er am 5. in Kanton eintraf, um hier, den Augen der schon aufmerksam gewor-denen römischen Geistlichkeit entzogen, sich in Verborgenheit noch weiter für sein Unternehmen auszubilden. Er miethete sich in den Faktoreien eine niedrige, kellerartige Wohnung und lebte in größter Zurückgezogenheit, wobei er seine Kleidung und Lebensweise der chinesischen möglichst gleich zu machen suchte. — Wegen ausge-brochener Mißhelligkeiten zwischen den Einwohnern Kantons und den englischen Kaufleuten mußte Morrison im Jahre 1808 nach Macao sich zurückziehen, wo er zum Uebersetzer der englischen Fak-torei ernannt und dadurch für seine Person der Nothwendigkeit, Unterstützung aus Europa zu beziehen, enthoben ward. Während er nun hier zunächst an die Abfassung eines Wörterbuches ging, brauchte er, wie schon früher zu Kanton, jede Gelegenheit, den Eingeborenen mündlich das Wort Gottes zu verkündigen, und da dies nicht öffentlich geschehen durfte, so richtete er in seiner Woh-nung kleine Privatvereine von Chinesen ein, welche heimlich bei Nacht sich versammelten und denen er Sonntags bei verschlossenen Thüren das Evangelium predigte. Dabei konnte er nach 4 Jahren eine chinesische Sprachlehre in die Presse schicken, eine Uebersetzung der Apostelgeschichte in Druck geben, mehrere Traktate und auch einen Katechismus schreiben, während sein großes Wörterbuch und die Uebersetzung der übrigen Theile der heiligen Schrift rasch fort-schritten. 1812 wurde die Uebersetzung des Neuen Testaments been-det und die brittische Bibelgesellschaft unterstützte seine Ausbreitung durch Bewilligung einer Summe von 6000 Gulden.

Am 4. Juli 1813 hatte Morrison die Freude, einen schon so lange von ihm erwünschten Gehülfen in der Person des Dr. Wil-liam Milne, eines Schotten, zu erhalten. Das Werk der Bibel-übersetzung schritt nun rasch vorwärts und schon im Jahre 1814 hatten die Missionare die Freude, einem Chinesen die Taufe zu er-theilen. 1820 wurde die Uebersetzung des Alten Testamentes beendet,

und schon 1823 befanden sich viele Chinesen im Besitz der ganzen heiligen Schrift. Es war dem würdigen Missionar Morrison indeß nicht vergönnt, dies Werk vollendet zu sehen, denn schon im Jahre 1818 hatte ihn der Herr heimgerufen. Nach Morrisons Heimgang erschienen von verschiedenen Seiten neue Arbeiter auf dem Kampfplatz. Es waren dies zunächst Medhurst, Bridgman und Abeel. Der Letztere, später von Stevens abgelöst, sollte sich der amerikanischen Matrosen annehmen, während Bridgman die Arbeit unter den Chinesen und Medhurst die Presse erhielt. Abwechselnd in Kanton und Macao, wurden sie bei einem Versuche, zu Wasser in das Innere vorzudringen, am 5. Tage von chinesischen Soldaten durch Flintenschüsse zu rascher Umkehr bewogen. Bedeutungsvoller ward für China die Ankunft des Missionar Gützlaff.

Karl Friedrich August Gützlaff wurde am 8. Juli 1803 von armen und frommen Eltern in Pyritz (Pommern) geboren. Frühe schon von einem Drang nach Wissenschaft beseelt, aber durch die Armuth seiner Eltern genöthigt, den Handwerkerstand zu wählen, ward er 1816 Gürtlerlehrling zu Stettin, benutzte jedoch jeden Augenblick zu weiterer Ausbildung. Als er 17 Jahre alt war, kam der König von Preußen nach Stettin, und Gützlaff, voll glühender Sehnsucht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, wagte es, seinem Landesvater ein Gedicht zu überreichen, welches seine frommen Wünsche aussprach. In Folge dessen ließ der König Erkundigungen über ihn einziehen und übergab den achtzehnjährigen Jüngling dem Missionsseminar des ehrwürdigen Pastor Jänicke in Berlin zur Vorbereitung auf den Dienst des Evangeliums unter den Heiden. Von hier aus, wo er erst gründlich erweckt und zum Herrn bekehrt wurde, kam er 1823 mit zweien seiner Mitschüler in das malayische Missionshaus zu Rotterdam, um von der Niederländischen Missionsgesellschaft als Arbeiter verwandt zu werden. Erst im August 1826 wurde er nach Sumatra ausgeschickt, um der dortigen Bevölkerung das Evangelium zu bringen. Nach seiner Landung auf Java wurde er indeß mit einigen Chinesen und später mit Medhurst bekannt, welche ihn liebreich aufnahmen. Ein auf Sumatra ausgebrochener Krieg hielt ihn von dem Orte seiner anfänglichen Bestimmung zurück und so widmete er sich der chinesischen Mission. Nachdem sich Gützlaff der chinesischen Sprache bemächtigt

hatte, gab er sich mit allem Eifer seinem Berufe hin. Nicht ohne Lebensgefahr unternahm er die ausgedehntesten Reisen und entwickelte bei möglichster Umsicht die größte Thätigkeit. Auch Traktate übersetzte er und vertheilte sie auf seinen Reisen. Als er seine „Glaubenslehre" verbreitete, wurde er in Folge dessen gerichtlich verhaftet und gleich einem Verbrecher behandelt. Nur auf Verwendung mehrerer mit Morrison befreundeter Kaufleute gelang es, ihn wieder frei zu bekommen, nachdem er 30 Stockschläge hatte erdulden und eine ansehnliche Geldstrafe bezahlen müssen.

Obgleich Gützlaff auf seinen Reisen hinlänglich erfahren hatte, daß das chinesische Volk nicht so unzugänglich war, wie man früher meinte, so durfte er es doch nicht wagen, sich in seiner Mitte niederzulassen. Denn die Engländer reizten durch ihr übermüthiges Benehmen seit 1834 den Kaiser so sehr, daß derselbe nicht nur den Handel mit den „fremden Teufeln" alsbald einstellen hieß, sondern auch die Verbreitung christlicher Schriften unter schweren Strafen verbot. Die Feindschaft zwischen Engländern und Chinesen stieg immer höher und nie waren die Missionare so behindert als im Jahre 1838, in welchem Gützlaff wegen seiner gründlichen Kenntniß der chinesischen Sprache und Sitte von der englischen Gesandtschaft zu Macao als Sekretär mit einem Gehalt von 4800 Thalern angestellt wurde, den er ausschließlich der Mission zu Gute kommen ließ und nebenbei selbst immer Missionar blieb, des Sonntags allein sechs mal predigte (drei mal chinesisch, zwei mal japanisch, ein mal englisch) und dadurch nicht selten den Unwillen der englischen Kaufleute erregte. Da brach im Jahre 1839 der Krieg zwischen England und China aus, und die Missionare waren genöthigt durch die Flucht ihr Leben zu retten. Erst im Jahre 1845 wurde in Folge des Friedens von Nanking eine Verordnung erlassen, in welcher die völlige Duldung des Christenthums im chinesischen Reiche verkündigt ward. Der Ruf: China offen! ermuthigte die amerikanische und europäische Christenheit zu neuen Unternehmungen und mehr als zwanzig Missionsgesellschaften sandten nun ihre Boten nach dem fernen China zur Verkündigung des Evangeliums. Hier und da fanden Erweckungen statt und Gützlaff sowie seine Freunde gingen nun rüstig ans Werk, erweckte Chinesen zu Evangelisten und Predigern auszubilden. Gützlaff ging dabei von der Voraussetzung aus, die Evangelisirung

China's werde nur durch Chinesen gelingen, denn die Chinesen verachten nun einmal alles Fremde; so würde auch das Evangelium, wenn es ihnen als eine Gabe Fremder erschiene, mit mißtrauischen Augen von ihnen betrachtet werden. Zwar werde allerdings das Werk nicht ohne die Hülfe europäischer, theologisch durchgebildeter Missionare zu Stande kommen können, allein diese müßten so viel Selbstverleugnung haben, ganz zu Chinesen zu werden, sich in Kleidung und Sitte ihnen anzubequemen. Auch sollten seiner Meinung nach die europäischen Missionare von vornherein mehr die Stellung von Superintendenten einnehmen, sich der Fortbildung und Ueberwachung der eingebornen Prediger unterziehen, die Predigt ans Volk selbst aber sollte vornehmlich durch Eingeborne geschehen. Zu diesem Zweck hatte Gützlaff einen chinesischen Verein zu Hongkong ins Leben gerufen, der unter seiner Leitung stand und die Evangelisirung China's durch eingeborne Prediger anstrebte. Fand sich nun Jemand, der willig war und zum Missionswerk für tüchtig gehalten ward, der wurde mit dem nöthigen Reisegeld versehen und zur Predigt des Evangeliums hinausgeschickt, und zwar zunächst nur versuchsweise auf kürzere Zeit in die nächste Umgegend. Es ward ihm seine Reiseroute vorgeschrieben und die von ihm zu berührenden Orte bezeichnet. Fand er Etliche, die sein Wort mit verlangendem Herzen annahmen, so brachte er sie, wenn es anging, mit nach Hongkong, woselbst letztere von den (europäischen) Missionaren weiter unterwiesen und später getauft wurden. Alle diejenigen von ihnen, welche sich dem Missionsdienste widmen wollten, wurden ebenfalls als Evangelisten ausgesandt, und auf diese Weise mehrte sich die Zahl der Lehrer natürlich schnell. Hatte Jemand eine Gemeinde von wenigstens 50 Gliedern gesammelt, so konnte er ordinirt, also ein ordentlicher Prediger werden. Die Zahl der Prediger war in den ersten zwei Jahren schon auf 40 gekommen, welche in 15 Städten festen Fuß gefaßt, kleine Gemeinden um sich gesammelt und 13 Kirchen eingerichtet hatten. *)

Nur sehr selten trafen die Prediger im Volke auf Widerwillen. In Kanton kam es einmal vor, daß die Evangelisten beschimpft

---

*) William Dean, the China Mission: embracing a History of the varvous missions of all denominations among the Chinese. New York 1862.

wurden, sonst aber war Jedermann bereit, sein Haus zur Betstube einzuräumen. Die Schulen waren es besonders, auf welche sie ihr Augenmerk zu richten pflegten; es wurde daher meist bei einem Schulmeister angefangen, ein Neues Testament ihm eingehändigt und in der Schulstube gepredigt. In einem kleinen Dorfe warfen in Folge solcher Predigt einmal alle Bewohner die Götzen weg und baten dringend um Unterricht. Die Einwohner der Stadt Schiklung schrieben sogar an Gützlaff: „Wir sind der Gnade und dem großen Erbarmen Gottes auf's Höchste verbunden, daß Ihre Evangelisten uns heilige Bücher und die Wahrheit in Christo gebracht haben, wodurch unser Unverstand hinweggenommen ist. Es war uns daher die Mühe nicht zu groß, eine Reise von 60 Meilen zu machen, und wir hegen die Hoffnung, daß Du, Lehrer, uns Morgens und Abends unterrichten werdest. Wir tragen von ganzem Herzen Reue über unsere Sünden und wünschen unsere Besserung mit dem Verlangen, bald der Taufe theilhaftig und Jünger Jesu zu werden." Es waren aber nicht blos Handwerker, Bauern, Weiber und Kinder, mit welchen sich der Verein befaßte: Gützlaff und die begabtesten Mitglieder des Vereins waren unabläßig bemüht, durch Abfassung geeigneter Schriften auch auf die gebildeten und gelehrten Chinesen zu wirken. So schrieb Gützlaff unter Anderem eine Erdbeschreibung, um die stolzen Chinesen ein wenig zu demüthigen, weil sie in ihrer Hoffahrt ihr Land für das größte Stück der Erde halten, und von Europa in der Regel meinen, es sei eine kleine Insel, bewohnt von ein paar Kaufleuten, welche verschiedene Sprachen reden und sich hauptsächlich durch ihren Handel mit China nähren. Auch die Calwer biblischen Geschichten wurden übersetzt und 1846 die achte Ausgabe des Neuen Testaments besorgt.

Das beständige Hin- und Herreisen der vielen Sendboten, sowie der unabläßige Druck der vielen Bücher, kostete, obschon die neugestifteten Gemeinden beisteuerten, sehr viel Geld und obwohl Gützlaff seine nicht unbedeutenden Einkünfte ausschließlich der Mission zuwandte, so reichten doch die Mittel nicht hin und Gützlaff sah sich genöthigt, nach anderweitiger Hülfe sich umzusehen, weßhalb er denn unterm 25. Januar 1846 einen „Aufruf an die Christen von Deutschland" erließ. Zahlreiche Beiträge flossen jetzt dem Unternehmen zu, es bildeten sich besondere Vereine zur Evangelisirung China's und

neue Missionare stellten sich für das chinesische Missionsfeld. Gützlaff selbst reiste am 1. October 1849 von Hongkong nach Europa, um nach einer Abwesenheit von 23 Jahren durch sein persönliches Erscheinen in Europa ein lebendigeres Interesse an der Bekehrung der Chinesen zu erregen. Er bereiste England und Irland, Holland und Deutschland, auch Polen, Rußland, Schweden, Dänemark, Oestreich, die Schweiz, Südfrankreich und Norditalien, überall eifrig und unermüdlich predigend und werbend. In Kassel bildete sich ein General-Verein, der sich ausschließlich die chinesische Mission zur Aufgabe stellte, ebenso in Berlin, Stockholm, Pommern u. s. w.

Während Gützlaff's Abwesenheit hatte Missionar Hamberg, der dem Verein auf Hongkong vorstand, genaue Nachforschung über die Glieder des Vereins gehalten und dabei gefunden, daß unter 200 ausgesandten chinesischen (eingebornen) Predigern 60 Opiumraucher, 55 Lügner und Betrüger, 15 Untaugliche und nur die Uebrigen ehrliche Leute seien. Die meisten Vereinsmitglieder erwiesen sich als nicht bekehrte, gewinnsüchtige Personen. Gützlaff selbst lehnte zwar die erhobenen Beschuldigungen ab, aber die Zukunft hat gezeigt, daß er in seinen Hoffnungen zu weit ging und den Chinesen ein zu großes Vertrauen schenkte.

Nach seiner Rückkehr in China legte Gützlaff in rastloser Thätigkeit von Neuem Hand an das liebgewonnene Tagewerk. In Folge seiner großen Anstrengungen und Strapazen aber, sank er durch die Angriffe auf sein Werk innerlich erschüttert, mit gebrochener Kraft Ende Juli 1851 auf's Krankenlager, auf welchem er am 9. August 1851 mit dem Seufzer: „Es ist vollbracht!“ seinen Geist aushauchte. — Der Plan, nach welchem Gützlaff durch bekehrte Heiden ihre eigenen Landsleute unterrichten ließ, war von großer Weisheit. Im Einzelnen mag man darüber streiten, aber das Princip kann man nur loben. Sein Hauptirrthum scheint der gewesen zu sein, daß er zu viel gehofft, zu viel von seinen Leuten geglaubt hatte, und das muß man sagen, was auch immer sein Erfolg war: Der Versuch, den er bis zu seinem Tode fortsetzte und ausführte, war der großartigste, der bis jetzt gemacht worden ist, um eine große Nation in Masse mit dem Evangelium bekannt zu machen. Gützlaff ist vielfach verkannt worden, er mag auch in manchen Dingen geirrt und gefehlt haben, aber er hat das Beste gewollt und dafür mit Freuden

die größten Opfer gebracht, und der erst hat ein Recht, ihn zu beschuldigen, welcher selbst soviel gearbeitet wie er, und mit demselben Aufwand eigener Kosten Besseres geleistet hat. — Als Gützlaff starb, hatte der chinesische Staat gegen das Christenthum bereits wieder eine feindselige Stellung eingenommen. Dem am 25. Februar 1850 verstorbenen Kaiser Tarkuang (Glanz der Vernunft) war sein etwa 20jähriger Sohn Jeitschu auf dem Throne gefolgt, der als eifriger Götzendiener die größte Feindseligkeit gegen das Christenthum an den Tag legte; auch eine innere Revolution (der Aufstand der berüchtigten Taiping-Rebellen) setzte der Missionsthätigkeit große Hindernisse in den Weg. Dennoch schreitet das Werk der Mission allgemach vorwärts und seitdem der berühmte Vertrag von Tientsin (26. Juni 1858) zu Stande kam, ist der Missionsthätigkeit nicht nur Duldung, sondern auch volle Berechtigung zu Theil geworden. Nach diesem Frieden sind nicht blos dem europäischen Handelsverkehr höchst wichtige Häfen geöffnet worden, sondern die Angehörigen der vier Großstaaten, welche die Verträge unterzeichnet haben, dürfen nun auch nach Belieben das chinesische Reich durchreisen und darin Grundbesitz erwerben. Die Konsuln selbst aber stehen kraft des neuen Vertrages von nun an auf gleicher Stufe mit den kaiserlichen Bevollmächtigten und verkehren direkt mit ihnen. Noch viel wichtiger ist endlich das Zugeständniß, daß jeder der vier Staaten (Rußland, England, Frankreich, Amerikanische Freistaaten) das Recht hat, in Peking selbst einen mit höchster Vollmacht ausgerüsteten Gesandten aufzustellen, der im Namen seiner Regierung direkt mit der des Kaisers verkehrt. Damit ist das „himmlische Reich" endlich von seiner sublimen Höhe herabgestiegen und in den profanen Kreis der andern „irdischen Reiche" gliedlich eingetreten. Bei Weitem der wichtigste Punkt aber in dem neuen Vertrag ist der Artikel, der sich auf die freie Verkündigung und Ausübung des Christenthums bezieht. *)

Hiermit ist das Christenthum als eine von der Regierung anerkannte und zu Recht bestehende Religion erklärt, und jedem Chinesen ohne Rückhalt gestattet, dasselbe ohne irgend welche Belästigungen und Nachtheile anzunehmen, obschon in Wirklichkeit alle Verfolgung, Belästigung und Beeinträchtigung bei Weitem noch nicht aufgehört

*) Dr. Burkhardt, Missionsbibliothek. Bielefeld 1861. III. 3. p. 170.

hat. Die meisten jetzt bestehenden Missionsgesellschaften haben nunmehr einen Theil ihrer Boten in China stationirt, und es steht unter dem Segen Gottes zu erwarten, daß auch bald für China das Licht des Evangeliums aufgehen wird. Die Arbeiter dieser Gesellschaften vertheilen sich auf die fünf Hauptsitze der chinesischen Mission: Hongkong, Kanton, Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai. Der gegenwärtige Stand der chinesischen Mission überhaupt ergiebt sich aus folgenden Uebersichten:

Missionsgesellschaften:	Anzahl der						
	Miss.-Stationen.	Missionare.	Gem.-Glieder.	Schulen.	Knaben in den Schulen.	Mädchen in den Schulen.	Patienten im Spital.
Londoner Miss.-Ges.	5	24	240	10	400	50	35000
Niederländische Miss.-Ges. . . .	2	3	10	—	—	—	—
American Board	4	25	125	5	100	40	—
Amerik. Baptisten Miss.-Ges. . .	3	8	50	7	120	30	11000
Amerik. Episcopal Board . . .	1	8	50	13	200	130	—
Engl. Kirchl. Miss.-Ges.	3	14	40	8	215	40	—
Amerik. Presbyterian Miss.-Ges. .	4	26	30	4	100	30	6000
Engl.-Allg. Bapt. Miss.-Ges. . .	2	2	—	—	—	—	—
Morrison'sche Erziehungs-Ges. .	1	1	—	—	—	—	—
Baseler Evang. Miss.-Ges. . . .	2	5	250	3	50	10	—
Rheinische (Barmener) Miss.-Ges. .	1	4	100	3	15	10	—
Miss.-G. der Süd-Bapt. in Amer.	3	16	50	4	160	20	—
Sabathar. Bapt. Miss.-Ges. . .	1	2	10	—	—	—	—
Engl. Presbyterianer	2	4	40	3	50	—	—
M.-G. der (Nord) Methodist. in Am.	2	7	—	—	—	—	—
M.-G. der (Süd) Methodist. in Am.	1	6	20	—	—	—	—
Ev. Miss.-Ges. in Schweden . .	1	2	—	—	—	—	—
Engl. Wesleyanische Miss.-Ges. .	2	6	20	2	40	20	—
Ges. für Evang. China's in London	2	4	50	2	30	10	—
Miss.-Ges. der Independenten . .	4	5	—	—	—	—	—
Berliner Hauptmissionsverein . .	1	4	—	—	—	—	—
Summa	47	176	1085	64	1480	390	52000

Demnach sind im Ganzen auf 47 Hauptstationen 176 Missionare in Thätigkeit. Nur sehr gering — diesem Eindruck dürfen wir

uns nicht verschließen — sind zur Zeit die Ernten, welche die christliche Aussaat in China trägt, denn nicht viel mehr als 1000 Chinesen sind bis jetzt bekehrt. Es liegt eben nicht am menschlichen Rennen und Laufen, sondern allein an Gottes Erbarmen. Dazu kommen noch die eigenthümlichen Schwierigkeiten gerade dieser Mission. Zuerst muß man sich erinnern, daß das bloße Nach-China-gehen die Chinesen noch nicht bekehrt, daß das Mit-ihnen-Handeln und ihnen das Uebergewicht im Kriege und in den Wissenschaften zeigen, es auch nicht thut. Was den Handel betrifft, so ist gerade der Opiumschmuggel ein bedeutendes Hinderniß der Mission; soll China durch das Evangelium eröffnet werden, — und das ist das einzige Mittel, welches sicherer zum Ziele führt als alle Kriege, Handelsunternehmungen u. s. w. — so muß die Opiumkiste aus dem Wege des Missionars hinweggeräumt werden. Eine Hauptschwierigkeit liegt vor Allem schon in der Sprache, in der man den Leuten bisher völlig fremde Dinge, wofür es derselben oft an Ausdrücken fehlt, zu sagen hat, und die nicht nur schwer zu sprechen, sondern noch weit schwieriger zu schreiben ist, zu deren Erlernung daher viele Zeit und Beharrlichkeit gehört. Die geschriebene Sprache aber mit Verständniß lesen zu lernen, ist ebenso schwierig für die Masse des Volkes. Die Knaben sind vier bis fünf Jahre in der Schule, ehe sie ein einziges Wort verstehen von dem, was sie lesen, und den Leuten der mittleren und niedrigen Stände ist selbst das Gewöhnlichste ihrer eigenen Bücher kaum verständlich, wie viel weniger solche, die so fremdartige Gegenstände behandeln, wie die christlichen Schriften und Traktate, mit denen deßhalb auch bei der ungelehrten Masse wenig auszurichten ist. Eine weitere Schwierigkeit bot bisher die Politik der chinesischen Regierung mit ihrem Absperrungssystem gegen alle Fremden, das auch nach dem letzten Frieden erst allmählig schwinden wird. Abgesehen von allen andern aus den chinesischen Zuständen und Verhältnissen wie aus der Religion, der Denk- und Sinnesweise des Volkes hervorgehenden Hemmnissen erscheint endlich im Aeußern die Armuth der Leute, innerlich aber die gewaltige Eigenliebe und Eitelkeit der Chinesen als ein Haupthinderniß für eine gedeihliche Entwicklung christlichen Lebens im Reiche der Mitte.

Die evangelische Mission, wie sie daselbst von allen kirchlichen

Gemeinschaften betrieben wird, setzt auch in China neben der Predigt alle Mittel in Bewegung: Krankenpflege, Schule und Presse. In Bezug auf die Wichtigkeit der Krankenpflege in China heißt es im Evangelischen Reichsboten: „Obgleich es bei den Chinesen von Alters her schon eine Art Wissenschaft der Medizin giebt, so beruht doch das gesammte Heilverfahren dieser Aerzte nicht gerade auf wissenschaftlichen Grundsätzen. Insbesondere aber ist die Wundarzneikunde noch sehr wenig ausgebildet. Ein europäischer Arzt kann daher unter ihnen großen Nutzen stiften, er wird auch im Allgemeinen von ihnen jetzt nicht blos gern gesehen, sondern sogar auch aufgesucht, und es pflegen sich ihm die Kranken mit vollem Vertrauen hinzugeben.“ Ueber die Schule als Mittel der Missionsaufgabe sind die meisten der Missionare selbst, so auch in China getheilt; namentlich die Amerikaner legen großen Werth auf dieselbe. Uebrigens haben die Christen selbst ein ausgedehntes System sich selbst erhaltender Tagesschulen, so daß die Missionsschulen in der Regel nur von den Kindern der ganz Armen besucht werden. Wichtig sind namentlich die Mädchenschulen für die Erziehung des ganz vernachlässigten weiblichen Geschlechts. — Auch die Presse steht im Dienste der chinesischen Mission, und unzählige Traktate und heilige Schriften sind durch dieselbe verbreitet. In demselben Maße aber, wie sich die Aussicht auf die Oeffnung China's durch den Konflikt mit den abendländischen Mächten erweiterte, betonte man in England auch lauter und stärker den Druck und die Verbreitung der chinesischen Bibel, und es klang zuletzt fast, als wenn die christliche Mission für China in so und so viel Schiffsladungen mit Bibeln aufgehen sollte. Gegen diese ungeheure Ueberschätzung der Schriftverbreitung als Mittel der Missionsaufgabe haben sich seitdem mehrere sehr ernste Stimmen unter den Engländern erhoben,*) und die lebendige Predigt des Evangeliums durch eifrige und tüchtig gebildete Missionare als Haupterforderniß gesegneter Erfolge mit Entschiedenheit bezeichnet. „Was wir haben müssen,“ heißt es, „sind Menschen, — Menschen, welche predigen können, Menschen, welche die Landessprache verstehen, Menschen, welche die Seelen zu Christo führen.“

Da gilt's denn auch, nicht blos in den Kapellen und andern

---

*) Nachrichten der D. T. M. A. zu Halle 1859. p. 97.

Predigtlokalen, sondern auf den Straßen, in den Häusern, in den Theebuden und Herbergen, namentlich auch auf Missionsreisen ganzen Schaaren wie Einzelnen das Evangelium in ihrer Sprache zu verkündigen. Auf die erste Bearbeitung eines Landstriches durch die Reisepredigt muß dann die regelmäßige Verkündigung und Seelenpflege folgen. Dazu aber sind Arbeiter nöthig vor allen Dingen.

Mehr Missionare, das ist eines der dringendsten Bedürfnisse der chinesischen Mission. „Wonach wir schreien, was wir bedürfen, was die unzählbare Menge Heiden bedarf, ist ein guter Haufen christlicher, opferwilliger Menschen, lebendiger Menschen, die sich selbst darbringen zum Gebet und zur Predigt des Worts." Vor Allem aber thun bei der Schwierigkeit der Sprache und den sonstigen chinesischen Verhältnissen tüchtige eingeborne Helfer noth und dazu tüchtige Institute, wo Theologen aus den Eingebornen gebildet werden. Sehr schädlich würde es indeß sein, wenn man den Wuchs einer eingebornen Helferschaft irgendwie erzwingen wollte, insofern dies dahin ausschlagen möchte, ungeeignete Charaktere hervorzuziehen; auch würde es diesem scharfsichtigen Volke keineswegs entgehen, daß „Anstellung das eigentliche Ziel solcher Leute ist, selbst wenn der Missionar betrogen wäre, wie das in so weitem Umfange mit Dr. Gützlaff bei seinem „Chinesischen Verein" der Fall war. Die Geschichte dieses Vereins ist überhaupt lehrreich und zeigt klar, daß man, ohne die Oberaufsicht des ausländischen Missionars, auf keine einheimische Helferschaft ein festes Vertrauen setzen kann.

Die bisherigen Erfolge der Missionsthätigkeit angehend, so dürfen dieselben — schon gering im Aeußern — auch nach der innern Seite hin nicht zu hoch angeschlagen werden. Die Zahl wahrhaft erweckter und gläubiger Christen unter den Chinesen ist jedenfalls noch sehr unbedeutend; von den übrigen sind die einen entweder bewußte Heuchler, die nur unter den Augen der Missionare Christen sind, in ihrem Herzen aber noch nicht einmal mit ihrem Götzendienst und Allem, was dazu gehört, gebrochen haben, die andern solche, die zwar den Götzen- und Ahnendienst wirklich aufgegeben haben, aber doch noch mehr auf dem alttestamentlichen Standpunkt stehen und weniger zum Heiland, als vielmehr zu dem einen wahren Gott bekehrt sind, ein so durchgehender Mangel, daß die Missionare ihn selbst bei

ihren Gehilfen, wie in ihrem ganzen Leben, immer und immer wieder zu beklagen haben.

So ist das Werk in China bis jetzt in jeder Hinsicht nur erst angefangen; aber trotzdem dürfen wir nicht ohne freudige Hoffnungen in die Zukunft sehen. Der Chinese ist ein studirender, forschender, lesender Mann; jede Schrift ist ihm ein Heiligthum. Er weiß Nichts von dem fanatischen Haß des Muhamedaners gegen den Christen. Seine Verachtung gegen den ausländischen „Barbaren" gründet sich nicht auf Religionshaß, sondern auf das selbstgerechte Gefühl seiner scheinbaren Ueberlegenheit im Anstand, in Künsten, Wissenschaften und bürgerlichen Tugenden. Laß nur erst die bereits vorhandenen Anfänge der Achtung vor abendländischer, christlicher Bildung erstarken, und es wird der scharfe unbefangene Blick des Volkes bald die unvergleichlich größere Herrlichkeit des Evangeliums entdecken, — und was steht ihm dann im Wege, es mit ungetheilter Freude zu begrüßen und anzunehmen? China weiß von keinem Kastenwesen, von keinem Priesterstand, von keinem Religionsfanatismus: sollte es nicht mehr als andere Reiche der Heidenwelt für das Evangelium vorbereitet sein? Dazu ist die evangelische Mission bisher nur mit der Küstenbevölkerung, in der Regel ein trotziges, hartes und rohes Geschlecht, in Berührung gekommen, und zwar mit derjenigen der großen Hafenstädte, dieser üppigen Wucherbeete aller Laster und Sünden. Ist es ein Wunder, daß sie da nur langsame und verhältnißmäßig geringe Erfolge hatte? Nehme man dazu die Gefahren, die bisher jedem Eingebornen, welcher Christ werden wollte, für seine Person, Eigenthum und Familie drohten, denke man auch an die Schwierigkeiten, welche dem Missionar die fremdartige Sprache, die seltsame Volkssitte und so vieles Andere darbot, — so wird man sich nicht wundern, daß die chinesische Mission nach ihrem fünfzigjährigem Bestande noch immer in ihren ersten schwachen Anfängen steht. Aber werden nur erst obige Bedingungen erfüllt sein, dann wird sich auch jene göttliche Verheißung erfüllen: „Jene werden von China kommen, zu denen Ich meine Hand aufheben will, auf daß auch sie bekennen sollen, daß Ich der Herr bin."

Missionar G. Schwarz.

Durch Güte und Treue wird Missethat versöhnt, und durch die Furcht des Herrn meidet man das Böse. Spr. Sal. 16, 6.

Petrus, der Apostel, sprach einst zum Herrn: „O siehe, wir haben Alles verlassen," und doch war es nur ein Netz und ein Schifflein. — Aber der hat viel verlassen, der mit dem Besitze auch der Begierde und der Neigung dazu entsagt hat. Die Nachfolger Jesu haben demnach eben so viel verlassen, als jene, die Ihm nicht nachfolgten, begehren konnten. Denn wer seinen Willen und sich selbst verläßt, der hat Alles verlassen, so wahr und gewiß, als wenn alle Dinge sein freies Eigenthum gewesen wären. Alles, was du um Jesu willen nicht begehrst, hast du auch wirklich verlassen. Das will auch der Herr mit dem Worte sagen: Selig sind die Armen im Geist, d. i. im Willen. — Darum, wo du dich selbst in einer Sache findest, da entsage ihr zur Stunde; je schneller die That, je leichter der Sieg; je öfter die Uebung, je größer die Fertigkeit; und das geschehe mehr um Gottes Willen als um des Werks oder der Tugend willen.

Auch die Missionare und Jeder, der dem Herrn dienen will, müssen Alles verlassen, falls sie wahrhaft Seine Jünger sein wollen. Da ist es nun in diesem Stück heutzutage wie vor achtzehnhundert Jahren, als der Herr auf Erden wandelte, nämlich daß die Reichen, die Talentvollen, die Besitzenden, die Gelehrten, die Gebildeten sich so schwer aus ihren Verhältnissen losmachen können; es geht ihnen meist so wie dem reichen Jüngling, dem der Herr sagte: Verkaufe Alles und folge mir nach! Wenigstens ist es in der deutschen evangelischen Kirche eines der befremdlichsten Zeichen unserer Zeit, daß die Sendboten des Evangeliums in überwiegender Mehrzahl nicht aus denjenigen Kreisen, die durch Erziehung und Beruf ausdrücklich zum Hirten und Lehramt in der Kirche verordnet sind, nicht aus den Theologen, Kandidaten und Predigern, sondern aus den Ständen der Landleute, Handwerker, Kaufleute und Schullehrer hervorgehen. Unter den 500 bis 600 Missionaren, welche von Deutschland ausgesendet, gegenwärtig in den verschiedensten Theilen der Erde thätig sind, gehört nur der bei Weitem geringere Theil zu denen, die

früher eine Universitätslaufbahn durchlaufen haben, und blickt man in unsere deutschen Missions-Seminare, so fehlt es zwar nicht an Jüngern, die Alles verlassen, was sie haben, um dem Herrn nachzufolgen, aber die Kandidaten, die Theologen und die auf Gymnasien und Universitäten Gebildeten sucht man vergebens. Ein gründlicher Kenner der Mission sagt deßhalb auch sehr richtig: „Wer Theologen und Schullehrer von Fach, die auf hohen Schulen gewachsen sind, zu Missionaren begehrt, der muß sie sich von jung auf in Gymnasien und Universitäten erziehen lassen, es gerathe nun mit ihrer Bekehrung und geistlichen Tüchtigkeit, oder es gerathe nicht. Wer das letztere nicht riskiren will und die rechtschaffene Bekehrung und geistliche Reife zum Missionswerk voranstellt, der nimmt so gerichtete Handwerker und Bauern und bildet sie theologisch zum Missionsberuf aus, so gut es eben gehen will, und man kann dabei doch zu Resultaten kommen, deren sich mancher Kandidat nicht zu schämen braucht. Einen dritten regelmäßigen Weg giebt es nicht, wobei ich gern zugebe, daß Ausnahmen vorkommen können, und Gott sei Dank vorgekommen sind. Erweckt Gott einen Kandidaten des Predigt- und Schulamtes zum Dienst unter den Heiden, so nimmt ihn jede Missionsgesellschaft mit Dank an, aber sie richtet sich nicht darauf ein. Unter den deutschen Gesellschaften ist es die lutherische, welche den Weg der Ausbildung durch Gymnasien und Universitäten gewählt hat und in England ist es die kirchliche Gesellschaft, welche immer mehr dazu neigt. Die letztere theilt in ihrem letzten Jahresbericht mit, daß in Cambridge fünfzehn junge Leute studiren, welche sich zum Missionsdienste von ihr aussenden lassen wollen, und in Dublin haben ihr fünfunddreißig Kandidaten ihre Dienste angeboten. Sind das Alles richtige Leute, so ist es vortrefflich; sind sie es nicht, so wird es gehen, wie neulich im Kafferlande, wo man den anglikanischen Bischof einen sehr gelehrten jungen Theologen zum Missionsdienste zuschickte, den er aber nach kurzer Zeit hat wieder zurückgehen lassen. Wenn man seine Erfahrungen fragt, so kann man wenigstens nicht sagen, daß die studirten Leute, welche als Missionare ausgeschickt wurden, überwiegend mehr geleistet hätten, als die, welche aus den Missions-Seminarien hervorgingen.“

Wir dürfen getrost sagen, daß aus dem Zurückbleiben der wissenschaftlich gebildeten Theologen bis jetzt der Mission keine Schaden

erwachsen ist; die Thatsachen der neueren Missionsgeschichte beweisen das. Der Geist des Herrn und seine Salbung ist an keinen Stand und Beruf gebunden. Der Herr der Herrlichkeit theilt seine Gaben aus, welchem er will. Gerade aus den Missions-Seminarien gingen, was Deutschland betrifft, die tüchtigsten Missionare hervor; „diesen Anstalten verdanken wir die zahlreichen Heidenbekehrer, die ausgesandt unter alle Völker der Erde, in neuerer Zeit so segensreich gewirkt und so Außerordentliches geleistet haben, daß sie zum Theil den apostolischen Männern der früheren Jahrhunderte ohne Uebertreibung an die Seite gesetzt werden können." *) Es ließen sich hier eine ganze Reihe solcher Männer anführen, deren Namen nicht nur in der Heidenwelt und der Mission überhaupt, sondern auch in der gebildeten Welt nur mit Achtung genannt werden. Wir übergehen dies jedoch und führen nur das Urtheil eines neueren Reisenden, des Engländers Tompson, an, der auf seinen ausgedehnten Reisen in Südafrika vielfach Gelegenheit hatte, die Fähigkeiten, Erfolge und Beschwerden der Missionare kennen zu lernen. Er sagt darüber Folgendes:

„Da ich nun fast alle Missionsstationen Südafrika's besucht habe, so möchte es nicht unpassend sein, in wenigen Worten meine Meinung darüber auszusprechen. — Die gewöhnlichen Einwendungen gegen die Missionsbestreöungen sind, daß die meisten Missionare eine schwärmerische Klasse Menschen seien, die sich mehr bestreben, den Wilden die Unterscheidungsdogmen ihrer Sekten beizubringen, als sie in den Künsten des gebildeten Lebens zu unterrichten; daß die meisten von ihnen ungebildet seien, manche ohne Urtheil, einige sogar unmoralisch; und endlich, daß ihre Bemühungen, sei es zur Bekehrung oder Civilisirung der Eingeborenen, bis jetzt zu keinen verhältnißmäßigen Erfolgen geführt hätten. Meine Beobachtungen haben mich jedoch zu einem Urtheil geführt, das durchaus verschieden von dem obigen ist. Ohne Zweifel ist es richtig, daß einige Missionare Leute von untergeordneter Bildung sind; aber es scheint sehr zweifelhaft, ob Männer von feinerer Bildung immer geschickt sein würden, sich an die Fähigkeiten

*) B. S. Steger, die evangelische Mission unter Heiden und Juden. Neue Ausgabe. Halle 1857 I. p. 12.

unwissender Barbaren anzuschließen; im Uebrigen aber habe ich gerade diese Leute als durchaus passend für ihre Wirksamkeit gefunden. Die Meisten von ihnen sind Männer von gutem Verstande, rastloser Arbeitsamkeit, eifrig für den Erfolg ihrer Sache bemüht, voll herzlicher Liebe zu den Eingeborenen, und bereit, für ihr Wohl Mühen, Gefahren und Entbehrungen zu übernehmen. Diese wenigen Beispiele von ungelehrten Männern unter ihnen beweisen gar nichts gegen die Achtbarkeit ihres Charakters im Allgemeinen, oder den Nutzen ihrer Wirksamkeit. Hingegen besitzt der größte Theil der Missionare eine wissenschaftliche Bildung; man findet unter ihnen Männer von ausgezeichneter Fähigkeit und tiefer Gelehrsamkeit, und ich kann dreist versichern, daß auf jedem Missionsplatze, den ich besucht habe, Unterricht in den Wissenschaften und Künsten des civilisirten Lebens und praktische reine Religionserkenntniß Hand in Hand gehen. Es ist wahr, unter den wilderen Stämmen der Buschmänner, Koranas und Betschuannen sind die Fortschritte der Mission bis jetzt sehr beschränkt und langsam gewesen; aber Männer, die diese Stämme besucht haben und am Besten im Stande sind, die zu übersteigenden Schwierigkeiten zu schätzen, werden, wenn sie nicht von Vorurtheilen beherrscht sind, vielmehr geneigt sein, den ausgezeichneten Muth, die Geduld und Ausdauer der Missionare zu bewundern, als mit Gleichgültigkeit oder Geringschätzung von ihnen zu sprechen. Diese ihrem Berufe ganz hingegebenen Männer findet man in den entlegensten Wüsteneien, mit nomadischen Wilden von Ort zu Ort ziehend, ohne alle Bequemlichkeiten, ja oft ohne die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens. Die Meisten unter ihnen haben ohne Murren ihr ganzes Leben in diesem Dienste zugebracht. Mögen die, welche die Missionare als träge und unnütze Menschen ansehen, die Kaffern-Oerter besuchen, mögen sie da sehen, was bewirkt worden ist unter den Wilden, die von allen übrigen, die den Namen Christen führen, verachtet und verlassen waren; mögen sie, wenn sie auch nicht alle sanguinischen Hoffnungen der Welt erfüllt sehen, die ungeheuren Schwierigkeiten ehrlich in Rechnung bringen, ehe sie aburtheilen. Was mich betrifft, der ich in gar keiner Verbindung mit Missionsgesellschaften irgend einer Art stehe, kann ich mich nicht enthalten, ihnen meine Schuld des Lobes für ihre Wirk-

samkeit in Südafrika abzutragen. Sie sind ohne Frage in diesem Lande nicht allein die eifrigen Lehrer unserer heiligen Religion gewesen, sondern auch die unermüdlichen Förderer der Entdeckungen und der Bildung. Auch wissen die Eingebornen diesen Charakter an ihnen wohl zu schätzen. Widerstreben sie auch an einigen Orten noch eine Religion anzunehmen, deren Lehren zu rein und zu wohlwollend sind, um ihren Herzen, die durch Selbstsucht und Rachgier beherrscht sind, wohlzugefallen, so sind sie doch überall freundlich gegen die Missionare, laden sie dringend ein, bei ihnen zu wohnen, und fragen sie um Rath in allen ihren Bedürfnissen. Dieser günstige Eindruck, den sie auf die wildesten Stämme Südafrikas gemacht haben, ist auch da, wo sie mehr noch nicht ausrichten konnten, ein bedeutender Schritt zu endlichem und völligem Siege."

Soweit Major Thompson, den wir wahrlich keiner Partheilichkeit zu Gunsten der Missionare beschuldigen wollen, da er eigentlich meist nur die sociale Bedeutung der Missionsthätigkeit im Auge hat. Aber wer ersieht nicht schon daraus, daß die wahre Losung eines Missionars die ist: Verlasse Alles was du hast, und folge mir nach! Ja es gilt bei ihnen nicht nur ein Verlassen des Netzes und des Schiffleins wie bei Petrus, nicht nur ein Verlassen des Berufes, Vaterhauses und Vaterlandes, sondern ein Darangeben des alten Menschen und ein williges Jasagen zu dem Rufe: Folge mir nach! Und zu dieser Willigkeit gehört ja nicht Gelehrsamkeit, wohl aber diese Willigkeit zum Missionar. Nur wenn er ganz von ihr durchdrungen ist und seinen Willen dem Willen des Herrn unterordnet, wird er auch bei nur geringerer Bildung Großes zu leisten im Stande sein. Die nachstehende Biographie des Missionars G. Schwarz liefert hierzu einen Beleg. Derselbe ist jedoch nicht mit dem älteren Missionar Christian Schwarz zu verwechseln, der in Sonnenburg gebürtig war. Wir haben es hier mit dem Königsberger, Gottlieb Schwarz, zu thun und wir wissen nicht, wen der Herr mehr in der Arbeit unter den Heiden gesegnet hat, den Christian oder den Gottlieb. Wir erzählen die Geschichte nach der originellen und lieblichen Weise des Missions-Inspektor Wallmann:

„— Zu Königsberg am Pregel wohnte ein Schuster, ein ernster, frommer Mann. 1834 ist er heimgegangen. Das war der Meister Schwarz, Gottliebs Vater. Er hatte noch zwei Jungen

und zwei Mädchen und Gottlieb war sein Aeltester, gerade 1800 geboren. Der Vater und die Mutter hatten Einen Sinn und suchten ihre Kinder von früh auf in Gottes Wort und Weg zu leiten. Besonders verstand es Meister Schwarz sehr gut, mit seinen Kindern die Hauskirche zu halten, was nicht ein Jeder versteht. Abends nach Tisch, wenn die Arbeit nicht zu sehr drängte, nahm er Groß und Klein und langte den Katechismus hervor, ließ sich aufsagen, so viel ein Jeder konnte und sprach einfältig mit den Kindern darüber. Wenn den Kleinsten die Augen schwer wurden, erzählte er eine Geschichte aus der Bibel und ließ sie sich wieder erzählen, und wenn's der Schlaf gar zu ehrlich meinte, so wurde ein Lied angestimmt. Es war ein wackerer Meister, der Meister Schwarz, ich weiß nicht, ob's noch so einen in Königsberg giebt. Es sind jetzt auch andere Zeiten, als damals, wo ein König in so tiefem Leide in der Stadt Haus hielt, daß dessen der königliche Sohn mitten unter dem hellsten Glanze fürstlicher Herrlichkeit noch heute hat gedenken müssen.

Mit Gottlieb ging es gut. Vom fünften bis zum zehnten Jahre hat er aus kindlichem Geiste zum lieben Heiland gebetet, er möchte ihn zum gehorsamen Kinde und einst selig machen. Aber als das zehnte Jahr vorüber war, wurde es anders. Er ist kein böser Junge geworden, aber er hatte seine absonderlichen Gedanken. „Vater", sagte er, „wie alt waren Sie denn, als Sie sich bekehrten?" Meister Schwarz, der oft solche Gespräche mit dem Kleinen hatte, sagte: „Ich war damals 14 Jahr, Gottlieb". Es war ein Bischen kurz, aber der Junge rechnete doch in seinem Herzen und meinte, er habe noch etwas Zeit und machte keinen Ernst, wie er wohl wußte, daß man ihn machen müßte, wenn man sich bekehren wollte. Als er 14 Jahr alt war, ging er zum Prediger in den Unterricht und nun fing er wieder zu beten an, und als er im 16. Jahr confirmirt wurde, stand sein Herz wacker auf die Gnadenheimsuchung, die ihm im Sacrament zu Theil werden sollte.

Aber bekehrt war er nicht, das sollte sich bald zeigen. Meister Schwarz wollte, sein ältester Junge sollte ein Schuster werden. Das wollte aber Gottlieb nicht; er hatte nun einmal an der Schusterei keinen Gefallen; er wäre lieber ein Kaufmann, oder wenn daraus nichts werden könnte, ein Ackersmann geworden. Der Vater blieb

jedoch auf seinem Sinne und Gottlieb unterwarf sich. Da mußte nun der arme Schusterjunge erfahren, daß er Fleisch und Blut an sich habe. Ein ganzes Jahr lang ging er hin und den Geist gelüstete wider das Fleisch und das Fleisch gelüstete wider den Geist; die beiden waren wider einander und — der Geist siegte nicht. Da war es mit Gerechtigkeit, Friede und Freude aus und es fiel ein armer Tropf zu Boden. Alles ging nun schief, Schusterei, Gehorchen, Kirchengehen, Beten, nichts wollte glücken. Meister Schwarz ließ es an Warnungen nicht fehlen und der Geist des Herrn war auch noch nicht ganz vom Gottlieb gewichen. Als ein jämmerliches Jahr vorüber war, wurde es so weit hell in dem Burschen, daß er erkannte, daß es mit ihm bergunter gehe. Nun raffte er sich auf und wurde ein ordentlicher Schuster und ein gehorsamer Sohn, ging gern in die Kirche und betete und dankte Gott, daß er nicht wäre, wie andere Schusterjungen, die sich weder vor Gott noch vor Menschen scheuen. Da war der junge Pharisäer fertig und nun war an Bekehrung vollends nicht zu denken. Das dauerte wieder zwei Jahre. Da war es einmal — der Gottlieb hat es behalten und nie wieder vergessen, es war am 10. August 1818 — daß er mit einem guten Freunde spazieren ging. Der brachte das Gespräch darauf, was es doch für eine große Gnade Gottes sei, wenn man in der christlichen Kirche geboren worden und fromme gottselige Eltern habe, die Einen von Kindesbeinen an in Gottes Wegen führen. Das hatte Gottlieb schon lange gewußt; als aber der Kamerad es sagte, so war es, als ob er es in seinem ganzen Leben zum ersten Male hörte. Und das Wort fiel ihn mit ganzer Macht an und richtete ihn. Er machte, daß er von seinem Freunde loskam, ging allein und ließ dem Worte Raum in seinem Herzen. Noch in derselbigen Nacht wußte er nicht, wohin er mit der Schuld seiner Undankbarkeit für solche große Gnade, die er von seinem Gott erfahren hatte, hinsollte und noch in derselben Nacht fand ihn Der, den seine Seele von da an je und je geliebt hat für die Vergebung dieser Schuld, die das erschrockene Herz des armen Gottlieb quälte.

Jetzt wurde Alles anders. Nun sagte Gottlieb nicht mehr: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie diese und jene, sondern nun sang er das neue Lied: O wenn's doch alle Menschen wüßten! Der Missionar dämmerte in ihm auf. Aber er dachte damals noch nicht daran, einer

zu werden. Und das war recht so. Da wurde Meister Schwarz um jene Zeit auf lange hin kränklich und mußte den Gottlieb in's Geschäft stellen, so daß er tüchtig zu thun hatte. Ein ehrliches Stück Arbeit ist für die Neubekehrten ein sehr heilsames Ding und es schmeckt dabei das Essen noch einmal so gut, beides, leiblich wie geistlich. Gott sei Dank! Vater Schwarz hatte immer im Hause, um Gottlieben satt zu machen. Unter Andern hielt er auch ein Missionsblatt. Das war anno 20 eine rare Sache. Jetzt fliegen die Missionsblätter in der Welt umher, wie das Laub von den Bäumen, wenn's Herbst geworden ist. Damals aber gab's bei uns hier zu Lande eigentlich nur eins. Und das war das alte hallische, das noch aus guter Zeit von August Hermann Francke herrührte. Samuel Elsner war zwar auch schon mit seinen „neuesten Nachrichten" da, aber es war junger neuer Wein und Meister Schwarz hielt es mit dem alten. Zwar hatte der alte hallische Wein einen garstigen Stich bekommen, denn die Schenken waren darnach gewesen, aber damals gerade schenkte ihn ein alter gottseliger hallischer Professor aus und die Jahrgänge ließen sich genießen. Der Mann hieß Knapp und die Missionsfreunde haben den alten Herrn zu respectiren, wie er denn auch der einzige deutsche Professor gewesen ist, nach dessen Namen ein Missionsplatz seinen Namen bekommen hat und das ist Knappshope im Kafferlande. Nun also, Meister Schwarz las sein altes hallisches Missionsblatt und Gottlieb las es natürlich auch. Und so las er zu Anfange des Jahres 1821 wieder einmal darin und fand einen Brief vom Missionar Birrenbruck; der Brief griff ihm an's Herz und da dachte er zum ersten Male: „Wenn ich doch auch den armen Heiden helfen könnte; ich wollte gern gehen und Alles lassen." Er suchte zuerst den Gedanken los zu werden; aber es ging nicht. Dann sagte er's seinem lieben Herrn, er sollte ihm denselben abnehmen; aber er blieb. Einem Menschen wagte er's noch nicht zu sagen, auch seinem Vater nicht. Aber unter der Hand horchte er zu, wie man es anfangen müsse, um unter die Heiden zu kommen. Und da hörte er denn von dem alten Vater Jänicke in Berlin und erfuhr auch, daß ein Pastor in Königsberg mit demselben in Verbindung stände. Zu dem ging er und schloß ihm sein Herz auf. Der schrieb nach Berlin und es kam die Antwort zurück, der Schustergesell solle nach Berlin kommen und sich dort Arbeit suchen, das Uebrige würde sich finden; aber seine

Eltern müßten auch ja dazu sagen. „Vater, was meinen Sie, ich möchte gern Missionar werden?“ fing Gottlieb an und das Herz war ihm nicht ganz leicht dabei. Der alte Meister wußte nicht, was er zu hören kriegte. Daran hatte er noch nicht gedacht. Aber er besann sich noch und es war ein Glück für den Gottlieb, daß seinem Vater nicht Matthäi am letzten aus seiner Bibel entfallen war. Er erinnerte seinen Sohn nur an den Mann, der einen Thurm bauen wollte, sonst gab er ihm Freiheit, zu thun, war er wollte. Und das that Mutter Schwarz auch. Und so ging Gottlieb, schnürte sein Bündel und wanderte Berlin zu. Hier schusterte er drei Vierteljahre, dann sagte Vater Jänicke: „Gottlieb, du kannst zu mir in Gottes Namen in's Haus kommen.“ So wurde der Königsberger ein Berliner Missionszögling. Vater Jänicke war damals schon alt, aber er hatte das Haus voll Leute. Gützlaff war auch dabei. Da lernte denn Gottlieb redlich seine Lection. Und kaum war im Mai 1822 Gottlieb eingetreten, so trat in Königsberg auch ein Missions-Verein zusammen, der älteste in unserem nördlichen Deutschland. Was der Gottlieb daran für Theil hat, wird der Tag offenbaren.

Als drei Jahre um waren — es war 1825 — wollte die Londoner Judenmission von Jänicke zwei Missionare haben. Damals hatte man noch nicht die Entdeckung gemacht, daß die Judenmission unstatthaft sei und Jänicke berief Schwarz und noch einen seiner Zöglinge, um in die Judenmission einzutreten. Es war Gottlieb gar nicht nach Sinn, er wäre viel lieber unter die Heiden gegangen; er hatte aber Gehorsam gelernt, wie einem jeden ehrsamen Missions-Zögling zukommt und so fügte er sich in den Ruf. Sein Gott wollte ihn aber unter die Heiden haben und dagegen konnte Jänicke nichts machen. Die Sachen stellten sich so, daß für Schwarz ein Anderer eintreten mußte und Gottlieb durfte noch ruhig im Hause bleiben. Gützlaff war nun schon geraume Zeit nach Rotterdam fort und schrieb seine ersten Briefe aus Hinterindien. Die machten dem Gottlieb den Kopf warm und er dachte, wenn er doch auch nach Rotterdam könnte. Er mußte aber noch zwei Jahre warten. Unterdessen begrub er noch seinen alten Vater Jänicke, aber bald nachher kam auch gleich der Ruf nach Rotterdam und er zog fröhlich seine Straße ins Niederland. Gleich nach Neujahr 1828 kam er in Rotterdam an.

Vorher war er noch zum Besuche in der alten guten Stadt

Königsberg gewesen. Da war es unterdessen mit der Missionssache auch voran gegangen und der gottselige Professor Olshausen, der die Seele des Vereins war, hatte seine herzliche Lust an dem ehemaligen Schustergesellen. Und das gereicht dem Gottlieb zu Ehren, denn Olshausen war ein theurer Mann und Gottes liebes Kind. Und als er nach Rotterdam kam, hatten ihn auch dort Gottes Kinder lieb, vor allen der damalige Sekretär der Rotterdamer Gesellschaft, B. Ledeboer und das war auch keine Schande, wenn der einen lieb hatte. Endlich wurde er denn nach anderthalb Jahren mit Riedel nach der Insel Celebes ausgesandt, und so war aus dem Gottlieb ein Missionar geworden. —

Nun wollen wir weiter hören, wie Schwarz zwölf Jahre lang für nichts und wieder nichts arbeitet.

Geduld und Glauben der Heiligen hat er also gründlich lernen müssen. Wie ging das zu? — Die Heiden, zu welchen man ihn geschickt hatte, wohnten ganz im Norden der großen Insel Celebes. Da ist ein kleines Bergland, das heißt Menahasse, ein prächtiges Land, immer kühl wie in Europa, wenn die Mailüfte wehen, aber die Menschen desto häßlicher darinnen. Sie heißen Alfuren, braungelb, nett gewachsen, aber Schmierlappen, Säufer und Hurer erster Größe und dumm wie das Vieh in allen göttlichen Dingen, Holz- und Steinanbeter und überall wimmelts von Walianen, so nennen sie ihre Priester und Priesterinnen, die das arme Volk immer dümmer machen und sich von seiner Dummheit nähren lassen. Ein Schweinebauch ist ihre Bibel und der Walian predigt, was er aus den Gedärmen der Säue und Ferkel gelesen hat. Und dabei ist den Alfuren so wohl, als ob das Himmelreich auf Erden und eine solche Dreckpredigt das süßeste Evangelium wäre. Vor etlichen hundert Jahren kamen einmal Muselmänner an die Alfuren-Küste gefahren, denen gefiel das schöne Land; sie blieben sitzen und fingen an, die Heiden auf gut muselmännisch zu bekehren, d. h. sie schlugen mit Feuer und Schwert darein, wenn die Alfuren nicht ihren Glauben annehmen wollten. Aber da kamen sie bei den Alfuren schlecht an; die ließen sich lieber todt schlagen, als daß sie ihren Dreckglauben mit dem Glauben Muhamed's vertauscht hätten. Daran haben sie auch so übel nicht gethan, denn der eine ist so viel werth, wie der andere. Die Muselmänner schlugen dann an der Küste todt, wen sie greifen

konnten und wohnten da; die Alfuren aber gingen in ihre Berge hinauf; da ließ man sie sitzen, und dort haben sie sich so versteckt, daß die Alfuren von Menahasse weit und breit als die allerschlimmsten Leute im ganzen Hinterindien bekannt waren. Wenn man einen dort einen Heiden nennen will, so nennt man ihn einen Alfuren.

Zu denen wurde Schwarz mit Riedel geschickt. Die Holländer wollten doch sehen, ob sich aus den 90000 Alfuren in Menahasse nichts machen ließe. Sie hatten nämlich dieselben sammt den übrigen Bergvölkern unterworfen; aber wenn ihre Statthalter allenfalls mit den Malaien fertig werden konnten, so wollte doch aus den Alfuren absolut nichts werden. Und wie prächtig wuchs nicht auf ihren Bergen der Kaffee! wenn nur das faule Volk ihn hätte in Masse bauen wollen! was hätte das für ein Gewinn für den holländischen Handel werden können! So dachten die Kaufleute und sahen es so ungern gerade nicht, daß sich Missionare in den Bergen niederließen, auch bekam der holländische Statthalter Befehl, sich derselben freundlich anzunehmen.

Riedel und Schwarz waren die ersten, welche in den Bergen als Boten Christi auf die Dauer erschienen. Riedel schlug seine Hütte zu Tondano an dem großen prächtigen See auf und Schwarz drei Stunden im Gebirge weiter in Kakas. Die Alfuren ließen sich das gefallen. Was wollten sie machen? Sie sahen die weißen Männer für Holländer an und hielten sie für ihre Herren. Das war aber auch Alles, und da sich bald zeigte, daß der Missionar kein Statthalter und Inspector war und gerade so viel zu befehlen hatte, wie der geringste Alfure, so war es mit dem Respect bald auf der Neige, und der holländische Statthalter beeilte sich gerade nicht, mit seiner Macht nachzuhelfen.

Da saß Schwarz in seinem elenden Hause in Kakas. Wie ganz anders sah sich hier die Heidenwelt an, als von der Wilhelmsstraße in Berlin aus! Tod, nichts als Tod, kein Mensch verlangte nach dem Leben aus Gott. Den Walian ließ Jeder rufen, wenn er irgend ein Anliegen hatte, und sollte es ihm ein Dutzend Schweine kosten; den Missionar wollte Keiner haben. Das wußte Schwarz allenfalls noch im Voraus und tröstete sich, daß er das Wort habe, das wie ein Hammer die Felsen zerschlägt. Aber wie sollte er das Wort anbringen? Deutsch verstand kein Mensch, Holländisch auch keiner; Ma-

laiisch, was Schwarz auch gelernt hatte, und was die Missionare in Hinterindien zur Predigt gebrauchen, verstanden nur wenige seiner Alfuren mit knapper Noth, denn sie blieben in ihren Bergen und machten sich mit den Malaien der Küste nicht gern zu schaffen. „So muß er Alfurisch lernen!“ Das ist recht so; aber das läßt sich leichter sagen, als ausführen. Die Alfurische Sprache hatte noch kein Europäer gelernt, hatte noch kein Mensch geschrieben, noch weniger war sie gedruckt worden. Die Alfuren sprachen sie selber so kauderwelsch — so schien es wenigstens — daß die Leute eines Dorfes nicht verstanden wurden, wenn sie zwei Stunden weit in ein anderes Dorf kamen. Da gab es auch keine Worte für alle Dinge, welche geistlich sind, denn die kannten die Alfuren nicht; es gab nicht einmal ein Wort für Tisch, Stuhl, Teller, Löffel, Messer, Gabel und tausend andere Dinge, die andere Leute haben, nur die Alfuren nicht. Und obenein hörte es sich so rauh, wüst und schrecklich an, wenn die Alfuren redeten, daß dem Europäer aller Muth sank, solche Töne nachmachen zu sollen. Man sagte immer, die Sprache müsse aussterben. So dachte auch Schwarz manches Jahr und lernte nicht Alfurisch. Er begnügte sich mit dem Malaiischen und ließ sich was dolmetschen. Das hat er nachher bitter bereuen müssen. Daß er so lange für nichts und wieder nichts gearbeitet, das hat darin zum großen Theile seinen Grund gehabt.

Vielleicht hätte er sich früher an die Sprache gemacht, wenn er nicht seine Frau gehabt hätte. Die half ihm nur zu sehr und doch nicht genug. Sie war nämlich die Tochter eines Franzosen, welcher nicht weit von Kakas Inspector gewesen war; ihre Mutter war eine Malaiin und das Kind lernte von Kindesbeinen an seine Muttersprache; sonst trieb es sich unter den alfurischen Kindern des Dorfes, ja mehrerer Dörfer umher, welche sein Vater zu beaufsichtigen hatte, und lernte auch das Alfurische in mehreren Mundarten reden. So fand sie Schwarz, und was mehr noch, als das, war, er fand ein frommes Mädchen, was in den holländischen Kolonien gar selten ist. Er nahm sie zum Weibe, als ihr Vater bereits gestorben war. Sie hat ihm treulich in seinem Hause geholfen und das war sehr nöthig, denn das Haus in Kakas war zwar nur eine elende Bretterbude, aber er mußte viel Feld bauen und viel Vieh halten, um sein und seiner Leute Leben durchzubringen, denn in den Bergen von Menahasse hatte

ein Mann von seinen geringen Mitteln nur, was er selbst zog und bauete. Er hatte junge Alfuren im Hause, die er zu Schulmeistern ziehen wollte, er hatte Zimmerleute bei sich, die ihm ein gutes großes Haus im benachbarten Dorfe bauen sollten, er hatte allein drei Pferde im Stall für seine weitern Ritte im Gebirge, auf welchen er die rund um ihn wohnenden Alfuren besuchte, er hatte seine große Schweineheerde, ohne die es nun einmal dort nicht abgeht, kurz, es war eine große Bauernwirthschaft und da hinein gehört nun einmal eine tüchtige Hausfrau. Und das war Frau Schwarz und wurde es an der Seite und unter den Gebeten ihres Mannes immer mehr; sie wurde seine rechte Hand und sein Hauptdolmetscher. Wo irgend in der Seelsorge, an Kranken- und Sterbebetten etwas Ernstliches zu thun war, da nahm Schwarz sein Weib mit und wo sein Malaiisch aufhörte, da fuhr sie Alfurisch fort. Aber predigen konnte sie doch nicht und ihr Mann blieb dann auf lange hin nur ein halber Mann.

Nun muß man aber nicht denken, als wäre er ein faules Holz gewesen. Dafür hatte er zu viel vom Baum des Lebens gegessen und aß immer noch. Je mehr er sehen mußte, daß er scheinbar vergeblich arbeitete, desto mehr arbeitete er. Unermüdlich hielt er alle Abende seine Kirche mit sechs bis zehn Leuten, die gebrechlich Malaiisch verstanden, die andern kamen nicht. Unermüdlich durchwanderte er Dorf und Feld und ritt stundenweit in die Dörfer, die umherlagen und suchte mit den Leuten zu sprechen, obwohl er überall auf entsetzliche Stumpfheit, auf List und Niederträchtigkeit der Walianen, und auf Stolz, Hohn und Trotz der alfurischen Dorfbewohner traf. Seine Briefe klagen in dieser Zeit über ganz vergebliche Arbeit, aber er tröstete sich immer: „Es ist noch nicht Zeit zur Ernte," und arbeitet und betet weiter.

Am meisten that er für Schulen. Er hatte seine Hoffnung auf das heranwachsende Volk gesetzt. Die Hauptschule war in dem nicht weit von Kakas liegenden Dorfe Langowang, wohin er 1834 von Kakas aus übersiedelte, nachdem er sich dort ein großes festes Haus gebaut hatte, und dies Dorf ist hinfort seine Station geblieben. In dieser Schule unterrichtete er unermüdlich die Dorfjungen. Er wollte aber auch andere Dörfer mit Schulen versehen. Dazu zog er sich junge Alfuren zu, welche Malaiisch verstanden und denen er die einfachen Schulbücher in malaiischer Sprache in die Hand gab. Solcher

Schulen hatte er bis 1840 nicht weniger als 10 eingerichtet, welche von etwa 500 Kindern regelmäßig besucht wurden. Die Schulhäuser, die er zu dem Ende gebaut hatte, waren zugleich auch die Kirchen, in denen er predigte, und die Schulmeister, die er angestellt hatte, mußten während seiner Abwesenheit, so gut es gehen wollte, mit den Dorfleuten geistlich verkehren.

Auf diese Weise fiel allerdings mancher Lichtstrahl in die finstere Nacht, die Schwarz umgab. Sein steter Kampf mit den Walianen brachte diese auch ein gutes Theil um ihren Kredit im Volke. Es fanden sich in allen Dörfern, in dem einen mehr als in dem andern, nach und nach Leute, welche Lust bekamen, den Glauben des Mannes anzunehmen, den sie so unermüdlich um ihre und ihrer Kinder Seelen sich quälen sahen. Ihren Oberherren, den Holländern, zu Willen zu sein, war auch mit im Spiele. Genug, es meldeten sich mit der Zeit bei Schwarz gar Manche, die zunächst getraut sein wollten. Damit fing's in der Regel an. Dann wollten sie später auch getauft sein. Das forderte schon größeren Bedacht und Schwarz hat es nicht leicht mit ihnen genommen; er hat sich ehrlich gemühet, sie in Gottes Wort, so gut es gehen wollte, näher zu unterweisen; er hat von ihnen die scheinbar aufrichtigsten Bekenntnisse der Buße und des Glaubens an den Herrn entgegen genommen und hat getauft, manches Jahr 20, 30, 60 und mehr. Manchmal will die Hoffnung in ihm aufwachen, als ob der Tag für den finsteren Theil von Menahasse, den er zu bedienen hatte, gekommen sei; allein bald muß er über Rückfall, Stumpfheit und Bosheit seiner Taufkinder klagen und seine Hoffnung geht wieder unter. Und das war so bei den Alten wie bei den Jungen. Seine lieben Schulen, in welchen er so manches glänzende Examen abhielt, hatten Alles — auch manches getaufte Kind — aber rechtschaffene Früchte der Bekehrung zeigten sich auch da nur ganz spärlich, in manchen gar keine. Der einzige Trost, den er von seiner Arbeit hatte, waren die, die im Glauben an den Herrn entschlafen waren. Da gab's eine kleine Zahl, an deren Sterbebetten er mit Freuden gestanden hatte, und er war ordentlich froh, wenn wieder einmal Eins geborgen war. Er hatte seine Gemeinde droben; die unten rechnete er nicht dafür; da pflegte er immer zu sagen: „Es ist noch nicht Zeit zur Ernte.“ Und seine Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden. Er durfte die Ernte noch sehen.

Und nun hören wir, wie Schwarz fünfzehn Jahre lang erntet, was er ausgesäet hatte.

1843 ging die Ernte an und ist in den fünfzehn Jahren so reich gewesen, daß Schwarz zu den gesegnetsten Knechten Gottes in der Heidenwelt gehört, die zu unserer Zeit gelebt haben. Sein Nachbar Riedel, der wenige Stunden von ihm zu Tondano stand, hatte dasselbe erfahren.

Fragt man, wie das zugegangen sei, so kommt die Antwort am letzten Ende immer darauf hinaus: „Es ist der Herr; er thut, was ihm gefällt, wo und wenn und wie er will.“ Missionsgebiete, auf die in jener Zeit Aller Augen gerichtet waren, bleiben im Großen und Ganzen ohne Ernte, während auf der meistens unbekannten und unbeachteten Nordspitze von Celebes die Wunder seiner Macht und Gnade sich offenbaren. Man sucht vergeblich nach einem Wechsel, der in den äußeren Verhältnissen, in welchen sich die alfurische Mission befand, eingetreten sei, und der einen solchen Umschlag in der Arbeit des Missionar Schwarz hervorgerufen hätte. Es bleibt Alles so ziemlich beim Alten. Höchstens kann man sagen, daß der holländische Statthalter und mit ihm seine Inspectoren unter den Alfuren seit jener Zeit wohlgesinnter geworden seien; doch war das nicht in dem Maße der Fall, daß es einen wesentlichen Einfluß hätte ausüben können. Wichtiger ist allerdings der Umstand, daß Schwarz endlich zu der Erkenntniß gekommen war, daß er das Alfurische erlernen müßte, wenn er eingehend auf seine Leute wirken wollte. Und er hat es gelernt. Anfangs versuchte er, seine Predigten im Malaiischen noch einmal kurz im Alfurischen zusammen zu fassen. Und es ging, es ging besser, als er sich gedacht hatte. Als die Erweckung begann, kam er immer besser hinein, so daß er nachher auf und unter der Kanzel mit ziemlicher Leichtigkeit der Volkssprache sich bedienen konnte. Das that den Alfuren sehr gut.

Zu Anfang des Jahres 1843 waren außer seinem Wohnorte Langowang noch dreizehn Dörfer, in welchen er Schulen und Predigtplätze errichtet hatte. Ueberall war es todt. Da fing's in Kawangkowang zu brennen an. Er schreibt im Juni des Jahres: „Oft habe ich gezweifelt, ob ich hier wohl nach Gottes Willen und am rechten Platze stünde, weil ich mit vielen Thränen nur immer beim Säen blieb, und beinahe noch keine Frucht von meiner elfjährigen Arbeit

sah, indem etliche, die solche zu sein schienen, entweder durch die Hitze der Anfechtung, oder durch die Dornen der Sorgen und die Lust dieser Welt wieder verdarben und meinem Herzen mehr Traurigkeit als Freude bereiteten. In den letzten Tagen bin ich aber auf andere Gedanken gekommen. Der Herr ist mir in meiner Schwachheit zu Hülfe gekommen und hat mir gezeigt, daß ich auf dem rechten Platze bin und daß er hier viel Arbeit für mich habe und daß ich also nicht zweifeln, sondern weiter beten und arbeiten müsse. —" Zu Kawangkowang war nämlich unter den älteren Schulkindern eine Erweckung entstanden. Dreißig derselben verlangten die Taufe. Schwarz, aus Erfahrung klug geworden, untersuchte genau wie sie es meinten, er konnte nichts weiter finden, als ein Werk des Geistes Gottes, denn sie wandelten nicht mehr nach dem Fleische, wie sonst, sondern führten ihren Wandel in der Furcht Gottes. So nahm er sie ein halbes Jahr in Unterricht und konnte nicht anders, als alle dreißig am 30. Juli taufen. Am Morgen taufte er bei gestopft voller Kirche und am Nachmittage fanden sich schon vierzig Erwachsene ein, unter welchen auch eine alte verstockte Waliane war, und wollten gleichfalls getauft sein. Ihre Götzenbilder hatten sie weggeworfen und begehrten Knechte und Mägde Gottes zu werden; er mußte sie als Katechumenen annehmen. Der Major oder Ortsvorsteher des Dorfes, ein junger Mann, förderte die Sache nach Kräften. In Kakas erwachten gleich darauf an zwanzig Leute und begehrten die Taufe. In Belang auch. Selbst in Langowang, wo es bisher am schlechtesten stand, fing eine Erweckung an, und zwar auf dem Begräbnißplatze bei Gelegenheit einer Grabrede, welche Schwarz der Frau des Majors hielt. „Wenn das wahr ist," sagten die Leute, „was der Lehrer gesagt hat, dann sieht es traurig mit uns aus, dann müssen uns die Haare zu Berge stehen." Es meldeten sich einige zur Taufe. In der allerschlechtesten Gegend, die Schwarz bisher besucht hatte, drangen die Leute auf Schulbau und wollten die Predigt haben, die sie vorher verachtet hatten.

Schwarz wußte nicht, wie ihm geschah, aber er warf sich mit aller Hingebung in das Erntefeld, das sich vor ihm aufthat. Es war kein Strohfeuer gewesen, was 1843 anfing; es brannte weiter und am Ende des Jahres 1845 zählte er an seinen Gemeinden 720 Glieder; im letzten Jahre hatte er allein 208 getauft. Aus den 14 Schu-

len waren 26 geworden und einen neuen Schulmeister hatte er gewonnen, der nachher sein lieber treuer Kollege im Predigtamte werden sollte. Das war der bisherige Dolmetscher des Missionar Riedel, Adrian Angku. Riedel brauchte keinen Dolmetscher mehr und trat den treuen, schon erfahrenen und in Jahren vorgerückten Alfuren seinem Nachbar Schwarz ab, als der für die vielen Schulen, die ihm zuwuchsen, keinen Rath mehr wußte. Adrian kam nach Sonder, einer ganz neuen Gemeinde und einer gesegneten Gnadenstätte. 1846 ging die Erweckung weiter, immer neue Dörfer ergreifend. So heißt es aus diesem Jahre in des Schwarz Tagebuche: „Mit Thränen innigster Freude und Dankbarkeit sind wir, ich und meine Frau, heute Abend von Kawangen zurückgekommen, wo wir zusammen 22 Katechumenen haben, unter denen 6 alte Walianen und ein alter Walian sind, der eigentlich der Hohepriester der Gegend ist. Diese Leute haben uns heute ihre Sünden bekannt und zwar mit so innigem Gefühl und, wie mir es schien, mit solcher Aufrichtigkeit, daß ich kaum meine Thränen zurückhalten konnte und ausrief: „Ist das Wahrheit, so hat der Herr euch angenommen und ihr seid von der Sklaverei Satans los, dann seid ihr Gottes Eigenthum und sollt selig werden.“ Sie bekannten, dem Teufel lange genug gedient zu haben, indem sie den stummen Götzen gedient und geopfert hätten; sie wollten nichts mehr von dem Gewinne wissen, der ihnen dadurch zugefallen sei; sie verfluchten ihn und wünschten ihn zum Teufel, weil es unrechtmäßiger Gewinn gewesen und sie an den Rand des Verderbens gebracht hätte; sie wollten jetzt nur auf Christum vertrauen, um, wenn es möglich wäre, von ihren Sünden frei zu werden. Der Herr thut hier viel; die Gegend bewegt sich! Alte lernen lesen und sagen den Andern, was Gott gethan hat, um tief verderbte Sünder selig zu machen. Und da diese alten Leute, besonders die Weiber, Alles viel besser verstehen, wenn es ihnen Alfurisch gesagt wird, so fühle ich immer mehr den Segen meiner Ehe und danke dem Herrn dafür.“ Besonders wichtig war es, daß auch unter seinen Lehrern die Erweckung um sich griff, und in seinem Wohnorte nahm die Nachfrage nach dem Worte so zu, daß er sich genöthigt sah, eine neue Kirche zu bauen — ein schönes Gebäude, welches er nach seinem eignen Plane und großen Theils mit seiner eignen Hände Arbeit zu Stande gebracht hat, denn darin war Schwarz ein echter deutscher Missionar. Bei der Kirch-

weihe wurde Adrian Angku feierlich zum Diakonus geweiht und Schwarz hat von da ab viele und treue Hülfe von ihm gehabt.

Besonders gesegnet waren die Jahre 1847 und 48, die sonst in der alten und neuen Christenheit nicht gerade in gesegnetem Andenken stehen. Schwarz taufte 1847 allein 512 Erwachsene und 1848 waren es gar 958. Am Pfingsttage 1848 taufte er an einem Tage zu Kakas 114 Erwachsene. „Es ist jetzt hier eine Bewegung zum Guten," schreibt er damals, „wie ich sie noch nirgends gesehen habe. Nicht mehr einzeln, wie sonst, sondern in Schaaren von 20 bis 50, ja zu 100 kommen sie an und flehen um Unterricht, weil sie ihre Götzen weggeworfen haben und den christlichen Glauben annehmen wollen. Was soll ich thun? Soll ich diese Leute ein oder zwei Jahre in den Unterricht nehmen, wie früher, ehe ich ihnen die Taufe ertheile? Nein, das kann, das mag nicht sein. Wer von Herzen bekennt, zu glauben, daß der Herr Jesus Gottes Sohn ist, der die Sünder selig macht, von seinem Vater auf Erden gesandt, Sünder zu suchen und selig zu machen, der mag immerzu, nach Lehr und Muster der Apostel, getauft und der Gemeinde verbunden werden. Der Herr sei gelobt, daß ich jetzt einen treuen Gehülfen an meinem Adrian Angku habe und mit ihm als mit meinem Bruder ganz offen und herzlich leben und arbeiten und berathschlagen kann." Um diese Zeit war es auch, daß er frei alfurisch predigte. Er freut sich selbst darüber und spricht: „Ich danke Gott, daß ich die Schwierigkeiten der alfurischen Sprache überwunden und dieselbe soweit erlernt habe, daß ich mich überall ohne Dolmetscher verständlich machen und den Unterricht den Katechumenen deutlich geben kann, wie mich Adrian versichert hat."

Damals zählte sein Arbeitsfeld in 26 Dörfern 18000 Seelen, von denen circa 3000 Getaufte waren. Später sandte man ihm von Rotterdam neue Missionare, für welche etliche der Dörfer abgelöst wurden, so daß der Sprengel von Langowang kleiner wurde. Das war durchaus nöthig, denn allein die 3000 Neugetauften verlangten die sorgsamste Pflege. Davon war keiner mehr überzeugt, als Schwarz selber. Er dachte sehr nüchtern über die Bekehrung, die bei seinen Gemeindegliedern in der Taufe stattgefunden hatte; er wagte nicht sie sofort zum Abendmahle zuzulassen, und gestand damit stillschweigend ein, daß seine Berufung auf das Taufverfahren der Apostel, die ihre Neugetauften sofort zum Abendmahle zuließen, nicht

richtig sei. Aber er bemühte sich nun allermeist, die Getauften zu fördern. Das war eine mühselige Arbeit und er lag fast mehr auf dem Pferde als zu Hause, immer aber dankbar für jeden, auch den kleinsten Fortschritt, den ihn sein Gott sehen ließ. Er freut sich, wenn seine kleine Gemeinde zu Langowang so viel Geld zusammenbringt, daß er davon ein Paar Wandleuchter für die Abendkirche anschaffen kann, und als die größte der Gemeinden, die zu Kakas, einmal 425 Gulden collectirte, kauft er ihr dafür höchst erfreut eine Glocke. „Da meine Arbeit," schreibt er 1851, „mit unabläßigem Reiten zu Pferd verbunden ist, so beschwert das wohl meinen nun nachgerade alt und schwach werdenden Leib, aber im Geiste bin ich stark und fröhlich dabei; ich freue mich in dem Herrn, meinem Gotte, und bewundere anbetend seine Gnade, die er jetzt unter diesen armen, blinden und elenden Menschen offenbart, wenn ich die, welche früher als Halbwilde faul und sittenlos hinlebten, nun anständig gekleidet, still und andächtig dasitzen sehe, wie sie dem Unterrichte lauschen und höre, wie sie mit Empfindung auf die Fragen antworten, die ich ihnen vorlege. Besonders aber freue ich mich darüber, daß ich auch bei dem Einen oder Andern spüre, daß er das Wort der Wahrheit nach und nach zu verstehen beginnt, so daß es wirksam wird, und daß der Herr sein Bekehrungswerk bei diesem und jenem wahrlich begonnen hat." Die beste Probe war, daß es im Ganzen wenig Rückfällige gab. Man fragte einmal von Rotterdam aus bei ihm an, wie es damit stände und er konnte antworten, in dem letzten Halbjahre seien nur zwei Fälle in allen Gemeinden vorgekommen, in welchen er von dem Genusse des heiligen Abendmahls habe ausschließen müssen und zwar in dem einen Falle, weil Jemand am Sonntag gearbeitet habe.

Auch sonstige Proben bestand das junge Gemeindeleben. Ich zeichne von solchen nur zwei aus, welche in den Jahren 1853 und 1854 vorkamen. Schwarz war auf den Gedanken gekommen, seine Gemeinden zu bewegen, auch etwas für die Mission zu thun. Sie waren im Ganzen sehr arm und viel Geld war von ihnen nicht zu erwarten; aber es kam doch auf den Versuch an; manchmal geben die Aermsten mehr als die Reichen. Er machte es also in allen Gemeinden bekannt und stellte ihnen die Sache vor, wie sie sich doch dafür erkenntlich bezeugen müßten, daß das Wort zu ihnen gekommen sei, und wie sie das nicht besser könnten, als wenn sie dafür mit sorgten,

daß es noch weiter zu andern Leuten gebracht würde. Es gelang über Erwarten. Die meisten Leute waren zu monatlichen Beiträgen bereit, zwar nur kleinen, aber wenn das Kleine gesammelt wird, so wird es doch etwas Großes. Missionsstunden wurden eingerichtet und abgehalten, und als Schwarz am Ende des ersten Jahres seine Kollekte nachzählte, so hatte er doch über 270 Gulden, die er mit Freuden der Missionskasse überwies.

Die andere Probe war ernster. Von 1853 bis 1854 kehrte ein tödtliches Fieber in Menahasse ein und wüthete Monate lang. In einigen Gemeinden starb der zehnte, in anderen der sechste Theil der Menschen. Schwarz blieb gnädig von der Krankheit verschont und hatte in der schweren Zeit durch Krankenbesuch und Zubereiten zum Ende und Begraben unsägliche Arbeit. Er that sie aber mit großer Erquickung. Und das war seine Erquickung bei allem Leide, daß er an vielen seligen Sterbebetten stehen durfte. Als die Zeit vorüber war, war zwar die Zahl der Gemeindeglieder kleiner geworden, aber der Eifer der Uebriggebliebenen war nicht vermindert, und der Aberglaube, der bei solchen Gerichten des Herrn so leicht die jungen Christengemeinden auf das Aeußerste gefährdet, indem sie solche Sterbefälle als Zorn der alten Götter ansehen und im Glauben wankend werden, zeigte sich nicht. Die Gemeinden wuchsen rüstig weiter.

Da kam nach zwei Jahren für Bruder Schwarz ein großer Freudentag, sein Erntefest. „Am 12. Juni 1856," schreibt er, „waren es 25 Jahre, daß Riedel und ich nach Menahasse kamen. Ich feierte also das 25jährige Fest meiner Ankunft in diesem Lande, was ja zugleich das 25jährige Fest der Ausbreitung des Evangeliums hier war. Schon am 11. hatten sich aus allen meinen 19 Gemeinden viele Menschen eingefunden, meistens Abendmahlsgenossen, etwa 1000 an der Zahl, und waren in die gastfreundlichen Häuser zu Langowang eingekehrt. Am 12. wurde ich des Morgens um 5 Uhr durch einen angenehmen Gesang in der Veranda meines Hauses geweckt, nachdem ich nur kurze Zeit geruhet hatte. Nach dem Gesange empfing ich die Glückwünsche und wurde besonders durch viele nett geschriebene Bibelstellen erfreut, welche auf diesen Tag paßten. Um 8 Uhr begann der Morgengottesdienst, der etwa um 11 Uhr aus war. Die Kirche war dicht mit Zuhörern gefüllt und Viele mußten noch draußen auf

dem Kirchhofe stehen bleiben. Die Abendkirche, welche größtentheils durch meinen Diakonus und die beiden ältesten Schulmeister geleitet wurde, begann um 5 und endigte um 8 Uhr. Das Singen und Flötenblasen von etwa 300 Schulkindern währte bis Mitternacht. So haben wir das Fest gefeiert, und was ist das für ein Unterschied von sonst und jetzt! Wir alle, ich sammt meinem Diakonus und meinen 21 vor der Kanzel sitzenden Schulmeistern mit den Kirchenräthen der fünf größten Gemeinden, die zu beiden Seiten der Kanzel Platz genommen hatten, wir alle wurden zu herzlicher Danksagung erweckt. Wir haben da unsere Herzen so recht kindlich vor ihm ausschütten können und manche Thräne, die dabei aus Schuld und Dankbarkeit floß, ist dem Herrn angenehm gewesen." Seine Majestät der König der Niederlande wollte das Seine dabei auch thun und schickte Schwarz zu dem Jubiläum den Orden des Niederländischen Löwen.

Nun mußte Feierabend werden. Bald nach dem Jubiläum bekam Schwarz die Blatterchen auf die Zunge, eine dort zu Lande gefährliche Krankheit, die verhindert, stärkende Speisen zu sich zu nehmen. Alle Arznei wollte nicht helfen und er wurde alle Monate schwächer. Dabei aber immerzu rührig und thätig zu Langowang wie draußen auf den Filialen. Er wollte wirken, so lange es irgend noch Tag für ihn war. Man kann auch in der Dämmerung noch etwas thun, wenn der Tag sich neigt, das Beste freilich, daß man sich auf den Heimgang vorbereitet. Das that Schwarz. Er erlebte noch seinen Geburtstag im Jahre 1858 und schrieb an dem Tage an seinen Sohn, welcher im Rotterdamer Missionshause sich auf den Dienst unter den Heiden vorbildete: „Ich bin heute in mein 59. Lebensjahr getreten und ach! welche Gedanken haben mein Herz erfüllt, wenn ich auf den langen Lebensweg zurückblicke! Aber o Gnade! ich bekenne, dieweil meine Fehler und Sünden, meine Schwächen und Mängel, meine Trägheit und mein Unglaube mich auf allen durchwandelten Wegen umringten und verfolgten, so war es die Güte und das unermüdliche Erbarmen meines getreuen Gottes, als meine alleinige Hülfe auf dem langen Wege meines Lebens, die mich, wenn ich strauchelte und fiel, aufgerichtet, geleitet und gelehrt hat. Ja, mein Kind, mein Herz war und ist mit Wehmuth angefüllt, mit Dank und Lob und kann ich durch Gnade mich tief beugen vor meinem Gott, vor meinem Herrn und König, dem ich diene und zu dienen wünsche bis an mein Lebens-

ende, um in der stillen Abendstunde ausrufen zu können: „Ich bin zu gering aller seiner Barmherzigkeit und Treue!“ Aber wie schwach auch oft mein Glaube ist, wie elend, mühselig und betrübt ich bin, wenn ich meine Fehler, vornehmlich bei zunehmendem Alter, meine Krankheit und Schwachheit beschaue, so weiß ich doch aus Gnaden, an wen ich vertraue. Mag wechseln Tag und Nacht, Monat und Jahr, ich kenne den Grund, worauf ich baue. Es fehlt mir nicht der, der mir sein Heil schenkt.“

Seit diesem Tage ging Schwarz noch unabläßig seinem Amte nach bis zum 16. Dezember des Jahres. Da predigte und taufte und trauete er noch in seinem lieben Rembocken und reiste dann an den Meeresstrand nach Menado, wo sein treues Weib sich damals zu ihrer Erholung aufhielt. Am folgenden Tage legte er sich, um nicht wieder aufzustehen. Seine Krankheit machte ihm noch viele Pein, und als er im Januar merkte, daß der Herr nahe, seinen müden Knecht abzurufen, ließ er seinen Diakonus Adrian Angku sammt allen seinen Lehrern noch an sein Bett kommen und bestellte mit ihnen das große weite Haus, in dem er seinem Gott als getreuer Knecht gedient hatte. Am Morgen des 1. Februar sagte er: „Ich verlange erlöst und bei Christo zu sein,“ und so geschah es. Am andern Tage begruben ihn die Missionare, die nach ihm in das Land gekommen waren: Linemann, Wilken, Graffland und Rocker, auf einer Anhöhe bei Langowang. Da schläft der Königsberger Gottlieb Schwarz dem Tage der Auferstehung entgegen; sein „Hirt“, wie er ihn so gern nannte, wird ihm ein gnädiger Richter sein.“*) —

In dem Weinberg des Reiches Gottes auf Erden ist Raum und Arbeit genug für Knechte der verschiedensten Art und Begabung. Aber welcherlei Art auch die leibliche, seelische und geistige Ausrüstung eines Arbeiters in diesem Weinberg sein mag, — die Haupt- und Grundbedingung alles gesegneten, fruchtbaren Wirkens ist der lebendige Glaube und die lautere, aus Gott geborne Liebe. Die Liebe, welche willig und freudigen Herzens Alles daran giebt, um dem Herrn zu dienen, welche Alles verläßt und Nichts begehrt, ihrem Meister zu folgeu. Ohne Glauben wirst du an der Rettung der verlornen Welt verzagen, ohne Liebe wirst du die Armen und Elenden,

---

*) J. L. Wallmann, Der Missions-Freund. Berlin 1861. p. 145.

zu deren Rettung dich Gott gesendet, in ihrem Elend versäumen oder vergessen. Wissenschaft, Talent, Unternehmungsgeist, Rednergabe, Gewandtheit im Umgang, Welterfahrung, — durch all dies wird der Mangel an Glaube und Liebe in der Mission nicht ersetzt. Sind aber diese beiden in einem Gemüthe lebendig und kräftig wirksam, da erweisen sie sich auch sofort als die geheimnißvollen Springfedern, welche alle Gaben und Kräfte des Leibes und der Seele, mögen sie reich und groß, oder schwach und gering sein, in harmonische Bewegung setzen, sie stärken und mehren und sie fruchtbar machen in dem Kreise, dahin uns Gott gesetzt hat. Die Begabung und wissenschaftliche Ausbildung unseres Gottlieb Schwarz war wohl nur eine verhältnißmäßig geringe, aber die innige Lebensgemeinschaft mit seinem Heilande, sein unerschütterlicher Glaube und seine brennende Liebe zu den armen Heiden ersetzten diese reichlich, denn seine Arbeit war nicht vergeblich in dem Herrn. Er hat auf keinen andern Grund gebaut, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ. Auch hat er auf diesem Grunde nicht Holz, Heu oder Stoppeln, sondern Gold, Silber und köstliche Steine gebaut. So wird sein Werk auch an dem Tage, der Alles klar machen wird, bleiben und er selbst wird Lohn empfangen, weil sein Leben und Wirken durchdrungen war von jenem Bekenntniß:

Nur mit Jesu will ich Pilger wandern,
Nur mit ihm geh' froh ich ein und aus.
Weg und Ziel find' ich bei keinem Andern;
Er allein bringt Heil in Herz und Haus.

Berg und Thal und Wald und Feld und Meere,
Froh durchwall' ich sie an seiner Hand;
Wenn der Herr nicht mein Begleiter wäre,
Fänd ich nie das wahre Vaterland.

Er ist Schutz, wenn ich mich niederlege,
Er mein Hort, wenn früh ich stehe auf
Er mein Rather an dem Scheidewege
Und mein Trost bei rauhem Pilgerlauf.

Bei dem Herrn will stets ich Einkehr halten,
Er sei Speis und Trank und Freude mir;
Seine Gnade will ich lassen walten,
Ihm befehl ich Leib und Seele hier;

Bis es Abend wird für mich hienieden,
Und er ruft zur ew'gen Heimath hin,
Bis mit ihm ich gehe ein zum Frieden,
Bis sein sel'ger Himmelsgast ich bin.

(Schück.)

Der Glockenläuter Akatangi.

Einer diene dem Andern; ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat. 1 Petr. 4, 10.

Im Jahre 1840, als Missionar Gill in seiner Studierstube in Arorangi (einer Stadt der Südsee-Insel Rarotonga), saß, klopfte ein kleiner Knabe an seine Thüre. Der Missionar hatte den Auftrag, die wohlwollenden Pläne der Londoner Missionsgesellschaft auf der Insel Rarotonga in's Werk zu setzen; es konnte ihm daher nicht auffallend sein, daß einer seiner Pflegebefohlenen ihn besuchen wollte. Als er aber sah, daß es ein Knabe von nur neun bis zehn Jahren war, und erfuhr, was ihn hergeführt hatte, wunderte er sich doch ein wenig.

„Ich möchte gern eine Arbeit für das Haus Gottes verrichten," sagte der Knabe. — „Und was meinst du denn, daß du thun könnest, Akatangi?" — „Ich denke, ich könnte die Glocke läuten," war die Antwort.

Nun muß aber bemerkt werden, daß das Glockenläuten in Rarotonga ein ganz anderes Geschäft ist als bei uns. Die Glockenklänge, welche wir jeden Sonntag von unseren Thürmen vernehmen, waren von den Einwohnern jener fernen Insel nie gehört worden. Ihre Glocke war ein Stück hartes Holz, etwa 3 Fuß lang und 8 Zoll breit, und in der Mitte etwas ausgehöhlt. Wenn es mit einem kleinen Stück Eisenholz angeschlagen wurde, brachte es einen Ton hervor, der über eine halbe Stunde weit gehört werden konnte; es genügte also vollkommen, um die Stunde der Versammlung in der Kapelle anzuzeigen, sowie die Kinder in die Schule zusammenzurufen.

Auf seinen Wunsch wurde Akatangi wenige Tage nach seiner Meldung als Glockenläuter angestellt. Das Verlangen seines Herzens war nun erfüllt. Missionar Gill sagt: „Oftmals, wenn ich in

den Gottesdienst ging, sah ich mit Freuden, wie er an seinem Platze stand und aus aller Macht das Gong schlug; aus seinen pechschwarzen Augen strahlte das fröhliche Bewußtsein, daß er auf diese Weise im Dienste Gottes angestellt sei." — Allein der Knabe war zu etwas Besserem bestimmt als zum Glockenläuten. Ungefähr zwei Jahre darauf errichtete Herr Gill eine Kostschule für etliche hoffnungsvolle Knaben. „An dem Abend, nachdem ich die jungen Leute dazu ausgelesen hatte," erzählt der Missionar, „kam Akatangi in mein Haus, und sah sehr betrübt darein und auf meine Frage nach der Ursache seiner Traurigkeit erwiderte er: Ach, mein Herz hat den ganzen Tag geweint. — Und warum denn? fragte ich. — Er erwiderte: Sie sind diesen Morgen in der Dorfschule gewesen und haben Tekao und Nootu und Andere für die neue Anstalt ausgewählt. So lange Sie dort waren, schaute ich Ihnen immer in's Gesicht und dachte, ich möchte gern auch dabei sein; aber Sie sagten, die Zahl sei für jetzt voll. Als ich das hörte, fing mein Herz an zu schreien und hat den ganzen Tag geweint. — Bist du denn, fragte ich, so gar verlangend darnach, in diese Anstalt zu kommen? — Ja! sagte er, mein Verlangen ist sehr groß. — Da ich seine Familie kannte, fuhr ich fort: Aber wie kann man dich zu Hause entbehren? deine Mutter ist todt, du bist der älteste von deinen Geschwistern; und dein Vater braucht dich zur Arbeit auf seinen Feldern. Wie könnte er dich entbehren und hier wohnen lassen? — Darauf erwiderte er schnell: Ich denke, mein Vater wird nichts dagegen haben, wenn Sie mir erlauben wollen zu kommen. — Nach einigen weiteren Fragen gab ich ihm zu verstehen, ich wolle mich bei seinen Lehrern in der Dorfschule nach seiner Aufführung und seinen Kenntnissen erkundigen, und wenn ihr Zeugniß günstig laute, so wolle ich seinen Wunsch erfüllen. Akatangi kehrte an diesem Abend mit viel leichterem Herzen nach Hause zurück, als er gekommen war. Ich erkundigte mich; seine Lehrer sagten Gutes von ihm; sein Vater gab ihn gern her, und noch vor Ende des Monats war der Knabe in die Anstalt eingezogen.

Akatangi gab sein Glockenläuten nicht auf. Er wollte immer noch Etwas für das Haus Gottes thun. Jeden Morgen konnte man sehen, wie er sein hölzernes Gong schlug, um die Kinder zur Schule zu rufen, und dann seinen eigenen Lehrstunden zueilte. Namentlich aber am Sonntag schien ihm sein Amt Freude zu machen. Wenn er

die Töne anschlug, welche die Insulaner zum Haus des Herrn einluden, wenn er sie herbeikommen sah, um die Botschaft des ewigen Heils anzuhören, dann war sein Herz ganz besonders heiter. Und warum? Er hatte das Wort Gottes lieben gelernt, und er sehnte sich darnach, daß auch Andere die gesegneten Wahrheiten desselben hören möchten.

Eines Abends, als Akatangi ungefähr 14 Jahr alt war, kam er abermals auf Besuch zu Herrn Gill. Er hatte einen „kleinen Gedanken", den er gern den Missionar wissen lassen wollte. „Nun, was ist denn Das?" fragte dieser. Er erwiderte, er möchte gern ein „Mann Gottes" werden. Herr Gill versicherte ihn, das sei kein „kleiner" Gedanke, sondern das sei ein großer und guter Wunsch, und es sei der einzige Zweck, den Gott mit seiner Liebe gegen uns erreichen wolle. Nach einer weiteren Unterredung sagte er: „Ich dachte, ich möchte gern ein Mitglied der Kirche werden." — Herr Gill bemerkte, die bloße Mitgliedschaft der Kirche Christi würde ihn noch nicht zu einem Manne Gottes machen. — „Nein," erwiderte er, „ich weiß das; aber ich habe mich Gott geweiht, und nun möchte ich mich auch gern seinem Volke weihen." — Einige Zeit nach diesem Gespräch wurde Akatangi, der fortwährend durch seinen Wandel zeigte, daß er ein Kind Gottes sei, zum heiligen Abendmahl zugelassen, und damit in die Gemeinde von Arorangi aufgenommen.

Als sein Kurs in der Anstalt zu Ende ging, kam er abermals zum Missionar und sagte, er sei nun lange Zeit im Unterricht gewesen, und wie er hoffe, nicht ganz ohne Nutzen. Er sei dankbar dafür und wünsche nun, sich dem Werk Gottes unter den Heiden hinzugeben, bitte deßwegen um Aufnahme in die Anstalt zur Bildung eingeborner Prediger. Dem Missionar kam diese Bitte keineswegs unerwartet, und kurz darauf wurde Akatangi von der Kostschule in das Seminar versetzt. Hier verfolgte er seine Studien mit allen Kräften und arbeitete mit Fleiß und Erfolg.

Im Jahre 1852 endlich öffnete sich unserm Glockenläuter eine Thür zu gesegneter Wirksamkeit. Das Missionsschiff sollte auf seinem Weg in Rarotonga anlegen; man brauchte Männer, um das Wort des Herrn auch auf den ferner liegenden heidnischen Inseln predigen zu lassen. Akatangi bekam den Auftrag zu diesem seligen Dienst. „Ich erinnere mich noch wohl des Augenblicks," sagt Missionar Gill, „als ich ihm unsern Beschluß, ihn mitzusenden, eröffnete. Er weinte

Freudenthränen und erklärte, es sei schon längst sein Wunsch gewesen, der erste Lehrer bei irgend einem wilden Kannibalen-Volke zu werden, das die frohe Botschaft von Jesu noch nicht gehört habe." —

Einige Tage darauf machte Akatangi wieder einen seiner Abendbesuche bei dem Missionar. Einige Augenblicke saß er sinnend da. Endlich aber äußerte er sich folgendermaßen: „Da meine Station zum Theil schon bestimmt ist, und das Schiff bald erwartet wird, so habe ich gedacht, wenn kein Hinderniß im Wege liegt, möchte ich verheirathet ausgehen." Dieser Vorschlag kam unerwartet. Da aber seine künftige Station in der Nähe von Aneiteum sein sollte, wo bereits europäische Missionare wohnten, so erklärte sich der Missionar damit einverstanden und fragte Akatangi, ob er bereits an eine passende Person gedacht habe. „Ja," erwiderte er, „ich habe an Maria gedacht." Das war eine Tochter von einem der ersten eingebornen Missionare, die in der Missionsschule ihre Erziehung erhalten hatte. In der Ueberzeugung, daß sie eine passende Frau für ihn abgeben würde, fragte ihn Herr Gill, ob er ihr seinen Wunsch schon zu erkennen gegeben habe. „Nein," erwiderte er mit schamrothem Gesicht, „ich habe noch nicht mit ihr darüber geredet; aber ich habe sie mit diesem Gedanken schon lange her beobachtet." — Herr Gill bemerkte, um die Sache zu einer Entscheidung zu bringen, sei es nöthig, jetzt etwas mehr zu thun, als blos zu beobachten. Akatangi sagte, er denke auch so, steckte dann seine Hand in die Tasche und holte einen Brief heraus, den er dem Missionar überreichte. Der Brief enthielt die wichtige Anfrage, ob Maria sich zu dem Schritt entschließen könne, und lautete also: „Ich, Akatangi, habe den Beruf erhalten, als Missionar unter die Heiden auf den finstern Inseln im Westen zu gehen. Ich habe dabei lange an Dich gedacht und wünsche, Du möchtest mit mir gehen. Wenn Du Jesum liebst, wenn Du die Heiden liebst und wenn Du mich liebst, so laß uns zusammen gehen. Denke darüber nach und gieb mir Antwort. Segen über Dich von Jesu! Amen." —

Ein würdiger Diakon der Gemeinde brachte den Brief der Maria; und als man ihr sagte, von wem er komme, ließ sie merken, daß sein Sehen nach ihr keinen ungünstigen Eindruck hervorgebracht hatte. Nachdem sie den Brief gelesen hatte, erklärte sie ihre Bereitwilligkeit, mit ihren Eltern darüber zu sprechen, und wenn diese eine günstige Antwort gäben, den Vorschlag anzunehmen.

Der Erfolg war, daß Akatangi und Maria getraut wurden, und sich in dem Missionsschiff „John Williams" nach den Neuen Hebriden einschifften, die gegen 2500 englische Meilen von Rarotonga entfernt sind. Die Liebe und die Gebete der Gemeinden auf Rarotonga begleiteten sie. Nachdem sie auf den Samoa- oder Schifferinseln angelegt hatten, segelten sie weiter nach der Insel Eromanga und wurden dort in Gesellschaft eines eingebornen Lehrers von Aitutaki an's Land gesetzt. Es ist ihnen dort durch die Gnade Gottes gelungen, die Wildheit des Volkes zu zähmen, es im Wort Gottes zu unterrichten, und einige der Eingebornen für's Reich Gottes zu gewinnen." *)

Wie beschämend ist doch diese kurze Geschichte für Viele in der Christenheit. — Ein armer, von heidnischen Eltern geborner und in Unwissenheit erzogner Knabe erhält bei irgend einer Gelegenheit die erste Kunde vom Christenthum. — Gewiß nach mancher in seinem kindlichen Geiste vorangegangenen Betrachtung gelangt er zum Glauben, und er säumt nun nicht mit seiner Bekehrung, sondern wendet sich mit Entschiedenheit dem Christenthume zu. Durch die Predigt des Missionars und unter der Pflege des Geistes Gottes empfängt er immer tiefere Eindrücke von der Wahrheit des Evangeliums, und in gleichem Maße wächst in ihm die Liebe zu seinem Erlöser. Sein Herz strömt über vor Dankbarkeit, die er seinem Heiland gern durch irgend eine That bezeugen möchte, und sein Weg führt ihn deßhalb zum Missionar mit der Bitte, „etwas für's Haus Gottes thun zu können": Er will die Glocke läuten. — Ja, der Herr hat immer etwas für sein Haus (sein Reich) zu thun; aber nicht blos für Erwachsene, sondern auch für Kinder. Er will gerade die Kinder in seinem Dienste haben, und es ist ganz falsch, zu meinen, daß Kinder zur Ehre seines Namens nichts thun könnten, oder gar zu glauben, daß man ihnen erst von Jesu erzählen dürfe, wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht hätten, weil sie es früher nicht verstehen könnten. Nein es ist die Pflicht aller Eltern, ihre Kinder frühzeitig zu Jesu zu bringen, denn er hat gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Der Herr wird's ihnen dann schon selbst in's Herz geben, was sie für ihn, für sein Haus thun sollen. Der Missionar

---

*) Dr. Barth, Calwer Missionsblatt. Calw 1858. p. 14.

wußte nicht, was der Knabe für's Haus Gottes thun könne, aber dieser wußte es schon längst. Die Eltern wissen meist nicht, was ihre Kinder für's Reich Gottes thun können; aber diese werden's selber wissen, wenn sie zu Christo geführt sind. Der Herr hat auch Arbeit für Kinder, wenn's auch nicht immer die Glocke zu läuten wäre. — Aber jener Knabe blieb nicht bei seinem Liebeswerke stehen und meinte nicht, damit genug gethan zu haben, sondern es trieb ihn, mehr für seinen Herrn zu thun. Es lag ihm daran, immer mehr von ihm zu hören, in immer innigere Gemeinschaft mit ihm zu treten, ja sein ganzes Leben in dem Dienste Jesu zuzubringen. — Sind die Kinder bei uns daheim nur erst zu Jesu gebracht, so werden sie auch in seiner Gnade wachsen und immer mehr für ihn thun, was ja nicht nur für Andere, sondern für sie selbst nur segensreich sein kann. Wir können allerdings nicht alle Missionare werden, aber wir können alle Kinder Gottes werden, denen es eine Freude ist, Etwas für ihren Herrn zu thun. — Aber was in der vorstehenden Erzählung besonders lieblich ist, das ist die Anfrage des jungen Mannes an seine Braut. „Wenn Du Jesum liebst," sagt er, „so laß uns zusammen gehen." Wahrlich, es sähe in tausend Ehen besser aus, wenn man sich gegenseitig jene Frage vorgelegt hätte. Es kommt ja schließlich doch nur darauf an, wie wir zu ihm stehen; es giebt kein wahres Ehe- und Familienglück ohne Christum. Nur wo die Liebe zu ihm Gatte und Gattin, Kinder und Hausgenossen gemeinsam umschlingt, da ist Friede und Glückseligkeit. —

Die Insel Eromanga, woselbst Akatangi seine Missionslaufbahn begann, ist bekanntlich diejenige Insel der Neu-Hebriden, auf welcher die Missionare Williams und Harris 1840 von den wilden Eingebornen erschlagen und gefressen wurden. Dieselbe ist jetzt wieder der Schauplatz einer ähnlichen blutigen That geworden. Wir lesen darüber Folgendes:

„Kaum hatten die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft 1840 Williams' und Harris' Heimgang erfahren, so sandten sie zwei Missionare, Turner und Nisbet, aus, um auf der Insel Tana, in der Nähe von Eromanga, sich niederzulassen. Die beiden erreichten Tana 1842, sie fanden aber eine so feindliche Stimmung der Eingebornen, daß ihr Leben immer in Gefahr stand; nachdem sie viele Mühseligkeiten erduldet hatten, sahen sie sich endlich genöthigt, die Insel

zu verlassen. Die Sache ruhte damals bis 1852; aber in diesem Jahre wurde sie wieder von den Missionaren Murray und Sunderland aufgenommen, welche in dem Missionsschiffe „John Williams" Eromanga besuchten. Es war böse Zeit auf der Insel und Krieg an allen Enden. Doch entschlossen sich zwei von den muthigen eingebornen Lehrern (unser Akatangi und ein anderer, Namens Waa) auf der Insel zu bleiben. Ein Häuptling hatte ihnen seinen Schutz zugesagt und sie ließen sich bei ihm in der Dillons-Bay nieder. Im folgenden Jahre besuchten die Missionare den einsamen Vorposten, und es fand sich, daß die beiden Lehrer (Akatangi und Waa) einigen Erfolg ihres Unterrichts aufweisen konnten, doch hatten sie mit ihren Weibern sich sauer durchschlagen müssen. 1855 erhielten sie wieder einen Besuch und die Sachen standen schon besser. Sie hatten nicht allein ein kleines Bethaus und für sich ein bequemes Wohnhaus errichten können, sondern das Vertrauen der Eingebornen zu den Fremdlingen war so gewachsen, daß Kaujau, der Mörder Williams, um die Erlaubniß bat, am Bord des Missionsschiffes eine Reise nach den Samoa-Inseln machen zu dürfen. 1856 lief der „John Williams" wieder in die Dillons-Bay ein und brachte dies Mal einen europäischen Missionar für Eromanga mit. Dieser, Missionar Gordon, war mit seiner Frau (und unserem Akatangi) fast fünf Jahre lang dort thätig, und wenn er auch nicht das Glück hatte, einige der Eingebornen bis zur Taufe durchdringen zu sehen, so hatte er doch die Freude das Vertrauen mehrerer derselben in dem Grade zu gewinnen, daß sie sich in Kirche und Schule von ihm unterrichten ließen und ihn sammt seinem treuen Weibe lieb hatten. Der Londoner Missionar Turner besuchte sie gegen Ende des Jahres 1859 in ihrer Einsamkeit und schrieb über seinen Besuch: „Wir hatten das Vergnügen, einen Sonntag auf Eromanga zu verleben und mit 150 Eingebornen in ihrem Kirchlein zusammen zu sein. Alle waren ruhig und ordentlich. Gordon war erfreut so viel in der Kirche zu sehen, und betrachtete unseren Besuch als vom Herrn und zur rechten Zeit. Es hatte nämlich ein Rückschlag stattgefunden. Es waren Nachrichten eingelaufen, daß das Volk der benachbarten Insel Aneiteum sämmtlich gestorben, und daß das durch die neue Religion so gekommen sei. Der Häuptling hatte verboten, die Kirche zu besuchen, und die Folge davon war, daß die Kirche am Sonntage vor unserem Besuche leer ge-

wesen war; nur etwa fünf hatten sich einzufinden gewagt. Gordon sah sein Werk als sehr schwierig an; die Bevölkerung ist nicht allein weithin zerstreut, sondern auch in steter Fehde unter sich verwickelt." So stand es gegen Ende 1859. Der so oft auftauchende Aberglaube, daß die neue Religion den Tod bringe, scheint dort nicht geschwunden zu sein. Neuerdings haben die Masern große Verwüstungen unter den Insulanern jener Meere angerichtet, und auch auf Eromanga hatten sie zahlreiche Opfer gefordert. Die Eingeborenen auf Eromanga hielten den Missionar Gordon für den Urheber dieses Unglücks und er ist diesem Aberglauben zum Opfer gefallen. Am 20. Mai 1861 wurde er mit seiner Frau auf eine gräßliche Weise erschlagen. (Akatangi hatte schon früher die Insel verlassen.) Der einzige Europäer, der mit ihnen noch auf der Insel lebte, ein Engländer, der dort Sandelholz schlägt, hat sie dicht bei der Stelle begraben, wo Williams sein Leben lassen mußte.*) Die Mörder

---

*) Durch jenen Engländer gelangte die traurige Botschaft zuerst nach Europa. In seinem Schreiben vom 7. Juni 1861 schildert er die traurige Katastrophe folgendermaßen:

„Mit den Gefühlen der tiefsten Trauer theile ich Ihnen die schmerzliche Nachricht von der Ermordung unseres würdigen Missionars Gordon und seiner Frau durch die Eingeborenen mit. Diese schreckliche That geschah am 20. Mai Mittags 1 Uhr. Ich war Nachmittags gerade beschäftigt, einige Zeilen an Missionar Gordon zu schreiben, als ein Eingeborener, dem mehrere folgten, mit dem lauten Klageruf: „Die Bunkhills-Eingeborenen haben den „Missy" getödtet," hereinstürzte. Ich bewaffnete mich sogleich mit den wenigen Eingebornen, die in meinen Diensten standen, theils bei mir waren, und eilte den Mördern nach, aber vergebens. Ich fand die Leichname der Beiden schrecklich zerfetzt auf der Erde und überzeugte mich bald aus der Beschaffenheit der Wunden, daß von ärztlicher Hülfe keine Rede sein könne, vielmehr der Tod auf der Stelle erfolgt sein müsse. Ich ging dann zum Missionshaus, in das die Mörder Feuer gelegt; es gelang mir, dasselbe, sowie alles Eigenthum zu retten. Ich ließ zehn Bewaffnete zum Schutze desselben zurück; dann suchte ich eine Grabstätte, nahe dem Platz, wo Missionar Williams ermordet ward. Am andern Morgen fertigte ich zwei Särge und um 2 Uhr Nachmittags trugen wir die beiden Leichen zu Grabe, einer lieblichen Ruhestätte, beschattet von Kokospalmen und Bananen. Auf meine Aufforderung hielt Manu, ein eingeborner Lehrer, der unter Missionar Gordon gearbeitet hat, die Grabrede. Nach Absingung eines Liedes sprach er zu der Versammlung Worte, die überaus lieblich und passend waren und auf die Zuhörer einen sichtlichen Eindruck machten. Besonders ergreifend war für mich ein Mann, der dicht neben mir stand, der

waren Fremde. Die in der Nähe der Station lebenden Eingeborenen waren unter vielen Thränen und Wehklagen bei dem Begräbnisse ihres geliebten Lehrers gegenwärtig. „Wir brauchen die Folgen

---

tief bewegt, fast dem Schmerz zu erliegen schien; es war — der Mörder des unvergeßlichen Missionars Williams, nun ein Bekehrter. Die Thränen und das Klagegeschrei aller Anwesenden gingen mir durch Mark und Bein und haben mich tief erschüttert.

Aus den verschiedenen Berichten über den Mord und den Nachforschungen die ich darüber anstellte, ergiebt sich Folgendes als zuverläßig:

An dem gedachten Tage (20. Mai) etwa um 9 Uhr Morgens kam ein Trupp von 9 Bunkhill-Eingebornen, deren Führer der Häuptling Cova war, zum Missionshaus und fragten nach Missionar Gordon. Als man ihnen sagte, er arbeite eine kleine Strecke von da am Bau eines Hauses (einer Druckerei), gingen sie der Stelle zu. Acht derselben versteckten sich in einer Grube am Wege, und Einer, Namens Narubulet, ging zum Missionar, um ihn in die Schlinge zu locken. Unglücklicherweise hatte Herr Gordon gerade alle Knaben und Eingeborenen ausgesandt, um Gras zur Deckung des Hausdaches zu holen. Narubulet richtete an ihn die Bitte um ein Stück Tuch für sich und seine Gefährten. Der Missionar nahm einen Holzspan und schrieb mit Kohle darauf: „Gieb jedem der Männer eine Elle Kattun," und wollte ihn damit zu seiner Frau senden. Aber das paßte nicht in den Mordplan; und deshalb bat ihn der Mörder, doch mit nach Hause zu gehen, um ihm auch für einen Kranken Medizin zu geben. „Gut," sagte Herr Gordon, „ich wollte gerade essen, was mir meine Frau geschickt (und zeigte auf eine daneben stehende Schüssel), aber ich kann das ja auch zu Hause thun." Er band die Schüssel in sein Taschentuch und ging seinem Hause zu; der Eingeborne folgte ihm. Als sie an die Grube kamen, schlug der Mörder dem Missionar mit seinem Beil in den Nacken, daß er gleich mit einem lauten Schrei zu Boden stürzte. Jetzt eilten auch die Anderen aus ihrem Verstecke herbei und hieben ihr Schlachtopfer in Stücke. Kaum war dies geschehen, so lief ein Anderer, Namens Ouben, zum Missionshause. Frau Gordon, durch das teuflische Hohngelächter der Wilden schon erschreckt, war an die Hausthür getreten und fragte die Kommenden: „Was bedeutet der Lärm?" Ouben giebt mit Lachen die Antwort: „O nichts, es sind Knaben, die spielen." Als sie nun mit der Frage: „Wo sind denn die Knaben?" sich umwendet, giebt er ihr mit der Streitaxt, die er auf dem Rücken verborgen gehalten, einen Streich in die Schulter; die Unglückliche fällt auf einen Grashaufen und mit einem zweiten Streich haut er ihr fast den Kopf ganz ab.

Dies war das schauerliche Ende zweier ausgezeichnet eifrigen Diener Gottes. Es sind nun vier Jahre, daß sie hier ankamen; sie haben viel und Schweres durchzumachen und zu entbehren gehabt. Die vielfachen, bis dahin immer vereitelten Versuche gegen ihr Leben machten ihren Aufenthalt zu einem fortgesetzten Leben in Furcht und Todesgefahr. Die nächste Veranlassung zu dem

nicht zu fürchten," schließt der Missionar einer benachbarten Insel seinen Bericht über den Unfall, „sind auch ein paar Leben verloren — oder richtiger sind auch ein paar Märtyrerkronen gewonnen —

Morde ist ohne Zweifel diese: Seit einigen Monaten grassiren die Masern, die schon ringsum so viel Verheerungen angerichtet, auch hier bei uns. Hier und auf den benachbarten Inseln sind viele Tausende von ihnen getödtet; an vielen Stellen ist das Land buchstäblich entvölkert. Da diese Krankheit den Wilden eine bis dahin völlig unbekannte war, so schrieben sie dieselbe ihrem Verkehr mit den Weißen zu und nannten sie „des weißen Mannes Fluch". Die natürliche Folge war nun, besonders unter den noch wilderen Stämmen, eine bittere Feindschaft gegen alle Fremden und, sonderbar genug, am meisten gegen diejenige Klasse derselben, die sie am wenigsten mitgebracht hatte, vielmehr am treuesten darauf bedacht war, mit ihren Heilmitteln und sonstiger Hülfe sie von den Eingeborenen fern zu halten — ich meine die Missionare. Eine ähnliche Erbitterung herrscht auch auf den benachbarten Inseln; ich hörte mit eigenen Ohren, wie dort ein Häuptling dem Missionar das Leben zu nehmen drohte, wenn er nicht mit dem Schiffe, das mich dorthin gebracht, abreise. Er blieb — und bisher ist sein Leben noch erhalten, aber ich fürchte auch für ihn, wenn die Nachricht von dem Gemetzel auf Eromanga dorthin gelangt. Aber gerade hier auf Eromanga, wo die Seuche so heftig auftrat, daß sie die Einwohner sämmtlich zu tödten drohte, und wo andererseits der Charakter der Eingebornen so furchtbar wild ist, war die Wuth gegen die Weißen besonders groß. Obschon Missionar Gordon tagtäglich vom Morgen bis Abend unter dem Volke umher wandelte und Medizin und Hülfe, so weit er vermochte, darreichte, war er doch der Gegenstand ihres bittersten Hasses. Nuivan, ein Häuptling, ward von der Seuche ergriffen und schon sterbend sandte er zum Missionar um Medizin. Gordon brachte sie, aber es war bereits zu spät, er starb schon den folgenden Tag. Das Volk verbreitete nun das Gerücht, der Missionar habe ihren Häuptling vergiftet und machte einen Plan, alle Weißen zu ermorden. Der Plan war so schlau angelegt, daß, wenn ihn nicht ein befreundeter Eingeborner verrathen, zehn Minuten später wir Alle des Todes gewesen wären. So aber hatten wir Zeit uns zu rüsten, und sie mußten unverrichteter Sache abziehen. — Zu all' diesem kam noch etwas Besonderes bei Missionar Gordon, was ihm den Haß zuzog. Aus seinem Tagebuch geht hervor, daß er, als die Seuche herannahte, die Eingebornen warnte, es sei ein Strafgericht Gottes im Anzuge, sie sollten sich zu Gott bekehren, wo nicht, so würde die Seuche hereinbrechen. Als nun die Krankheit erschien, ließen es sich die Eingeborenen nicht ausreden, der Missionar habe Gott gebeten, die Plage zu senden; und damit verband sich ihr Glaube an Zauberkraft, der hier so allgemein verbeitet ist. Der Missionar selbst schrieb in sein Tagebuch etwa 2 Monate vor seinem Tode: „Es scheint, daß man vor 14 Tagen Sonntags, in der Nähe von Bunkhill, als ich mein Pferd sattelte, auf mich schießen wollte, aber verschiedene Umstände, vor Allem der herabfallende

schließlich muß die Insel doch für den Herrn Christus erobert werden. Wahn und Aberglaube kann vor dem Glauben nimmermehr Stand halten, der in Christo Jesu ist. Wer wird nun kommen und

---

Regenstrom, verhinderten es. Der Missionar ist kaum irgendwo solchen Gefahren ausgesetzt wie hier; denn das Volk glaubt durchweg an Zauberei und hält mich für ihren Verderber." — Gerade damals hatte er in Bunkhill gepredigt und die Leute wegen ihrer Abgötterei und Bosheit gestraft. Dadurch war der Stamm beleidigt und beschloß seinen Tod, und wie gut ihnen ihr teuflischer Plan gelungen ist, haben wir nur leider zu unserem großen Schmerze erfahren.

Doch mitten in all dem Schmerz, den mein Brief den Freunden und Verwandten des Missionar Gordon, ja jedem Christen, dem die Mission am Herzen liegt, verursacht, mag es ein Trost sein, zu wissen, daß in allen Aengsten und Nöthen Missionar Gordon und seine Gattin festhielten in ihrem Vertrauen auf den „ewigen Fels", und daß sie sich immerfort demüthig unter seinen Willen beugten. Die letzten Worte in seinem Tagebuche sind: „Gott sei Dank für das Maß des Glaubens, das er uns in dieser unruhigen und gefährlichen Zeit verleiht. Lobe den Herrn meine Seele, der dein Leben vom Verderben erlöset." — Sie haben, ohne müde zu werden, gearbeitet für den Herrn und nun sind sie heimgerufen, um die Krone der Märtyrer zu empfangen und vor seinem Angesicht den vollen Lohn." —

Soweit der Brief jenes Engländers. Ein Missionar auf der Insel Lifu, der ebenfalls diese Trauerbotschaft meldet, schließt seinen Bericht mit folgenden Worten: „O daß das Licht des Evangeliums, diese Botschaft der Liebe und des Friedens, bald dieses finstere Eromanga erleuchten möchte. Vier sind jetzt als Märtyrer auf dieser Insel gefallen, und noch ist wenig ausgerichtet. Hier ist ein Bollwerk Satans, das er nicht ohne heißen Kampf lassen wird. — Aber wollen wir seine Belagerung aufheben? — Das verhüte Gott; sollte es auch noch vierzig Leben kosten, bis das Panier des Evangeliums auf Eromanga steht, was will das sagen gegen den Segen, der daraus fließt! Sollte sich denn nicht eine Schaar Jünglinge finden, mit, wenn auch nur wenigen Kenntnissen, aber einem Herzen voll Liebe zu Christo und den verlorengehenden Seelen, die bereit wären, ihr Leben Jesu zu schenken, damit dem Satan diese unglücklichen Schaaren entrissen werden? Vierhundert Leben achtet man für keinen zu hohen Preis, um eine Festung zu stürmen, und hier ist ein Eiland geknechtet von dem ärgsten Tyrannen; überall ist Finsterniß, Abgötterei, Raub und Mord. Es darf uns nicht bange sein vor dem Ausgange — ein paar Leben mögen darüber verloren gehen, oder richtiger, ein paar Märtyrerkronen gewonnen werden — zuletzt gehört uns doch der Sieg, denn unser Heerführer ist der König aller Könige; und Irrthum und Aberglaube können den Kampf mit der Wahrheit in Christo nicht aushalten. Möge diese Trauerbotschaft den Gemeinden der Christenheit wie ein funkelnder Komet erscheinen, daß die Gemeinde Gottes entbrenne in einer Flamme der Liebe zu diesen armen, versunkenen, umnachteten Heiden. Möchte

den Platz der Beiden einnehmen, die gefallen sind? O daß doch ein Schrei sich von dem Grabe unserer Freunde erhöbe und die Christenheit aus ihrem Schlummer und Weltsinn zu Kraft und Opferwilligkeit weckte!“ —

Mag die Thätigkeit Akatangi's, Gordon's und anderer Missionare auf Eromonga auch jetzt noch als eine vergebliche erscheinen, die Zeit wird dennoch kommen, daß auch jene Eingeborenen sich zu Christo wenden werden. Akatangi selbst sagt über seine Thätigkeit daselbst Folgendes: „Ich danke Gott, daß ich Sein Heil habe erfahren dürfen. Meine Voreltern sind todt, aber leider haben sie von der Erlösung, die durch Christum geschehen, nichts gehört. Um so eifriger wünsche ich aber meinen armen Brüdern das Heil zu verkündigen, und allein dem Werke zu leben, welches mir anvertraut ist; — nicht, daß ich dafür einen Lohn suchte, sondern weil mir Barmherzigkeit widerfahren ist und weil ich das Heil in dem Herrn Jesu habe erfahren dürfen. Es ist mir ein hinreichender Lohn, daß ich Kraft und Gelegenheit erhalten habe, in diesem fernen Lande (Eromanga) das Werk Gottes zu treiben, und es ist mein Entschluß, nie mehr zu dem Lande zurückzukehren, in dem ich geboren bin, sondern in diesem Werke Gottes zu sterben. — Es war im März 1852, daß ich meine Heimath (Rarotonga) verließ, und mit dem Missionsschiff nach Eromanga fuhr. Wir kamen dort im Mai an; nachdem das Schiff geankert, beriethen die Missionare, wer zuerst auf der Insel landen solle; denn die Wildheit der Eingeborenen war ihnen hinreichend bekannt. Ich wartete nur auf ihre Erlaubniß, und sie beschlossen, daß mein Freund Waa mich begleiten solle. Sobald wir am Ufer gelandet waren, umringten uns viele der Insulaner und fragten uns mit großem Anliegen, wer wir seien und warum wir kommen. Mein Freund verstand ihre Sprache und ich bat ihn, den Eingeborenen zu antworten: „Wir sind gekommen, Euch die Worte des ewigen Lebens von dem immer lebenden Gott zu verkündigen.“ Waa sagte ihnen das. Sie fragten alsbald: Wo ist Euer Gott? Ich erwiderte ihnen: „Gott ist in den Himmeln, und die ganze Erde ist Seiner Herrlichkeit voll.“ Darauf wandten sie ihre Gesichter

---

sie zu dem Throne Gottes ihre Hände und Herzen erheben und den Herrn der Heerschaaren bitten, daß er sein Licht auch über das arme Eromanga aufgehen lasse.“

gegen den Himmel und sagten spottend: „Es ist kein Gott da.“ — Nun führte uns ein Häuptling nach seinem Haus und gab uns etwas zu essen. Wir dankten Gott für Seine große Gnade, daß wir so gut empfangen wurden, und daß die Löwennatur dieser wilden Männer nicht ausbrechen durfte. Als es Abend wurde, führte man uns in ein anderes Haus, dort die Nacht zu schlafen. Mein Freund Waa schlug vor, wir sollten beten. Mir war's recht, aber mein Herz war sehr erschreckt und zitterte in mir, daher ich mich anstrengte, Vertrauen in Gott zu haben, daß er auch in dieser Nacht uns gnädiglich bewahren wollte. Wir sangen ein Lied in unserer eigenen Sprache und ich betete. Während des Betens aber schloß ich die Augen nicht (wie sonst gewöhnlich), weil ich auf die Eingebornen schaute, welche in's Haus gekommen waren und sich um uns sammelten. Doch siehe da, sie knieten auch nieder und neigten ihr Angesicht auf den Boden, so lange ich betete; und als ich fertig war, standen sie alle auf und sagten zu einander: atumai, atumai, d. h. es ist gut, es ist gut. — Ich war ganz fröhlich. Ist nicht Gottes Güte groß? Stärkt und tröstet sie uns nicht wunderbar? Wir fingen sogleich an, ihnen Gottes Wort zu verkündigen. Man übersetzte es ihnen in ihre Sprache. Sie wurden gar nicht müde, sondern schienen aufmerksam zuzuhören, bis wir uns zur Ruhe zurückzogen.

„Als der Morgen tagte, vereinigten wir uns wieder zum Gebet und dankten fröhlich für den Schutz dieser Nacht. Wiederum redeten wir mit den Eingebornen über Gott, Seine Werke und Sein Wort. Darnach erst fuhren wir an's Schiff zurück, welches in einiger Entfernung vom Lande Anker geworfen hatte, um unsere Kisten und Gepäck an's Ufer zu nehmen; denn nun waren wir entschlossen, für Gott zu leben und zu arbeiten.

„Doch nur der Anfang der Mission war so hoffnungsvoll. Bald zeigte sich, welche schreckliche Kannibalen diese Insulaner sind, und wie langsam sie ihre alten Gewohnheiten aufgeben. Immer gelüstet sie nach Menschenfleisch; sie haben sogar Leichname ausgegraben, um sie zu verzehren. Dazu kam noch das einheimische Fieber, welches uns viel zu schaffen machte. Endlich, 1857, kam ein europäischer Lehrer (Gordon), der es zu behandeln wußte; aber obgleich ich mehrere Male meiner Gesundheit wegen meinen Aufenthalt gewechselt hatte, mußte ich dennoch die Insel verlassen. Da mein Weib, mein Kind und ich sehr

krank wurden, zogen wir auf eine andere Insel, Namens Lifu. Dort habe ich mit meinem Freund Pau im Dorfe We gearbeitet. Wir richteten Schulen ein für die Alten und für die Jungen. Die Aelteren kommen sehr früh des Morgens, und wenn sie gelernt haben, geht es an die Kinder. So halten wir es jeden Tag; und sie kennen nun alle Buchstaben und lesen die Sylben; einige können auch schon fließend lesen. Wir haben neun Klassen für Männer und acht Klassen für Weiber, und jede Klasse enthält etwa dreißig Personen. Sie wissen jetzt Gottes Wort und die Bezirke, die in Feindschaft lagen, haben Frieden geschlossen.

„Mit dem Schreiben hatten wir viele Noth. Weil wir keine Schiefertafeln hatten, schnitten wir Schindeln zurecht und schrieben mit Kohlen darauf. Die Kinder sahen das und holten sich selbst Holzstücke, auf welche sie schreiben lernten. Ich sagte den Leuten, daß man in Britannien die Häuser mit Schiefer decke. Da meinten sie: „Aha, darum ist es, daß sie uns keine Schiefertafeln schicken, sie haben sie getabut (Tabut, den gemeinen Gebrauch verboten), damit sie ihre Häuser damit decken!" — Oft kommen sie nun und fragen mich, was diese oder jene Stelle in Gottes Wort eigentlich bedeutet und wundern sich, wenn ich ihnen erkläre, wie mich die Väter von Britannien gelehrt haben. Dann fragen sie, wird auch zu uns ein Missionar kommen? und ich erwidere: Ja vielleicht bald.

„In einigen Bezirken sind die Leute sehr feindselig gewesen, aber ich ging dennoch zu ihnen, weil ich dachte: wenn ich getödtet werde, sterbe ich; wenn ich leben soll, kann Gott mich wohl erhalten. Sie sahen mich grimmig an und hießen mich fortgehen; aber ich sagte: „Ich will als Gottes Zeuge unter Euch bleiben; ich habe viel Mitleid mit Euch, weil Ihr den Namen Jesu nicht kennt." Am Ende ließen sie mich in Ruhe. Und gerade hier wächst jetzt das Reich Gottes; 40 Männer und etwa eben so viele Weiber glauben an das Wort und viele Kinder kommen zur Schule. Der Häuptling des Volkes und sein Bruder verehrten einen Stein als ihren Gott und setzten ihr ganzes Vertrauen auf ihn; jetzt sind sie todt, leider ohne den Heiland erkannt zu haben; aber ihre Wittwen glauben an Ihn mit ganzem Herzen und haben mir den Stein gegeben

„Wenn das Wort Gottes hier den Sieg gewonnen hat, so bin ich bereit, in eine andere Gegend zu gehen, um dort das Evangelium

meinen Brüdern zu verkündigen. Das ist Alles, was ich zu sagen habe.

Akatangi." *)

So schrieb Akatangi vor Kurzem an einen Missionar von der Insel Lifu aus; den neuesten Nachrichten nach, sieht es auf Eromanga immer noch sehr traurig aus, aber jener Häuptling, dessen Keule Williams Leben ein Ende machte, hält sich sammt seinem Weibe zu der kleinen Jüngerschaar, welche Akatangi und Gordon das Glück hatten, ihrem Herrn zuzuführen. Möchten sich bald Missionare finden, welche das angefangene Werk auf Eromanga fortsetzen, und sich durch das traurige Ende der Missionare Williams, Harris und Gordon nicht abschrecken lassen, denn:

Es ist noch eine Ruh' vorhanden
Dem Volk, das Gott sein Eigen heißt,
Ein Ort, wo von den schweren Banden
Gelöset weilt der sel'ge Geist,
Wo sich gelegt des Meeres Wellen,
Wo keine Stürme es mehr schwellen.

O wohl dem, der im Buch des Lebens
Geschrieben steht von Christi Hand!
Er kämpft und streitet nicht vergebens
Hienieden in dem Pilgerland!
Einst wird der Siegeskranz ihn zieren,
Stets wird er leben und regieren. —

(Karl Boegehold.)

Die Mission in Patagonien.

Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Jer. 31, 3.

Schon im vorigen Jahrhundert versuchten die Spanier an der Magellansstraße eine Kolonie zu gründen, nicht um die Eingeborenen zu bekehren, sondern um bei ihren Fahrten nach Peru und Chili einen Haltepunkt an der Küste zu haben. Aber sämmtliche Kolonisten sind Hungers gestorben, und noch heute heißt ihr Wohn-

---

*) Dr. Barth, Missionsblatt für Kinder. Calw 1861. p 118.

platz deßhalb der Hungershafen. Auch die auf den benachbarten Falklandsinseln gegründeten Niederlassungen haben nie gedeihen wollen. Aber die Liebe des Herrn, die ja will, daß allen Menschen geholfen werde, hat auch jenem armen Heidenvolke der Pescheräh's einen Freund zu erwecken gewußt, der durch das Alles sich nicht abhalten ließ, diese Armen mit der Botschaft des Friedens aufzusuchen und ihnen selbst sein Leben zum Opfer zu bringen.

„Allen Gardiner", so hieß der treue Mann, war 1794 in Berkshire, nahe bei Wallingford, geboren; eine frühe Neigung zu Unternehmungen und Abenteuern ließ ihn den Seemannsberuf wählen. Die Saat der göttlichen Wahrheit, welche religiöse Eltern in sein Herz ausgestreut, trat bei ihm zuerst wirklich in das Leben, als er dem empörenden Götzendienste in einem Tempel in China beiwohnte. Ein feuriger Missionseifer war die unmittelbare Folge seiner Bekehrung, und als er als Lieutenant auf dem englischen Schiffe Dauntleß die Reise nach Chili und Buenos Ayres mitmachte und die Eingebornen daselbst in ihrer geistigen Erniedrigung erblickte, fühlte er sich auf's Neue überzeugt, daß Gott ihn zum Missionsdienst bestimmt habe. Gleich nach seiner Rückkehr nach England, im Jahre 1824, war er bemüht, die Londoner Missionsgesellschaft zu bewegen, sich jener Südamerikaner anzunehmen. Dies gelang ihm leider nicht; aber nichtsdestoweniger hielt er den Gedanken fest, daß er vom Herrn für die Missionsthätigkeit berufen sei. 13 Jahre später machte sich der nunmehrige Kapitain Gardiner auf, um auf eigene Hand den Südamerikanern das Evangelium zu predigen. Aber auch jetzt fand er neue Hindernisse in den fortwährenden Kriegen jener Völkerschaften. Darauf wandte sich der unerschrockene Streiter nach Chili und nach Valdivia, wo er aber an dem Katholicismus einen noch ärgeren Widersacher fand, als ihm das Heidenthum entgegenstellen konnte. Er entschloß sich nun nach Patagonien und Feuerland zu gehen, weil er diese Länder, jenen Einflüssen entlegen, für günstiger hielt. Er kehrte jedoch noch einmal nach England zurück und suchte dort durch eine von ihm verfaßte Schrift (Ernste Ansprache an die brittischen Christen zu Gunsten der Patagonier. London 1840.) sich für sein Unternehmen Anhänger zu verschaffen. Der Erfolg seiner unausgesetzten Bemühungen war die Bildung der Südamerikanischen Missionsgesellschaft. Im Auftrage derselben, aber

auf seine eigenen Kosten, segelte er am 12. Dezember 1844 in Begleitung des Katechisten Hunt nach Patagonien ab. Am 18. Februar 1845 erreichten sie glücklich die Gregorybai, woselbst sie sich mit ihren wenigen Habseligkeiten ausschifften, während das Schiff seine Reise weiter fortsetzte. Zu seinem großen Bedauern sah sich Kapitain Gardiner jedoch abermals genöthigt, seine Liebesarbeit einstweilen aufzugeben und nach England zurückzukehren. Ebenso erging es ihm bei seiner nächsten Ankunft in Patagonien. Alle seine Bestrebungen scheiterten auch diesmal vollständig an dem Verhalten der Eingebornen, welche sich nicht nur aller seiner Vorräthe und Habe bemächtigten, sondern ihm und den vier Seeleuten, welche ihn auf dieser Fahrt begleiteten, ohne Weiteres sogar auch noch die Kleider vom Leibe zogen. Die dadurch, sowie aus manchen anderen Gründen veranlaßte Rückkehr nach England vermochte indeß Gardiner's Liebe zu den armen Heiden ebenso wenig auszulöschen, als seinen Muth niederzuschlagen. Er war überzeugt, die Feuerländer würden das Evangelium annehmen, wenn es ihnen nur erst in ihrer Muttersprache verkündigt würde. Er schlug deßhalb vor, die für die dortige Mission nöthigen Vorräthe künftig nicht ans Land zu bringen, sondern auf Booten zu behalten, auf die man sich für den Fall von Belästigungen oder Angriffen der Eingebornen zurückziehen könne, und sich mit diesen so lange in der Nähe des Landes aufzuhalten, bis einige von ihnen die Sprache der Eingebornen inne hätten. Diesen Plan aber vermochte die Südamerikanische Missionsgesellschaft, deren Mittel durch die vorhergehenden fehlgeschlagenen Versuche erschöpft waren, nicht auszuführen. Gardiner begab sich deßhalb nach Edinburg in Schottland, sowie nach Herrnhut in Deutschland, stellte sich der Missionsgesellschaft in Edinburg, sowie der Brüdergemeinde in Herrnhut persönlich vor und bat auf die dringendste Weise um Unterstützung. Aber keine der beiden Gesellschaften glaubte auf seine Bitte eingehen zu können. Tief bekümmert kehrte Gardiner nach England zurück, doch er hoffte auf den Herrn, und sein Hoffen sollte nicht zu Schanden werden. Eine christliche Dame hatte inzwischen der Südamerikanischen Missionsgesellschaft 7000 Thaler vermacht, welche letztere nun sofort eine Expedition nach Patagonien beförderte. Als Theilnehmer der Expedition boten sich der Wundarzt Richard Williams aus Bursslem und der Lehrer John Maidment aus London, beide als Ka-

techeten selbst an, außer diesen wählte die Gesellschaft den Schiffszimmermann Joseph Erwin aus Bristol, sowie die Fischer John Badcock, John Bryant und John Pearce aus Cornwales zu Begleitern der Expedition. An der Spitze stand Gardiner als Führer, der nun, zum letzten Male Vaterland, Familie und Elternhaus verlassend, den Ocean überschritt, um auf einer schaudererregenden Küste unter einem barbarischen Volke den Schauplatz seines Todes zu betreten.

Am 7. September 1850 segelten die sieben Boten Christi auf dem Barkschiff „Ocean Queen" (Seekönigin) von England ab. Mit Lebensmitteln bis zum Juni 1851 versehen, sollten sie zunächst nach der Insel Picton am Beagle-Kanal sich wenden; im Juni sollten ihnen dann weitere Nahrungsmittel von England aus über die Falklandsinseln nachgesandt werden. Glücklich landete die kleine Schaar am 5. Dezember 1850 auf der Pictoninsel. Von hier schrieb Gardiner an die Kommitee: „Ich weiß, wir werden bei Ihnen unvergessen sein, so oft Sie dem Throne der Gnade nahen; das giebt mir Trost und Kraft. Wenn wir diese verlassenen Indianer ansehen und bedenken, daß sie sowohl wie wir zum ewigen Leben bestimmt sind, so brechen unsere Herzen über sie, und wir fühlen uns willig zu opfern und geopfert zu werden in dem Dienste, ihnen das Evangelium zu verkündigen. Mein letztes Wort an Sie ist: Beten Sie für uns!"

Das war der erste und letzte Brief, der von diesem Boten des Friedens von seinem Arbeitsplatze einging. — Die mitgenommenen Lebensmittel wurden ihnen zum Theil geraubt von denen, die sie zu segnen gekommen waren, zum Theil verdorben von der Fluth. Ihre Boote zerschellte zum Theil der Sturm nach einigen Wochen, und die bestellten und heißersehnten Lebensmittel blieben aus, weil keine Gelegenheit vorhanden war, sie ihnen zukommen zu lassen, ungeachtet an den verschiedensten Hafenorten Erkundigungen eingezogen wurden. So war die kleine Schaar bald von aller Welt verlassen, nur der Herr und der Glaube an seine unwandelbare Liebe blieb ihr. — Am 8. Mai 1851 schrieb Gardiner in sein Tagebuch: „Süßen Frieden haben nur die, deren Sinn gegründet ist auf dem zu Zion gelegten Felsen; keine ängstlichen Sorgen stören ihre Ruhe, welches irdische Uebel ihnen auch begegne; mitten im Sturme sind sie heiter und ihre Seelen harren in Geduld auf den Herrn. Sie wissen, ihre Haare

sind alle gezählt und nicht der geringste Sperling fällt ohne ihres Vaters Willen vom Dache.... Komme denn, was da will, demüthig werden wir's erwarten. Noch nie verzog sein Arm, bis es zu spät war. Seine Verheißung wird nicht, kann nicht fehlen. So schwarz auch die Nacht, der Morgen wird heranbrechen; sein Eigenthum wird der Herr nicht verlassen; die Gebete des Glaubens werden doch obsiegen, und die Prüfung wird uns süß dünken, die uns wartend zu seinen Füßen legte." —

Bis zum 22. Mai 1851 reichten ihre Lebensmittel; von da ab erlaubten sie sich nur so viel zu genießen, als das Leben unabweislich erfordert. Am 11. Juni starb John Badcock, als der erste dieser treuen Schaar, nachdem der Scharbock bereits unter ihnen ausgebrochen war. In einer Höhle suchten sie gegen Wind und Unwetter Zuflucht, aber die Fluth vertrieb sie auch hieraus. Krankheit und Mangel an Lebensmitteln nahmen täglich zu; am 4. Juli hatten sie nur noch eine halbe Ente, ein Pfund Salzfleisch, ein Pfund Thee, ein Quart Reiß, zwei Tafeln Chocolade, vier Quart Erbsen und — sechs Mäuse. Alles nur einigermaßen Genießbare wurde gegessen. Am 22. Juli waren die genannten Vorräthe aufgezehrt, sie hatten nun nur noch Muscheln und etwas Moos von den Felsen, das sie zu Gallert einkochten. Mit diesem Surrogat fristeten sie ihr Dasein noch bis zum 23. August; aber der Zimmermann Erwin und der Fischer Bryant vermochten nun nicht mehr länger bei diesen Nahrungsmitteln zu bestehen; der erstere starb am 23. und der letztere am 24. August. Nur mit Mühe wurden sie von den übrig Gebliebenen beerdigt. Die kleine Schaar bestand nun noch aus vier Personen, von denen Williams und Pearce ihre letzten Kräfte zusammenrafften, um irgendwo Nahrung zu suchen. Ihre Gefährten haben sie nicht wieder gesehen, denn ihre todten Körper wurden später in einiger Entfernung am Coockfluß gefunden. Gardiner und Maidment blieben nun allein übrig; und über letzteren sowie über sich schrieb Gardiner in sein Tagebuch, das man später auffand: „Herr Maidment war gestern so schwach, daß er bis Mittag nicht aufstehen konnte. Seitdem habe ich ihn noch nicht wieder gesehen und daher auch nichts genossen. Ich kann nicht auf und weiß nicht, ob er noch im Leibe ist, oder in der beseligenden Nähe des gnädigen Gottes, dem er so treu gedient hat. — Gepriesen sei mein himmlischer Vater für die man-

nigfache Gnade, die ich genieße, — ein bequemes Lager, kein Schmerz, kein Nagen des Hungers, obgleich außerordentlich schwach. — Aber ich bin durch seine reiche Gnade in völligem Frieden, erquickt durch das Gefühl der Liebe meines Erlösers und durch die Versicherung, daß es Alles weise und gnädig gefügt ist; ich bete, daß ich den vollen Segen empfangen möchte, welchen es mir ohne Zweifel bringen soll. Meine Sorge ist alle auf Gott geworfen, und ich warte nur seiner Zeit und seines gnädigen Wohlgefallens, mit mir zu handeln, wie es ihm recht dünkt. Ich lebe nun, oder ich sterbe, sei es nur in Ihm. Ich befehle meinen Leib und meine Seele in seine Obhut und bete flehendlich, daß er meine theure Frau und Kinder unter den Schatten seiner Flügel nehmen, sie trösten, behüten und stärken wolle und sie heiligen durch und durch, damit wir in einer lichteren Welt mit einander preisen möchten und anbeten die Gnade dessen, der uns erlöset hat mit seinem theuren Blute und uns wie Brände aus dem Feuer gerissen, damit wir die Kindschaft erlangten und Erben würden seines himmlischen Reiches. Amen."

Einen Tag später schrieb er weiter: „Es ist nun kein Zweifel mehr, daß mein theurer Mitarbeiter seiner irdischen Mühsal entnommen und vereinigt ist mit der Gesellschaft der Erlösten in der Gegenwart des Herrn, dem er bis ans Ende gedient hat. Unter diesen Umständen war es eine gnädige Fügung, daß er das Boot (dies stand auf dem Lande) verließ, da ich die Leiche nicht hätte entfernen können. Er hinterließ ein wenig Pfeffermünzwasser, und das ist mir sehr zur Stärkung geworden. Aber sonst war kein Wasser vorhanden, und in Besorgniß, vom Durst gequält zu werden, bat ich den Herrn, daß er mich stärken möchte, etwas Wasser zu bekommen. Er erhörte mein Flehen. Gestern war ich im Stande, aufzustehen, und eine hinlängliche Menge, die am Hintertheil des Bootes vom Felsen niederträufelte, mit einem Gummischuh aufzufangen. Wie vielfache Gnade empfange ich aus den Händen meines himmlischen Vaters! Gelobt sei sein heiliger Name!"

Einen Tag vor seinem Tode, am 5. September, schrieb er noch mit zitternder Hand: „Groß und wunderbar ist die Leutseligkeit meines Gottes über mir. Bis hierher hat er mich erhalten, vier Tage ohne Speise, aber ohne Gefühl von Hunger und Durst." — Diese Zeilen waren schon sehr unleserlich geschrieben, aber noch einmal hat er

seine Kräfte zusammengerafft, um an den noch übrigen Katecheten im anderen Boote zu schreiben, der aber um dieselbe Zeit die Krone des ewigen Lebens erhalten haben wird. Er schreibt: „Mein theurer Williams! Es hat dem Herrn gefallen, noch einen von unserer kleinen Gesellschaft heimzurufen. Unser theurer heimgegangene Bruder verließ das Boot am Dienstag Nachmittag und ist noch nicht wiedergekommen. Ohne Zweifel ist er nunmehr vor dem Angesichte seines Erlösers. Noch eine kleine Weile, und — (hier kommen unleserliche Stellen) — dem Allmächtigen Lob zu singen..... Thron.... ich fühle weder Hunger noch Durst, obgleich.... Tage ohne Speise.... Maidments Güte gegen mich..... Himmel.... Dein treuer Bruder in Christo. Allen F. Gardiner. September 6. 1851." —

Das waren die letzten Worte dieses bis zum Tode treuen Knechtes Gottes. — Am 21. Januar 1852 fand Kapitain Morshead, der die Missionare aufzusuchen und ihnen Lebensmittel zu bringen gekommen war, die Leiche des Kapitain Gardiner und seine Papiere. Ein leserlich geschriebener Zettel, aber ohne Datum, enthielt die Worte: „Wenn ihr das Ufer entlang anderthalb englische Meilen südwärts geht, werdet Ihr uns in dem anderen Boote finden. Weilet nicht, wir sind am Verhungern." — Von dem ersten Boote aus, neben welchem die Gebeine Gardiners lagen, dieser Anweisung folgend, traf man wirklich die Ueberbleibsel von Williams und Pearce an. Und so wie die beiden Felseneinschriften auf Picton-Eiland „geht nach Spanierhafen!" auf die Spur nach der Felseneinöde von Spanierhafen geführt hatten, so leitete unfern des ersten Bootes die Felseneinschrift „Psalm 62, 6—9" zur Entdeckung der Grotte, in welcher Maidment sein Sterbebette gewählt. Die aufgefundenen Gebeine wurden am 22. Januar Vormittags unter militärischen Ehrenbezeugungen zur Stelle bestattet, wobei Lieutenant Unterwood die Leichengebete las. Ihre Grabschriften bilden die Worte der von ihnen selbst verzeichneten Psalmenstelle: „Aber meine Seele harret nur auf Gott." — — Auf den Falklandsinseln fanden sich 30 Fässer und Kisten vor, die für sie im Juni 1851 dorthin gesandt worden waren; aber kein Schiff hatte sich gefunden, welches die weitere Beförderung davon übernommen hätte." *)

---

*) Dr. G. E. Burkhardt, Missions-Bibliothek. Bielefeld 1857—1862. I. 2. p. 266.

So waren diese treuen Knechte Gottes im eigentlichen Sinne des Wortes verhungert, aber obwohl gestorben, reden sie noch und ihr trauriges und schönes Ende hat die christliche Barmherzigkeit nicht entmuthigt, sondern vielmehr zu neuem Eifer entflammt. Die Südamerikanische Missionsgesellschaft bereitete alsbald eine neue Aussendung vor. Ein zu diesem Zwecke eigens angekauftes Schiff erhielt zum Andenken an den ersten heldenmüthigen Leiter der patagonischen Mission dessen Namen: Allen Gardiner. Am 19. October 1854 fand zu London die Abfertigung mehrerer Missionare und Kolonisten nach Patagonien statt, und am 24. October 1854 ging der Allen Gardiner nebst gut verwahrten Booten nach dem Orte seiner Bestimmung ab. Der Sicherheit wegen errichteten die Sendboten ihre Station zuerst auf den Falklands-Inseln und zwar auf West-Falkland, wo die brittische Regierung der Mission 10000 Morgen Landes schenkte. Es geschah dies in der wohlgemeinten Absicht, sich nicht der Gefahr eines Ueberfalls auszusetzen und um zunächst so viel Eingeborne Feuerlands und Patagoniens nach Falkland überzusetzen, als sich dazu willig finden lassen würden. Im Verkehr mit diesen wollte man zunächst die Sprache des Landes erlernen und sich erst dann unter die Patagonier und Feuerländer begeben. — Trotz dieser Vorsicht hat aber auch dieses Unternehmen einen unglücklichen Ausgang genommen. In einer deutschen Missionsschrift heißt es darüber: „Missionar Despard stand an der Spitze der kleinen Expedition, welche zur Evangelisirung der Patagonier abgesandt wurde. Soeben kommt eine Schreckensnachricht von dort. Die Missionare hatten ein eigenes Schiff mit dem Namen „Allen Gardiner"; dasselbe wurde an einer der Falklandsinseln von den Wilden angegriffen und die ganze Mannschaft desselben, die aus lauter frommen Seeleuten bestand, mit Ausnahme eines einzigen Mannes, niedergemetzelt. Was aus den Missionaren geworden ist, war noch unbekannt. Das Schiff sollte einen Haufen Eingeborner nach der Insel schaffen, auf welcher sich Despard mit seinen Gefährten niedergelassen, wobei es unterwegs überfallen wurde."

Diese traurige Katastrophe hat sich denn auch leider bestätigt. Es heißt darüber: „Missionar Despard hatte seit 1858 die benachbarten Falklandsinseln zur Station gemacht, von wo aus er mit dem Feuerlande durch sein Missionsschiff in Verbindung stand, auch meh-

rere Feuerländer dahinübergeschafft hatte, welche sich in der dortigen Kolonie ganz gut anließen, ein paar Jünglinge erweckten sogar Hoffnung zur Bekehrung. Im November des vorigen Jahres (1859) kehrte das Missionsschiff wieder mit einigen dieser Eingebornen in deren Heimath zurück, um sie dort auszusetzen. Sie landeten bei Wollyah. Am Sonntag früh wollte man am Lande in einem Blockhause, welches Missionar Despard früher gebaut hatte, Gottesdienst halten und der fromme Kapitain des Schiffs, der sich der Feuerlandmission um Gotteswillen ganz ergeben hatte, ging mit seinem Bruder, dem Steuermann und fünf Matrosen an's Land; den Gottesdienst wollte der einzige Missionar, der bei der Expedition war, Katechist Philipps, halten. Der Gottesdienst begann, aber während des Gebets schlug ein Feuerländer einen Matrosen mit der Keule nieder. Man floh, aber Alle wurden auf der Flucht erschlagen; nur der Schiffskoch entkam, ist später von einem Schiffe aufgenommen und hat die Trauerkunde nach den Falklandsinseln gebracht. Das Missionsschiff lag nach den letzten Nachrichten noch unversehrt vor Anker. Die Mission wird natürlich nicht aufgegeben, und bereits sind zwei Brüder aus der Crischona unterwegs nach dort, und ein englischer Prediger will auch mit eintreten. Man schätzt das arme Fischervolk der Feuerländer etwa 4000 Köpfe stark. Seit Magelhaen ihr Land entdeckte, sind 330 Jahre verflossen, und es haben seitdem viele Schiffe das Kap Horn umsegelt, aber kein einziges hat ihnen das Evangelium gebracht. Es wurde in der That Zeit, daß Gardiner den Anfang machte, und sein Werk wird nicht liegen bleiben. Gottes Wege gehen oft sehr langsam, aber es muß Alles erfüllt werden." *)

Dennoch hat die Mission in Patagonien ihren Lauf von Neuem begonnen, und ob auch der Opfer viele sind, so bleibt doch des Herrn Befehl: Seinen Tod zu verkündigen! bestehen. Auch den armen Patagoniern soll Sein Name verkündigt werden, damit auch sie den Trost im Leben und Sterben erlangen, welchen Paul Gerhard so schön in dem Liede ausspricht:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür!

---

*) J. C. Wallmann, Der Missions-Freund. Berlin 1860. p. 149.

Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß' mich aus den Aengsten,
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meiner Noth!
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth!
Dann will ich nach dir blicken,
Dann will ich glaubensvoll,
Fest an mein Herz dich drücken,
Wer so stirbt, der stirbt wohl. —

(Paul Gerhard.)

Die Mission in der Südsee.

Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. 1 Tim. 4, 8.

Die Wahrheit dieses Ausspruchs hat sich zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen bewährt. Auch die Geschichte der Mission liefert die treffendsten Belege dafür, daß die Gottseligkeit ein Neues schafft, daß sie sowohl für das zukünftige als auch für dieses Leben Gottes Segen zur Verheißung hat. Am Auffallendsten tritt uns dieser göttliche Segen in dem Leben der Völker auf den Australischen Inseln in der Südsee entgegen. Wer die jetzt christlichen Südsee-Insulaner noch als Heiden gesehen hat, der hat jetzt an ihnen ein lebendiges Zeugniß für die Wahrheit des obigen apostolischen Wortes. Der Sauerteig des Evangeliums hat angefangen, das ganze religiöse, staatliche und sociale Leben dieser Völker nach allen Richtungen hin kräftig zu durchsäuern. Künste und Wissenschaften, Sitten und Gebräuche, Civilisation und die Annehmlichkeiten eines gesitteten Volkslebens erscheinen als prächtiger Saum an dem neuen Kleide, welches die Südsee angezogen hat.

Die Sprache ist zur Schriftsprache geworden. Die Bibel ist übersetzt, gedruckt und im Gebrauche des Volkes. Umfassende und gründliche Schulbücher sind vorhanden für den Unterricht in allen

Wissenschaften, in alten und neuen Sprachen, in Künsten, gewerblichen- und Handelswissenschaften. Zeitungen, Volksschriften und Journale verbreiten in tausenden von Exemplaren ihr Licht in alle Schichten und Klassen der Bevölkerung. Kunstsammlungen, Bibliotheken, Volksschulen und Seminare tragen zur Bildung des Volkes wesentlich bei, und selbst eine einheimische Literatur hat sich dieses Inselvolk bereits geschaffen. Handwerke, Landbau, Gewerbe und Handel blühen überall; Gesetzbücher sind eingeführt, durch welche das Privateigenthum geschützt, das Verbrechen mit Strafe belegt und eine gesellschaftliche Ordnung im christlichen Sinne hergestellt ist. Die Ehe ist zu ihrem heiligen Rechte gekommen, und die Heiligung des Sonntags ist nicht nur Polizeivorschrift, sondern allgemeiner Volkswille, und wird mit Recht so strenge inne gehalten, daß die europäische Christenheit und namentlich das christliche Deutschland sich ein Beispiel an jenen Insulanern nehmen könnte. Kurz, das ganze innere und äußere Leben dieser Völker ist auf fast unglaubliche Weise umgestaltet worden. Könnten Tasmann, Bougainville, Cook und Andere, welche sie in ihrem heidnischen Zustande sahen, jetzt sie besuchen, kaum würden sie es für möglich halten, daß es dieselben Völker sind. Der vormals nackte Wilde geht jetzt anständig gekleidet; vormals im höchsten Grade roh, stumpfsinnig, selbst grausam und mit allen Lastern eines Kannibalen beladen, ist er jetzt ein nüchterner, vernünftiger, geselliger und oft gebildeter Mann. Ehemals begnügte sich der vornehmste Häuptling mit einem schmutzigen Lappen, den er als Schürze vorband ; jetzt sind die Häuptlinge von Kopf bis zu Fuß europäisch gekleidet, und auch der ärmste aus dem Volke besitzt gegenwärtig mehr Kleider, als früher der angesehenste Häuptling. Die Weiber, welche früher nur als Sklaven und Lastthiere geachtet wurden, sind jetzt in die ihnen gebührenden Rechte eingesetzt; während sie früher in ihrer äußeren Erscheinung den europäischen Seefahrern nur Abscheu und Ekel einflößten, tragen sie sich jetzt sittig wie es dem Weibe ziemt, sind ihren Männern treu ergeben und sind die zärtlichsten Mütter ihrer Kinder.

In all' ihren Gedanken, in ihrem ganzen Thun und gesellschaftlichen Leben spricht sich das Bewußtsein aus, daß sie die Wahrheit des Christenthums in ihrem innersten Wesen erfahren haben. Die Kirche und das Lesen der heiligen Schrift sind ihnen Lebensbedürf-

nisse geworden, ohne welche sie sich nicht wohlfühlen. Die Kirchen sind stets des Sonntags gefüllt; und die feierliche Stille, die gespannte Aufmerksamkeit und das richtige Verständniß der Predigten sind Zeugniß dafür, daß das Christenthum unter ihnen Gestalt und Leben gewonnen hat. Wie sticht doch diese Sonntagsruhe, der Kirchengang und der Sonntagsanzug, der sie alle ziert, — wie sticht das Alles ab gegen die schläfrige Stumpfheit, das wilde Umherstieren und die unbändige Rohheit der ehemals versammelten Heiden! Aber nicht die Kleidung allein bezeugt den Wechsel, der mit ihnen vorgegangen ist, denn Kleider machen keine Leute, es ist umgekehrt: auch das Gesicht dieser jungen Christen, sonst ein treuer Spiegel ihres wilden Sinnes und ihrer unbändigen Lüste, strahlt jetzt den stillen Frieden wieder, der in ihre Herzen eingezogen ist. Die Augen, die sonst meistens in Zorn und Mordlust funkelten, glänzen jetzt von milder Lindigkeit; die rauhe Donnerstimme hat einen sanften, lieblichen Ton bekommen, und man sieht es dem Verkehr dieser Leute an, daß die goldene Regel sie regiert, welche uns lehrt, dem Andern so zu begegnen, als wir wünschen, daß er uns begegne.

Aber auch die Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens brechen sich unter ihnen immer mehr Bahn. Dieselben Menschen, die als Heiden in schmutzigen Kabachen wohnten, haben jetzt niedliche und bequeme Häuser, die ganz nach dem Bedürfnisse der Familie eingerichtet und in verschiedene Zimmer abgetheilt sind. Ihr Hausgeräth ist ganz nach dem Muster des europäischen eingerichtet, und selbst Teppiche, Sophas, Spiegel, elegante Möbel und andere Luxuswaaren sind bei ihnen anzutreffen. Fast täglich zeigen sich neue Bedürfnisse, und sie ruhen nicht, bis sie dieselben durch eigene Fabrikation befriedigen können. Früher besaßen sie nur elende Kanots, mit denen sie von einer Insel zur andern fuhren, jetzt haben sie nicht nur dauerhafte Boote, sondern selbst Schiffe, Briggs und ganze Fahrzeuge, die nach europäischem Styl erbaut sind. Allein auf den Gesellschaftsinseln giebt es gegen 40 Schooner, die bedeutende Lasten tragen, weite Reisen machen, und welche sie selbst gezimmert haben. Anstatt früher von vierfüßigen Thieren nur Zwergschweine und unzählige Ratten in der Südsee zu Hause waren, findet man jetzt überall Pferde, Esel, vortreffliches Rindvieh, Schaafe und Ziegen in ziemlicher Menge; auch europäisches Geflügel, als Gänse, Enten, Hühner, Tauben ꝛc.

haben jetzt auf den Südsee-Inseln eine neue Heimath gefunden; was für jene Bevölkerung natürlich eine Quelle größeren Wohlstandes ist. Durch bessere Schifffahrt ist der gegenseitige Verkehr bedeutend erleichtert, und während es früher bei großen Kosten und Unsicherheit kaum möglich war, eine Nachricht von einer Insel zur andern, oder auch nur von dem einen Ende der Insel zum andern zu bringen, so ist jetzt durch größere Postverbindungen überall der Briefwechsel und Verkehr möglich gemacht, und die Missionare, sowie die Ansiedler erhalten die europäischen und amerikanischen Zeitungen, Briefe u. s. w. in verhältnißmäßig kurzer Zeit.

Durch Hebung des Viehstandes sind auch die Ländereien den Eingebornen von größerem Nutzen geworden; Tausende haben jetzt ihre Grundstücke in erfolgreiche Kultur gebracht; weite Strecken Landes, die ehemals wüste lagen, sind jetzt angebaut. Ueberall sieht man eingehegte Felder mit Taropflanzen, Kartoffeln, Rüben, Weizen, Kohl, Zuckerrohr, Baumwolle u. s. w., theils für die einheimische Konsumtion, theils für den Handel. Missionar Pitman sagt von einer der Südsee-Inseln: „Bei meinen früheren Besuchen fand ich hier eine Wüste. Jetzt aber haben die Eingebornen das Gestrüpp aufgeräumt, verschiedene Gemüsegärten angepflanzt, eine beinahe meilenlange Mauer zum Schutz der Felder vor den Schweinen aufgerichtet und hübsche Wohnhäuser aufgebaut. Männer, Weiber und Kinder, die sonst wie das Vieh lebten, sind jetzt reinlich und anständig gekleidet und treiben ihre Arbeit. Und was hat diesen sonderbaren Wechsel hervorgebracht? Nicht europäische Ansiedler und Kolonisten, denn die gab's hier nicht, sondern nur die einfache Predigt des Evangeliums und das Vorbild eines christlichen Hausstandes, wie ihnen das in der Familie und dem Hause des Missionars veranschaulicht wurde."

Ebenso wie der Landbau blühen die Handwerke. Die Arbeiten der Tischler, Drechsler, Schmiede, Schlosser u. s. w. stehen den europäischen, wenigstens was ihre Dauer anlangt, in nichts nach. Auch Zuckerfabrikation und Baumwollenmanufaktur wird auf einigen Inseln betrieben. Besonders die Baumwolle wird hier in vorzüglicher Güte und großer Menge gewonnen, so daß dieser Industriezweig einst ein wichtiger Ausfuhrartikel der Südsee-Insulaner werden wird. Auch Eisengießereien und Maschinenfabriken sind auf einigen Inseln neuer-

dings errichtet worden, und viele Stahl- und Eisenwaaren werden jetzt nicht mehr von England bezogen, sondern von den Eingebornen angefertigt. Ein Häuptling auf den Sandwich-Inseln hat auf eigene Kosten eine Baumwollen-Fabrik errichtet; von einem Ausländer hat er ein Musterspinnrad anfertigen lassen, und die Fabrik soll einen nicht unbedeutenden Gewinn abwerfen. Seilerwerkstätten sind auf allen größeren Inseln errichtet; besonders ist in den letzten Jahren die Seilerei ein sehr einträglicher Erwerbszweig gewesen, indem von den vielen Wallfischfahrern und Kauffahrteischiffen, die an den Inseln vor Anker gehen, fortwährend Nachfrage nach inländischem Tau- und Takelwerk geschah.

Auf einer ganzen Reihe von Inseln sind Buchdruckerpressen errichtet, die fortwährend in Thätigkeit sind. Früher mußten die Missionare selbst die Presse handhaben, jetzt werden sie selbständig von den Eingebornen geleitet. Die aus diesen Druckereien hervorgehenden Bücher werden von den Eingebornen selbst gebunden, und wenn ihre Arbeit auch nicht so elegant, wie englische und deutsche ist, so läßt sie doch an Festigkeit und Sauberkeit nichts zu wünschen übrig.*)

Das weibliche Geschlecht steht an neu erworbener Kunstfertigkeit dem männlichen nicht nach. Es giebt unter ihnen Näherinnen, Wäscherinnen, Hut- und Haubenmacherinnen u. s. w., die nicht nur dauerhafte, sondern auch geschmackvolle Arbeit liefern. So berichten z. B. die Missionare auf den Sandwich-Inseln: „Hüte und Hauben werden auf all unsern Stationen von den eingebornen Frauen und Mädchen verfertigt und zwar mit viel Geschick und Geschmack. Es sind Artikel darunter, die unseren Putzmacherinnen daheim zur Empfehlung gereichen würden.“ Missionar Pritchard brachte vor mehreren Jahren einige Proben Hutgeflecht mit nach England, welches die Frauen auf Tahiti anfertigen, und Sachverständige haben erklärt, daß diese selbst die englischen Fabrikate übertreffen. Es wird aus dem Stengel des Pfeilwurz und dem Blatt des Zuckerrohrs geflochten, ist schön weich, weiß und glänzend, dem schmalen Sammetbande nicht ungleich und so merkwürdig leicht, daß es zu Sommerhüten sich vortrefflich eignet. Ein Handlungshaus in Schottland hat neuerdings

---

*) Fr. Gerstäcker's Reisen. 3. Bd. Die Südsee-Inseln. Stuttgart und Tübingen 1853.

den Kontrakt gemacht, alle Platten zu kaufen, welche die Südseemanufakturen liefern mögen. —

Durch den Handelsvertrag, welchen die Nordamerikaner mit China und Japan geschlossen haben, und welcher ihnen auch wieder 1862 einige Häfen geöffnet hat, ist der Verkehr auf den Südsee-Inseln ein besonders lebhafter geworden. Die Fahrten von Nordamerika nach China und Indien, und ebenso von dort über den stillen Ocean zurück nach Amerika und Europa, mehren sich von Jahr zu Jahr, und der Handel für die Bevölkerung der Südsee wird sich daher je länger je mehr steigern, was jenem Insel-Volke einen nicht unbedeutenden Gewinn abwerfen muß. Schon jetzt ist die Ausfuhr der Südsee-Inseln eine ziemlich bedeutende, während ausländische Produkte mehr und mehr von den Eingebornen selbst angefertigt werden. Die jetzigen Ausfuhrartikel sind besonders: Zucker, Kaffee, Pfeilwurz, Kocosnußöl, Farbenöl, Tauwerk, Strohgeflecht zu Damenhüten, Salz, eingemachte Früchte, verschiedenes Nutzholz, rohe Baumwolle, Indigo, Perlen und Perlmuscheln. —

Wir haben in Vorstehendem in einigen wenigen Zügen ein schwaches Bild von dem heidnischen Sonst und dem christlichen Jetzt der Südsee-Inseln zu entwerfen gesucht. Es wird sich nunmehr Jedem die Frage aufdrängen: Woher dies Alles? Was hat den barbarischen Wilden, den unwissenden Heiden zu einem so gesitteten Menschen, zu einem so ernsten Christen gemacht? Die Thatsache, daß vor noch nicht einem Menschenalter die ganze Bevölkerung der Südsee aus Heiden bestand, daß diese im höchsten Grade grausam und Kannibalen waren, unter denen nicht nur ewiger Krieg, Raub und Mord, sondern unnatürliche, scheußliche Laster, ja selbst Menschenfresserei im Schwange gingen, — alles dies ist ja zur Genüge bekannt, denn die Entdecker Australiens und der einzelnen Südsee-Inseln, sowie die späteren Seefahrer haben es in ihren Reiseberichten vielfach erzählt und Viele von ihnen durch ihren blutigen Tod schmerzlich genug erfahren. Wenn man nun auf der andern Seite die mächtige Umwälzung, welche mit jenen Völkern in unseren Tagen vorgegangen ist, in Zweifel ziehen sollte, wenn man dem Zustand des christlichen Jetzt, wie er im Obigen geschildet ist, keinen Glauben beimessen wollte, weil er sich etwa nur auf die Angaben der Missionsberichte stützt, so könnten wir alle Zweifler nur einfach auf die Berichte der Reisenden und

Profanschriftsteller verweisen. Man lese nur eine Australische Zeitung, man frage irgend einen Seefahrer, der diese Inseln besucht, oder einen Kaufmann, der mit jenen Inseln in Handels-Verbindung steht: so wird man dieselbe Mittheilung erhalten, welche uns die Missionare geben. Und auch die größten Feinde des Christenthums werden zugestehen müssen, daß mit diesem Insel-Volke eine Umwälzung vorgegangen ist, die seit Jahrhunderten als einzig in der Geschichte dasteht, und die etwa nur eine Parallele in unseren heidnischen Vorfahren, in den alten Germanen, findet. Die Ungläubigen unserer Tage sind nun mit einer Antwort schnell bei der Hand; „das ist die Folge einer ganz natürlichen Entwicklung," sagen sie, „der häufige Verkehr mit den Seefahrern, das Landen der Matrosen, der Einfluß des englischen Weltverkehrs: das konnte ja auf die Insulaner nicht ohne Wirkung bleiben, und wenn sie nun europäische Sitten und zum Ueberfluß noch das Christenthum angenommen haben, so ist das eine Sache, die nichts Auffallendes hat." So argumentiren die, für welche das Christenthum keine Macht und keine Kraft mehr hat; aber jene Südsee-Insulaner und alle wahren Christen kennen die Kraft wohl, welche diesen wunderbaren Wechsel bewirkt hat, nicht etwa die Vernunft hat es gethan mit ihren klugen Gedanken, nicht ein bloßes Moralpredigen, auch nicht ein sogenannter Civilisationsprozeß, sondern die einfältige Verkündigung des Evangeliums. Wo weiß die Geschichte je auch nur von einer einzigen Seele zu sagen, welche von der Philosophie für Christum gewonnen wäre? Was hat die Civilisation vermocht? Sie hat ihre Kunst versucht auf den Sandwich-Inseln, auf Neuseeland und anderswo: und ward da auch nur ein Einziger bekehrt, ehe das Evangelium kam? Nein! — das Evangelium ist's, welches je und je sich erweist als eine Gotteskraft zur Seligkeit. Hätten die Missionare ihre Zeit mit gelehrten Untersuchungen über das Wesen Gottes oder mit moralischen Vorträgen hinbringen wollen, die Bewohner der Südsee würden noch heute in heidnischer Blindheit schmachten und ihre Knie beugen vor Holz und Stein. Sie haben zu ihnen geredet von der Liebe Gottes in Christo, sie haben ihnen den gekreuzigten Heiland gepredigt, der für ihre Sünden geblutet hat, sie haben ihnen all' die christlichen Lehren vorgehalten, die jedem Unbekehrten so sonderbar erscheinen, sie haben zu ihnen von den Leiden, von dem Verdienst und von der Sünderliebe Jesu ge-

redet — und das hat sie überwunden; sie haben die Waffen ihrer Feindschaft, die Keulen ihrer Schlachten und die Wurfspieße ihrer Fehden diesem Heiland gestreckt; sie haben ihre Götzen in die Löcher der Maulwürfe und in die Tiefe des Meeres geworfen; sie haben ihre blutbefleckten Altäre verlassen und sind zu dem Manne von Golgatha geflohen, dessen Verdienstes sie sich nun getrösten, und dessen Blut sie rein macht von aller Sünde. Weder Platonische Weisheit noch Sokratische Moral, weder rationalistische Vernunftlehre noch europäische Civilisation ist es, welche sie zu gesitteten Menschen umgeschaffen hat, sondern nur das Christenthum, und zwar das Christenthum der Bibel. Dies ist's allein, welches aus alten Menschen neue, aus Heiden Christen, aus Kannibalen friedfertige und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft macht.*)

Man bringe nur den Heiden zunächst die Botschaft von Christo, man predige ihnen seine Liebe und sein bitteres Leiden, so wird die Civilisation schon von selbst nachfolgen. Christenthum und wahre Civilisation sind Zwillingsschwestern, sie gehen Hand in Hand; oder besser, das Christenthum ist die Mutter, welcher unter vielen Töchtern auch die Civilisation nachfolgt. Nirgends hat sich wohl der Ausspruch Montesquieu's herrlicher bewahrheitet als hier, nämlich, daß Länder nicht kultivirt werden durch ihre Fruchtbarkeit, sondern durch ihre Freiheit, daß Völker nicht civilisirt werden durch Handel und Wissenschaft, sondern durch das Christenthum. Das Christenthum ist der mächtige Hebel, der den Pflug treibt und die Spindel und den Kiel, der Wege aller Art öffnet, der zur Wohlthätigkeit begeistert, der die Liebe zur Wissenschaft erweckt und die Mittel gewährt, sie weiter zu bilden. Das Christenthum ist die erste und die beste Lehrerin, und nur dieses allein hat die Verheißung alles wahren Lebens, des zukünftigen sowohl, als auch des irdischen.

Man beklagt sich immer über die zu geringen Erfolge, welche die Mission erzielt; hier sind Erfolge, und es ist nun nicht länger eine Frage, ob das Missionswerk Etwas auszurichten vermag. Die obigen Thatsachen und anderweitige Erfahrungen haben es bewiesen. Das Maaß des Erfolges, welches Gott seinen Dienern in den Hei-

---

*) Nach C. E. Meinicke, Die Südseevölker und das Christenthum. Eine ethnographische Untersuchung. Prenzlau 1844.

ländern zugemessen hat, wiegt reichlich die bisher gemachten Anstrengungen auf. Und wenn wir die Sache auch nur von ihrer socialen Seite ansehen, bis wie weit erstrecken sich dann jene Segnungen, welche die Völker der Südsee an sich erfahren haben? Etwa blos auf sie selbst? Nimmermehr, denn durch ihre Evangelisirung haben nicht blos sie und die umwohnenden Völkerschaften gewonnen, sondern dieser Segen wirft seine Strahlen bis nach Amerika, Europa, Asien und Afrika; der Weltverkehr und Welthandel, Industrie, Kunst und Wissenschaft haben durch sie neue Quellen und Kanäle gefunden, und während für den Seefahrer jene zahllosen Inseln früher nur Klippen, Riffe und Felsen waren, bei deren Landung ihnen der Untergang drohte, sind sie ihnen jetzt gleichsam Leuchtthürme, Friedenshafen und Landungsplätze, die ihnen auf ihrer weiten Fahrt eine Zeit der Ruhe und Erholung gewähren. Die Fremden, welche jetzt die Südsee-Inseln besuchen, genießen reichlich die Wohlthaten mit, die im Gefolge des Evangeliums sich eingestellt haben. Zunächst ist manches edle Leben erhalten worden, seitdem diese Völker nicht mehr Heiden sind. Früher sahen sie es als Nothwendigkeit und Ehrensache an, landende oder strandende Seefahrer meuchelmörderisch zu überfallen und sie ihren Götzen zu opfern, jetzt sind ihre Herzen und Hände überall bereit, dem Nächsten zu helfen in allen Leibesnöthen. — Vor einigen Jahren strandete das Kauffahrteischiff „Charles Eaton" auf seiner Fahrt von Canton nach Calcutta in der Torresstraße (zwischen dem Festlande von Australien und Neu-Guinea). Die schiffbrüchige Mannschaft, darunter der Kapitain mit Weib und Kind, rettete sich auf einigen Schiffsplanken nach einer Insel inmitten der Straße. Die Unglücklichen glaubten hier einen Bergungsplatz zu finden, aber alle, nur mit Ausnahme von vier Knaben und fünf Matrosen, die durch die Flucht nach Timor entkamen, wurden von den barbarischen Eingebornen elendiglich umgebracht. Was für eine Aufnahme hätte jene Mannschaft gefunden, wenn die Bevölkerung der Insel schon mit dem Evangelium gesegnet gewesen wäre? Anstatt mit Speer und Keule empfangen zu werden, hätte man sie in mitleidiger Liebe willkommen geheißen; anstatt ihres Grabes hätten sie hier eine Heimath gefunden und anstatt eines grausamen Todes würde man sie verpflegt und ihre Wunden verbunden haben. Die neuere Geschichte der Seefahrten erzählt uns Beispiele genug von Schiffbrüchigen, welche

sich auf jene Inseln retteten, und welche die Samariterliebe der bekehrten Insulaner erfahren haben. Wären die Sandwich-Insulaner gewesen, was sie jetzt sind, würde der tüchtige Kapitain Cook als Opfer ihrer Grausamkeit gefallen sein? Wären die Samoaner gewesen, was sie jetzt sind, würde Langle, der Begleiter Perouse's, mit elf seiner Leute erschlagen worden sein? Wir könnten hier ein ganzes Register unglücklicher Seefahrer aufzählen, welche ihren Tod nicht durch den Schiffbruch, sondern durch die Mörderkeulen jener ehemals heidnischen Insulaner gefunden haben. Man mag diese unglücklichen Abenteuer in andern Büchern nachschlagen; wir freuen uns vielmehr, daß es jetzt nur noch wenige Inseln in der unermeßlichen Südsee giebt, an denen das Landen der Schiffe durch die Grausamkeit der Eingebornen unmöglich und gefährdet wäre. Früher war dies überall der Fall, und das Leben der Seefahrer stand bei dem so nothwendigen Wassereinnehmen fast immer auf dem Spiel; jetzt hingegen haben die Schiffe fast überall sichern Zugang, und landet ein Kapitain wirklich an einer Insel, die er früher noch nicht besuchte und von deren Bevölkerung er keine sicheren Nachrichten hat, so ist gewöhnlich seine erste Frage an die Eingebornen: „Sind Missionare unter Euch?“ Sind welche da, so landet er unbedenklich, denn er weiß, daß deren Wirksamkeit sein Leben mehr sichert, als die Kanonen seines Schiffes. Ein Schwede, der mehrere Südseereisen gemacht hat, schreibt hierüber: „Auf meiner vorigen Reise berührte ich eine der Schifferinseln, aber ich fand die Eingebornen so wild und feindlich, daß ich zu landen mich scheute und war froh, als ich mit vollen Segeln fahrend, die Insel aus den Augen hatte. Diesmal aber nahmen mich dieselben Leute mit großer Herzlichkeit auf, handelten mit mir ehrlich, und mein Leben und Eigenthum war sicher in ihren Händen. Ich war ganz erstaunt, bis ich erfuhr, daß unterdeß Missionare sich hier niedergelassen hatten.“ Aber nicht nur Seefahrer, sondern auch Regierungs-Beamte, welche auf jenen Inseln ein Amt bekleiden, lassen den Missionaren und den Erfolgen der Mission die Anerkennung widerfahren, die ihnen gebührt. Der brittische Konsul der Gesellschafts-Inseln hielt neuerdings, während seiner Anwesenheit in London, vor einer zahlreichen Versammlung, zu der Personen aus den höchsten Ständen gehörten, einen Vortrag über die jetzigen Zustände der Südsee-Inseln, aus welchem wir Folgendes hervorheben:

„Ich kann meinen Vortrag nicht schließen, ohne noch mit wenigen Worten auf eine kleine Schaar von Männern hinzuweisen, deren Leistungen für die Religion und die Civilisation nur zu oft entweder böswillig entstellt oder nicht begriffen worden sind. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich die Missionare meine. Während meiner Reisen in der Südsee und amtlichen Thätigkeit auf den Gesellschafts-Inseln hatte ich vielfach Gelegenheit, den Eifer, die Arbeiten und die Erfolge der Missionare mit meinen eigenen Augen zu sehen. Und da ich nun ein völlig vorurtheilsfreier Beobachter zu sein glaube und mich überdies in amtlicher Stellung befinde, so möchte es Ihnen vielleicht nicht unwillkommen sein, mein Urtheil über die Leistungen jener Männer zu hören. — Während der dritthalb Jahre, die ich auf den Gesellschafts-Inseln zubrachte, habe ich stets die rührendsten Beweise ihres Eifers, ihrer Selbstverleugnung und nicht selten ihrer Selbstaufopferung erfahren. So lange die Inseln äußeren Frieden hatten, waren sie unermüdlich in der Erziehung und Unterweisung der Kinder, und ebenso unermüdlich in dem Bemühen, die Eltern theils durch Ermahnungen, theils durch das Exempel ihres eigenen einfachen und reinen Wandels für die Wahrheit zu gewinnen. So lange der Bürgerkrieg wüthete, was leider nur zu oft der Fall war, fanden sich die Missionare alle Zeit bereit, ihr Leben mit mir oder allein der Gefahr auszusetzen, um wo möglich die blutigen Greuel der Feldschlachten zu verhindern oder wenigstens zu mildern. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es mir wahres Vergnügen macht, durch dieses öffentliche Zeugniß den Missionaren die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihnen in so reichem Maaße gebührt."

Man sieht eben hieraus, daß auf allen Eilanden der Gesellschafts-Inseln das alte Heidenthum noch nicht ganz überwunden ist. Die alten Feindschaften, Raufereien und Kriegsgelage mögen den Missionaren auf denjenigen Inseln wohl noch viel zu schaffen machen, die erst neuerdings von ihnen in Angriff genommen sind. Doch auch hier wird ja das Heidenthum dem Christenthum endlich Platz machen.

Neben diesem Zeugniß, welches mehr die Missionare im Auge hat, möge hier noch ein anderes eine Stelle finden, welches uns die Insulaner als Christen schildert. — Vor einiger Zeit strandete an einem der Rarotonga'schen Riffe die amerikanische Handelsbrigg „der Falke". Kaum gewahrten die am Strande wohnenden Insulaner das

Unglück, so stürzten sie sich augenblicklich in's Meer, um durch ihre Hülfe Menschen und Güter vom nahen Untergange zu retten. Da alle Südsee-Insulaner vortreffliche Schwimmer sind,*) so wurden nicht nur alle Personen des Schiffs, sondern auch viele Güter gerettet; von Letzteren Alles, was nur irgendwie zu bergen und auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten war. Gerade diese Insulaner waren sämmtlich arm; sie wohnen am Meeresstrande und nähren sich nur kümmerlich von der Fischerei; es lag daher der Gedanke nahe, daß die Versuchung für diese Leute doch zu stark sein möchte, und daß bei dieser Katastrophe dem Kapitain und den Passagieren Manches abhanden kommen werde; allein die darauf angestellte Inventur-Aufnahme ergab, daß auch nicht ein Strick oder ein alter Nagel fehlte. Die treuen Insulaner scheinen also 2. Mose 20, 15 nicht nur aus-

---

*) Ueber die Schwimmfertigkeit der Insulaner spricht sich ein Reisender folgendermaßen aus: „Die Lust, sich auf dem Meere zu schaffen zu machen, ist allen Südsee-Insulanern eigen; das Meer ist ihr Element, in dem sie sich ebenso harmlos tummeln als auf dem Lande. Es gewährt einen sonderbaren Anblick, wenn Männer und Frauen, die nun meist europäisch gekleidet gehen und sich zum Christenthum bekehrt haben, plötzlich ihre Kleider abwerfen und in's Meer springen, um ein Bad zu nehmen. Sind sie auf dem Meere, etwa beim Fischfang oder bei Fahrten nach entfernten Inseln, so befindet sich nur immer ein Theil im Schiffe; die übrigen schwimmen nebenher und wechseln sich beim Rudern gegenseitig ab. Schlägt das Boot oder Kanot um, was in jenen gefährlichen Meeren nicht selten geschieht, so springen Alle heraus, drehen es im Schwimmen um und schöpfen in wenigen Minuten das Wasser heraus, worauf die Fahrt, ohne daß man weiter von einem solchen Unfalle spricht, fortgesetzt wird. Ihre Geschicklichkeit im Schwimmen erregt wirklich die größte Bewunderung und übertrifft so sehr jede Vorstellung, daß man fast glauben sollte, der Mensch sei hier ursprünglich dazu bestimmt, im Wasser zu leben. Sie verrichten jede willkürliche Bewegung im Wasser nicht minder leicht, als auf dem Lande, bleiben schwimmend an ein und demselben Ort in aufrechter Stellung, indem sie nur die Füße bewegen und so, daß Kopf und Schultern sichtbar sind. Sie schlagen dabei Kocosnüsse auf, verzehren sie und bringen jeden beliebigen Gegenstand große Strecken weit fort, ohne ihn naß werden zu lassen. Diese Fertigkeit trifft man bei Männern, Weibern und Kindern in gleichem Grade an. Die letzteren bringen einen großen Theil ihrer Jugendzeit im Wasser zu. Wie unsere Kinder ihre Drachen-, Kugel- und Ballspiele und sonstigen Belustigungen auf dem Lande haben, so besitzt die dortige Jugend noch verschiedene Kunststücke und Spiele, die nur im Wasser verrichtet werden. Das Meer ist ihr Tummelort und Turnplatz."

wendig, sondern auch inwendig gelernt zu haben, und das giebt den Werken der Liebe, die sie an den Schiffbrüchigen übten, erst die rechte Weihe. Nachdem Kapitain, Mannschaft und Passagiere lange Zeit die Gastfreundschaft der Bewohner jener Insel genossen hatten und sich endlich ein Schiff zu ihrer Abfahrt einstellte, gelangten sie auf dem letzteren glücklich in ihre Heimath zurück, und hier eben legte der Kapitain ein Zeugniß für jene Insulaner ab, welches sie durchaus als Christen kennzeichnet. Dasselbe lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Die Eingebornen haben uns Beistand geleistet nach besten Kräften von dem Augenblicke an, wo das Schiff strandete, bis zu unserer Abfahrt. Gleich am ersten Tage, als wir die Reste unserer Ladung und unsere Sachen an's Land schafften, trugen die Eingebornen auf ihren Schultern eine Kiste nach der andern nach dem Missionshause, und auch nicht ein einziges Tuch haben wir vermißt, obwohl sie uns Alles mit einander hätten nehmen könnnen, ohne daß wir es hindern konnten. Ein schlagender Beweis für die Ehrlichkeit der Bewohner dieser Insel. Die ganze Zeit über, in der ich mit meinen Leuten bei ihnen gewesen bin, haben sie uns auf's Freundlichste behandelt, wofür ich ihnen immer dankbar bleiben werde. Ich selbst und die Offiziere wohnten in dem Hause Puna's (des eingebornen Missionars), der sammt seiner Frau Alles aufbot, um es uns gemüthlich zu machen, wofür ich ihm meinen aufrichtigen Dank sage — das ist die einzige Vergeltung, die jetzt in meiner Macht steht. Kapitain B. Chase."

Der Kapitain konnte bei seiner Rückreise die geretteten Güter nicht mitnehmen und mußte sie daher auf der Insel zurücklassen. Er hatte zu den Eingebornen solches Vertrauen gefaßt, daß er die ganze Schiffsladung den eingebornen Lehrern übergab. Der einzige europäische Missionar befand sich um jene Zeit gerade abwesend, nämlich auf der benachbarten Insel Rajatea; an diesen schrieb Chase und bat ihn, er möchte bei irgend einer Gelegenheit doch die Schiffsgüter für ihn verkaufen, oder wenn dies dem eingebornen Missionar Puna möglich wäre, ihm nöthigenfalls seine Legitimation geben, wenn europäische Seefahrer etwa einen solchen Kauf mit Puna nicht eingehen wollten. — Drei Monate darauf, nachdem Kapitain Chase die Insel verlassen hatte, warf ein Kauffahrer vor der Insel die Anker aus, und der Befehlshaber desselben stellte sich dem Missionar Puna als den Bevollmächtigten des Kapitain Chase vor, welcher ihn beauftragt

habe, die Delladung des Falken abzuholen. Puna fragte ihn, ob er nicht einen Brief von Chase mitbringe, aus dem er diese Ordre ersehen könne. „Allerdings," erwiderte der Seefahrer, „ich werde ihn gleich von meinem Schiffe holen." Damit ging er weg, schrieb in Ermangelung einer Chase'schen Vollmacht sich selbst eine solche und begab sich dann abermals zu dem Missionar, dem er sie zur Prüfung einhändigte. Puna durchfliegt sie schnell, sieht dem Seemann scharf in's Auge und sagt dann in seinem gebrochenen Englisch: „Du bist ein Lügner, du bist ein Dieb, denn du willst die Güter stehlen, die mir in Verwahrung übergeben sind!" Der entlarvte Kapitain stellt sich wüthend über einen solchen Verdacht. Aber Puna nahm ihn ruhig bei der Hand, führte ihn in ein Nebenzimmer und öffnete sein Journal, in welches er mit Bedacht Kapitain Chase's Namen hatte von ihm selbst einschreiben lassen. Er hielt nun die falsche Ordre neben die Handschrift seines Journals und wiederholte dem Kapitain unverhohlen seine Anklage, daß er ein Lügner und Betrüger sei. Dieser machte zwar noch einige verlegene Einwendungen, suchte aber doch das Weite und fuhr noch an demselben Tage mit vollen Segeln davon. Es ist nicht an den Tag gekommen, wer dieser unlautere Gesell gewesen ist, aber seine Taufe war länger her, als Puna's Taufe, das ist sicher. Kapitain Chase hat später diese saubere Geschichte erfahren und schenkte den treuen Rurutuanern aus Dankbarkeit einen Theil des Dels. Und — beiläufig bemerkt — was machten sie damit? Die Londoner Missions-Gesellschaft giebt uns die Antwort darauf. Einige Monate nach jener Schenkung erhielt die letztere als Missionsbeitrag der jungen Christen-Gemeinde von Rurutu 460 Thaler, die hatte man für das Oel eingenommen.

Das ist nur ein Zug aus dem jetzigen Leben der Südsee-Insulaner, welcher sie nicht nur als civilisirte Menschen, sondern als Christen kennzeichnet. Und letzteres ist doch immer die Hauptsache. Das ist ja nur das Hauptbestreben aller wahren Mission, daß sie die von Gott abgefallene Heidenwelt durch Christum ihrem Schöpfer wieder zuführt, daß sie den Heiden die durch Christum geschehene Versöhnung gewiß macht. Alles Andere, Civilisation, und was damit zusammenhängt, ist den Missionaren zunächst ganz Nebensache. Was ist denn auch die Civilisation ohne das Christenthum? Man glaubt so vielfach, die Civilisation sei die Anwartschaft, die erste Bedingung,

die Grundlage für das Christenthum; das ist aber eine irrige Ansicht. Civilisation und Christenthum verhalten sich nicht zu einander wie Morgen und Mittag, Anfang und Ende, Wenig und Viel, sondern wie Nacht und Mittag, Unangefangen und Beendet, Nichts und Viel. Wir wollen hiermit die Civilisation nicht herabsetzen; denn auch sie hat einen Werth für's Leben, aber nur in so weit, als das Christenthum ihre Grundlage und der Boden ist, aus welchem sie ihre Nahrung zieht. Getrennt von demselben, ermangelt sie jedes realen Werthes und gleicht einer Blume, welche zwar in den herrlichsten Farben prangt, duftet und blüht, aber die im Wasserglase steht, weil sie von ihrer Wurzel und ihrem Boden getrennt ist und schon am nächsten Abend verwelkt. Hätten die Missionare die Bevölkerung der Südsee, ja alle Völker der Erde civilisirt, so daß alle Barbarei verschwunden wäre, aber nicht Eine Seele zu Christo bekehrt, so hätten sie Nichts gethan; denn der Teufel und alle seine Engel sind auch civilisirt, aber es sagt Niemand, daß sie dadurch die Anwartschaft für das Christenthum und das Mittel zur Erreichung des Himmels besäßen. Der civilisirte und gelehrte Ungläubige hat ebenso wenig eine Hoffnung für das Leben, als der roheste und versunkenste Heide; wohl aber ist sich der bekehrte Eskimo und Hottentott seiner Seligkeit nicht minder gewiß, als ein Isaak Newton oder ein Martin Luther.

Die Südsee-Mission wird also immer nur darin den größten Segen ihrer Arbeit erkennen, daß jene Völker Christen geworden sind; das ist ihr Stolz und ihr Sieg, den sie über Barbarei und Heidenthum davongetragen hat. Daß dieser Sieg den Missionaren vielfach verkümmert wird, kann ja nicht befremden, denn das Christenthum ist nicht die Sache der Meisten, aber es mangelt auch nicht an Zeugnissen, welche die Missionserfolge anerkennen und in ihrem rechten Lichte erscheinen lassen. Ein würdiger Seemann, Kapitain Fitzroy, legte in einem der letzteren Jahresfeste der Londoner Missionsgesellschaft ein solches Zeugniß für die Südsee-Mission ab, aus welchem Nachstehendes nur ein Auszug ist. Er sagte unter Anderem: „Nur wenige Monate sind es her, daß ich in mein Vaterland aus jenen Gegenden heimkehrte, die mit jedem Tage in steigendem Grade das Interesse in Anspruch nehmen. Ich meine die Südsee und die Erfolge der Mission. Ich habe seit einer Reihe von Jahren die

Südsee befahren, habe, wenn auch nicht alle Inseln, so doch alle Insel-Gruppen besucht, und bin daher mit den Zuständen jener Eilande und ihrer Bevölkerung wohl vertraut. Auf meiner letzten Reise verweilte ich einige Zeit auf Tahiti und besuchte von dort aus fast alle größeren Insel-Gruppen des stillen Meeres. Meine Schiffsgesellschaft war erstaunt, überall so gesittete, höfliche, fröhliche und glückliche Leute zu finden. Die Meisten hatten gerade das Gegentheil erwartet, denn sie hatten sich sagen lassen, daß ein finsteres, grämliches Wesen an die Stelle der Vergnügungen und Belustigungen getreten sei, die früher hier im Schwange gingen. Aber die Wirklichkeit hat sie eines Anderen belehrt, und ich kann bezeugen, daß ich nirgends fröhlichere Leute gesehen habe, als gerade unter den jungen Christen auf den Südsee-Inseln. Während meines Aufenthalts auf Tahiti hatte ich Gelegenheit, über den Zustand mehrerer Inseln von Augenzeugen Erkundigungen einzuziehen, wo bisher nur eingeborne Missionare gearbeitet hatten: Alle waren einig in dem Erstaunen über die wunderbare Veränderung, die auch da vorgegangen ist. Beinahe nach allen Inseln der Südsee mögen jetzt Schiffe gehen und ihre Mannschaft mag landen, ohne Furcht von den Eingebornen erschlagen zu werden. Sicherlich hat da Niemand etwas zu befürchten, wo Missionare wohnen. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß viele von jenen Inseln zurückkehrende Seeleute des niedrigsten Undankes sich schuldig gemacht haben, indem sie die Arbeit eben der Männer verdächtigen konnten, denen sie höchstwahrscheinlich ihr Leben verdankten. Was die Boten der Londoner Gesellschaft ausgerichtet haben, habe ich mit meinen Augen gesehen und lege ein feierliches Zeugniß dafür ab. Von den Gesellschafts-Inseln ging ich nach Neuseeland, wo die Boten der kirchlichen Missions-Gesellschaft mit täglich wachsendem Erfolg arbeiten. Man hat gesagt, daß die Insulaner nur äußerlich den Lehren der Missionare sich bequemten und daß sie wieder wie Heiden lebten, sobald die Augen der Missionare sie nicht bewachten. Ich bin mit Tahitiern auf entlegenen Gebirgen gewesen, wo kein anderes Auge sie sah, als das Auge eines Fremden, der sie weiter nichts anging, und ich habe sie nicht anders gefunden, als sie unter den Augen der Missionare waren."

Die christlichen Seefahrer wissen die Umwandlung auf den Südsee-Inseln wohl zu schätzen, denn auch sie bedürfen ja der geist-

lichen Nahrung, die sie nun hier finden können.*) Während die Schiffe im Hafen liegen, steht ihrer Mannschaft der Gebrauch der Gnadenmittel zu Gebote. Die Missionare vertheilen unter sie nicht nur Bibeln und andere nützliche Bücher, sondern sind auch stets bereit, bei etwaigen Aufforderungen auf den Schiffen zu predigen. Auf den Sandwich-Inseln, Tahiti und anderen Inselgruppen sind für die Fremden Kapellen und kleine Bibliotheken errichtet worden; am Sonntage weht auf diesen Kapellen die Bethelflagge und ladet die Mannschaften der verschiedenen vor Anker liegenden Schiffe zum Worte Gottes ein. Fromme Kapitaine und Seeleute harren auf diese Erquickung, wie auf den Regen das dürre Land. Aber auch schon mancher verlorne Sohn ist hier zur Besinnung gekommen und hat zur Buße sich aufgemacht. Mehr als Eine Frau hat ihren Mann als gottlosen, rohen Matrosen in See gehen sehen, und als er wiederkam, brachte er die Perle mit, die sein zeitliches und ewiges Glück begründete. Oft ist es auch nur ein Anstoß, ein Eindruck, den die Matrosen von dem einfältigen Wandel der Eingebornen empfangen, der ihnen aber dennoch zum Segen gereichen kann. Eines Tages speiste Missionar Pritchard an Bord eines englischen Kriegsschiffes, welches bei Tahiti vor Anker lag. Die Königin von Tahiti, mehrere Häuptlinge, der Kapitain, sämmtliche Offiziere und viele Gäste nahmen Theil am Mahl, so daß die lange Tafel fast den Hintertheil des Schiffes einnahm. Alle hatten sich gesetzt, die Teller füllten sich mit einladenden Gerichten, aber kein Eingeborner rührte etwas an. Der Kapitain wandte sich verwundert an den Missionar und sagte: „Herr Pritchard, ich fürchte, wir haben den Geschmack der Eingebornen nicht getroffen; ich sehe ja keinen Einzigen essen.“ Der Missionar erwiderte ihm: „Sie hätten die Eingebornen nicht köstlicher bewirthen können; der Grund aber, weßhalb sie nicht zu essen anfangen, ist einfach der, daß sie stets zuvor ihr Tischgebet halten.“ Etwas verlegen fiel der Kapitain ihm in's Wort und sagte: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Pritchard, haben Sie die Güte zu beten!“ Pritchard sprach ein einfaches Tischgebet und nun bewiesen die Eingebornen sofort, daß sie keine Kostverächter waren. Einer der Offiziere am andern Ende der Tafel sah

*) W. Ellis, Polynesian researches. London 1862. — Christian Missions-travels and researches of eminents english Missionaries etc. London 1852.

den Kapitain bedeutungsvoll an und sagte: „Heute haben's wir mal gekriegt;“ und sich an den Missionar wendend, fügte er hinzu: „Sie sehen, was für eine gebetslose Art wir sind.“ Es dauerte lange, ehe die allgemeine Stille, die darauf antwortete, unterbrochen wurde, und manchem Seemann mag's dabei wohl durch's Herz gegangen sein, daß er vom Christen doch eigentlich nur den Namen hat, aber nichts weiter.

Das Gebet und die Liebe zu Gottes Wort sind ein Grundzug in dem Charakter der bekehrten Insulaner. Das Tischgebet und das tägliche Lesen in der heiligen Schrift ist ihnen zur Lebensregel geworden, von der sie weder fremde Besuche noch eigene Arbeit abhalten dürfen. Der Feiertag ist für sie ein Tag des Herrn, an welchem alle Arbeit ruhen muß. Sie gehen darin so weit, daß die Speise für den Sonntag regelmäßig am Sonnabend zubereitet wird, damit nur Niemand vom Gotteshause abgehalten werde. Den Gottesdienst besuchen Alle, und wenn dieser beendigt ist, so beschäftigen sie sich entweder mit dem Lesen christlicher Bücher oder mit dem Inhalte der heiligen Schrift. Die Bibel steht bei ihnen durchaus in Ehren, denn sie sehen sie als die einzige Quelle aller wahren Gotteserkenntniß an, und wissen sehr wohl, daß es der ausdrückliche Befehl Gottes ist, daß alle Menschen die Bibel lesen und in ihr forschen sollen. (Jes. 34, 16; Joh. 5, 39; Col. 3. 16.) Pritchard, der zwanzig Jahre unter ihnen gelebt hat, giebt ihnen das schöne Zeugniß, daß sie das Lob derer zu Beroe verdienten: „Sie nahmen das Wort auf ganz williglich und forschten täglich in der Schrift.“ Die Gattin des Missionar Buzacot auf Raratonga kam eines Abends in ein Haus, wo sie die Familie im Dunkeln sitzend fand. „Was macht ihr hier im Dunkeln, ihr Lieben?“ fragte sie, „habt ihr kein Oel?“ „Wir haben nur wenig,“ war die Antwort; „darum lassen wir die Lampe nur so lange brennen, als wir in der Schrift lesen beim Abendsegen, dann machen wir sie aus und sitzen im Dunkeln, bis wir zur Ruhe gehen.“ — Als das Haus des Eingebornen Tupe abbrannte, und sein ganzes Eigenthum in Flammen aufging, war das Erste, was er zu retten versuchte, ein Theil des Neuen Testamentes, nämlich die Apostelgeschichte, das Einzige, was bis dahin im Raratongaischen gedruckt war. Er wagte sein Leben daran, den Flammen diesen Raub zu entreißen, aber vergebens. So wie er seinen

Missionar, Herrn Pittman, sah, rief er aus: „Lehrer, das Buch Gottes ist verbrannt!“ Er war über dessen Verlust ganz untröstlich, während ihm sein verbranntes Gut nicht halb so viel Kummer machte. Am nächsten Morgen schenkte ihm der Missionar ein anderes Exemplar und nun war er ganz beruhigt. Eine andere liebliche Geschichte von der Liebe der Insulaner zu Gottes Wort möge hier noch eine Stelle finden.

Die Nachricht von der wunderbaren Umwandlung in Tahiti, von dem Bekenntniß des Königs Pomare und eines Theiles seiner Unterthanen, von der Verbrennung ihrer Götzenbilder und von anderen auffallenden Erscheinungen war auch auf die Insel Rajatea, Huahine u. s. w. gekommen. Man hatte nach diesen Inseln Lesebücher geschickt und einige von den Leuten hatten angefangen lesen zu lernen.

Unter denen, die zuerst in dieser neuen Kunst einige Fortschritte gemacht hatten, waren Hotopu und sein Weib. Sie waren zu jener Zeit ein junges Ehepaar mit drei Kindern. Ein Kanoe aus Rajatea hatte die Nachricht gebracht, daß te evanelia (das Evangelium Lucä) gedruckt und einige Exemplare desselben nach Rajatea gekommen seien. Hotopu und sein Weib sprachen nun mit einander über die Art und Weise, wie sie eines dieser wundervollen Bücher habhaft werden könnten, die von Jesu erzählen. Allein Borabora, wo sie wohnten, war mehr als zwölf Stunden von Rajatea entfernt; und bei dem unruhigen Zustand der Insel hielt Hotopu es für gefährlich, Weib und Kinder allein zu lassen und die wenigen europäischen Geräthschaften, Aexte, Sägen und dergleichen, die er bereits besaß, preiszugeben. Indessen das evanelia erschien ihm als ein so großer Schatz, und er war so besorgt, es möchten alle Exemplare mittlerweile verkauft werden, daß er sich mit Weib und Kindern in seinem Kanoe nach Rajatea einschiffte und alle seine Habe mit sich nahm, sowie auch einige Gallonen Oel, um das längst ersehnte Kleinod bezahlen zu können.

Die Seereise war soweit günstig, daß er gerade noch zurecht kam, um eines von den wenigen noch übrigen Exemplaren der evanelia zu erhaschen, und nachdem er ein wenig ausgeruht hatte, kehrte er ohne Verzug nach seiner Insel zurück. Der Wind war günstig, bis das Korallenriff in Sicht kam, von dem Borabora umringt ist; da über-

fiel sie ein heftiger Windstoß. Hotopu brachte sein Buch in Sicherheit, indem er es in ein Sacktuch wickelte und sich auf den Kopf band. Bald darauf wurde das Kanoe umgestürzt und brach mitten entzwei. Die Habe, die er mitgenommen, fiel in's Meer, und er selbst sammt seinem Weibe und drei Kindern sahen sich in den tobenden Wellen. Sie waren jetzt eine starke halbe Stunde von dem Riff entfernt, wurden aber von der Strömung schnell fortgerissen. Er band daher sogleich noch ein Sacktuch über den Kopf, um sein hochgeschätztes evanelia zu schützen, nahm sein ältestes Kind, einen Knaben, und schwamm auf's Ufer zu, indem er sein Weib anwies, sich sammt den beiden andern Kindern an dem zerbrochenen Kanoe festzuhalten. Er erreichte wohlbehalten das Ufer, setzte seinen Knaben auf das Riff, band ihm das evanelia auf den Kopf, hieß ihn dasselbe mit aller Sorgfalt verwahren, bis er wiederkäme und schwamm hierauf abermals durch die wilde Brandung hinaus nach dem zerscheiterten Kanoe. Sein armes Weib hatte mittlerweile keine leichte Aufgabe, die beiden Kinder in den schäumenden Wogen über dem Wasser zu erhalten, denn kaum hatte sie eins auf das umgestürzte Kanoe gesetzt, so mußte sie wieder nach dem andern untertauchen, das inzwischen von den Wellen hinweggeschwemmt war; und gleich darauf taumelte das erste wieder hinunter, weil es den stürmischen Wogen nicht widerstehen konnte. Und was die Sache noch schlimmer machte, das Kanoe wurde inzwischen immer weiter und weiter in die See hinausgetrieben.

Endlich kam Hotopu. Er nahm das eine von den Kindern und sein Weib das andere, und so schwammen sie auf das Ufer zu, erreichten es glücklich, und priesen Gott für ihre Errettung. Der Missionar, von dem wir diese Geschichte haben, sagt: „Als die gute alte Frau mir diesen Vorfall erzählte, war sie bereits seit 20 Jahren ein treues Mitglied der Kirche und eine sehr schätzbare Gehülfin für die verschiedenen Missionsfamilien, und als ich sie fragte, was sie denn damals über den Verlust ihrer Habe gedacht hätten, erwiderte sie: „O, wir dachten gar nicht an unser verlornes Kanoe und sonstiges Eigenthum, aus lauter Freude, daß wir das evanelia gerettet hatten, das wir immer und immer wieder durchlasen, bis wir es zuletzt fast auswendig konnten."

Hotopu und sein Weib sind noch am Leben. Sie waren uns ein Trost während unseres Wohnens in Borabora; und der Knabe, der

zuerst auf dem Riff gelassen wurde, um das evanelia zu hüten, ist jetzt einer der verständigsten Männer auf der Insel und war mein sehr schätzbarer Gehülfe bei jeder Missionsarbeit." —

Die Erforschung und das Verständniß der heiligen Schrift ist den Insulanern eine besondere Herzenssache. Sie haben allwöchentlich regelmäßig ihre Bibelstunden, in denen nur der Inhalt der heiligen Schrift erklärt wird und wobei es Jedem gestattet ist, Fragen an die Missionare oder eingebornen Lehrer zu richten. Keiner hält es unter seiner Würde, hierbei ein Schüler zu sein, und der Häuptling beantwortet mit derselben Unbefangenheit die an ihn gerichteten Fragen, wie der ärmste Mann. Diejenigen Schriftstellen, welche ihnen unklar sind, und über welche ihnen die eingebornen Lehrer (falls diese nicht ordinirte Missionare sind) nicht ganz genügende Auskunft geben können, zeichnen sie sich auf und legen sie dann den europäischen Missionaren vor, wenn sie von diesen besucht werden. Die Zeit der Missionare wird dann bei derartigen Besuchen zum großen Theil durch die Fragen der in der Schrift suchenden Insulaner in Anspruch genommen, was gewiß ein Zeichen des gesunden christlichen Lebens der jungen Christengemeinden ist. Missionar Pitman schreibt hierüber: „Bei meinem diesmaligen Besuche der Inseln der Herveygruppen wurde ich von allen Seiten so mit Fragen über einzelne Schriftstellen bestürmt, daß mir kaum so viel Zeit blieb, einige Predigten zu halten. Die drei Nächte über, die wir auf Mangnia zubrachten, war unser Haus stets von Leuten angefüllt, die sich über ihnen unverständliche Punkte Erklärung holen wollten. Ich unterhielt mich mit den Männern, meine Frau mit den Frauen." — „Wenn wir unserer zwei dort waren," erzählt ein anderer Missionar, „so hatten wir bis Mitternacht und darüber hinaus Gäste bei uns, die über schwierige Stellen der Schrift uns befragten. Wurden wir müde, so erlaubten sie dem Einen von uns eine Stunde Schlaf, während sie mit dem Andern sich unterhielten, und fielen diesem die Augen zu, so pflegten sie wohl zu sagen: „„Nun schlaf du, wir wollen deinen Freund wecken."" Wir konnten es nicht von ihnen erlangen, uns zu Bette legen zu dürfen. Sie sagten: „„Ihr müßt faaoramai (Geduld haben) und uns gönnen, mit Euch zu reden, so lange wir's haben können; Ihr werdet nur eine kurze Zeit hier sein, und Ihr könnt auf dem Schiffe genug schlafen, wenn Ihr von uns weg seid.""

Ein Beweis, wie diese jungen Christen im Worte Gottes leben, ist die geistliche Gewandtheit, womit sie Schriftworte auf die Begegnisse ihres täglichen Lebens anzuwenden wissen. In einer Gemeindeversammlung sollte Einer, der früher bereits der Gemeinde angehört hatte, in dieselbe wieder aufgenommen werden. Als der Missionar diese Sache der Gemeinde vorlegte, stand einer von den Gemeindegliedern auf und sagte: „Ich habe ein kleines Wort zu sagen in Betreff unseres wiederkehrenden Bruders. Während der Missionar sprach, habe ich an Noah's Arche gedacht. Ein Vogel flog hinaus aus der Arche und flog umher hierhin und dorthin, aber er konnte keinen Ruheort finden und kehrte wieder zur Arche zurück. Was that da Noah? Schloß er das Fenster zu und ließ ihn draußen? Nein, er streckte seine Hand hinaus und nahm den Vogel und brachte ihn wieder in die Arche, daß er da wieder Ruhe finden möchte. Nun meine ich, jene Arche gleicht dieser Gemeinde. Unser Bruder war früher in der Gemeinde, aber ging hinaus. Er hat Ruhe gesucht in den Dingen dieser Welt, er ist von einem Orte zum andern gegangen, Friede suchend, aber er hat keinen gefunden, und jetzt kehrt er zurück zu der Gemeinde. Was sollen wir nun thun an unserem wiederkehrenden Bruder? Sollen wir die Thür vor ihm zuschließen? Nein. Laßt uns unsere Hände nach ihm ausstrecken und ihn zurückbringen in die Arche, nämlich in die Gemeinde, daß er da Frieden finde. Ich stimme daher für seine Aufnahme." Diese wenigen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, und der verlorne Sohn wurde wieder in die Gemeinde aufgenommen.

Mit der Liebe zu Gottes Wort paart sich natürlich auch die Liebe zu denen, aus deren Munde sie es hören und welche es ihnen einst unter vielen Gefahren gebracht haben. Ihre Anhänglichkeit zu den Missionaren erweist sich in großen und in kleinen Dingen; nichts aber macht sie trauriger, als wenn es die Umstände verlangen, daß sie sich von ihren Lehrern trennen müssen. Missionar A. Buzacott war durch schwere und anhaltende Krankheitsleiden genöthigt, sich von seinem ihm so lieb gewordenen Werk in Rarotonga zurückzuziehen. Die rührende Weise, in welcher sein Abschied von dort geschah, schildert er von Sidney aus unter dem 9. Februar 1858 folgendermaßen: „Wir haben unser geliebtes Raratonga verlassen und zwar mit sehr geringer Aussicht dahin zurückzukehren. Es sind nun in diesem Monat

gerade dreißig Jahre, daß wir zum ersten Male an den Gestaden dieses Eilandes landeten. Unsere Prüfungen und Trübsale waren viel und mannigfaltig, aber noch überschwenglicher waren unsere Freuden; da wir sehen durften, wie der Wilde zu einem gesitteten Menschen und der Kannibale zu einem Jünger des sanftmüthigen und von Herzen demüthigen Jesus umgewandelt ward. Und solche Erfahrungen durften wir nicht nach Zehnen und Zwanzigen, sondern nach Hunderten zählen. In der That, uns ward das selige Loos zu Theil, ernten zu dürfen; Hunderte von Garben sind bereits in die himmlischen Scheunen sicher eingebracht, und hundert andere reifen der Ernte entgegen. Auch das Seminar und die Druckerpresse haben Großes gethan, und zur Förderung des Reiches Gottes auf allen Inseln vielfach beigetragen.... Ich kann Ihnen nur eine schwache Schilderung geben von den Liebesbeweisen, die uns unsere armen Leute bei unserem Abzug in so rührender Weise zu Theil werden ließen. Von allen Seiten überhäuften sie uns mit Gaben ihrer Liebe, die in geflochtenen Matten, in einheimischem Zeug, in Lebensmitteln und Geld bestanden. Die Häuptlinge und Eingebornen der einzelnen Stationen kamen je an bestimmten Tagen, um uns ihre Gaben zu überreichen und ihre Trauer auszusprechen. Lieder des rührendsten Inhalts wurden auf diesen Anlaß gemacht und gesungen, und Alle zeigten durch Blick und Wort, wie schmerzlich ihnen unser Abschied sei. Unsere eigenen Empfindungen zu beschreiben, wäre unmöglich. Diese lieben Leute sind unter unseren Augen aufgewachsen und getauft worden; Viele von ihnen sind meine geistlichen Kinder und wurden von mir in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Noch waren Etliche am Leben, die wir noch als Heiden angetroffen hatten, und die nun als reife Aehren zur Einsammlung in die himmlischen Scheunen bereit sind. Sie waren es, die mit ihren grauen Häuptern weinend um uns her standen, während die Frauen und Kinder unter Schluchzen an uns herandrängten, um noch einen letzten Händedruck zu erhalten, während wir durch die dicht gedrängte Menge hindurchgingen. Fast die ganze Bevölkerung der Insel hatte sich eingefunden, um noch einen letzten Blick, ein letztes Wort zu erhaschen. So schieden wir von einem Völklein, das wir liebten wie unsere eigene Seele, und das wir auf Erden nie wieder sehen werden, das aber am Tage unseres Herrn Jesu unsere Freude und Krone sein wird."

Die junge Christengemeine zu Paofai gab ihrem nach England reisenden Missionar folgenden Brief mit, der ebenfalls von ihrer aufrichtigen Liebe zu demselben zeugt. Derselbe lautet in wörtlicher Uebersetzung: „An die Gemeinden in Großbritannien! — Mögt Ihr selig werden! Dies ist unser Wort an Euch: unser Lehrer geht weg, um Euch zu besuchen. Er nimmt unsere Liebe mit. Wir haben keinen Wunsch, ihn von uns zu lassen; aber er hat uns gesagt, daß er seine Kinder nach England bringen müsse, damit sie dort unterrichtet würden. Deßhalb haben wir in seinen Wunsch gewilligt. Hätte er zu uns gesagt: Ich will nach England gehen und da bleiben, wir würden in keinem Falle ihn fortgelassen haben, weil er ein Lehrer ist, der uns wohlgefällt, unsere Herzen hängen an ihm. Darum bringen wir jetzt auch Geld für ihn zusammen, damit er wirklich unser eigener Lehrer sei. Das ist ein Zeichen, woran Ihr unsere große Liebe zu ihm erkennen mögt. Auch dies wollen wir Euch sagen: haltet unseren Lehrer nicht auf, sondern laßt ihn zurückkommen, daß er noch unter uns lebe, daß er fortfahre, zu weiden die Heerde Jesu des Messias und das Wasser des Lebens zu geben denen, die durstig sind. Wir sind jetzt betrübt wie Kinder, die keinen Vater haben; wir werden uns sehr grämen. Die Zweige unserer Gemeinde werden vielleicht ein wenig verbutten. Aber dies ist unser Wort an Euch: betet für uns, daß er, der Herr, seinen Geist reichlich ausgießen möge über seine Kirche hier, daß Heiligung, Eifer und Kraft wachsen mögen, und daß wir geliebt sein mögen von Jesu dem Messias. Friede sei mit Euch! — — Mare, für die Brüder und Schwestern auf Paofai."

Wir könnten hier eine Reihe lieblicher Erzählungen und Briefe anführen, die von der Anhänglichkeit und Liebe der jungen Christen zu den Missionaren zeugen. Da der Inseln im stillen Ozean bekanntlich so unzählbar viele sind, so kommt immer nur auf mehrere und größere Inseln ein europäischer Missionar. Dieser besucht dann von Zeit zu Zeit seine Gemeinden auf den einzelnen Inseln, und diese Missionsreisen sind für beide Theile von großem Segen. Die jungen Christengemeinden freuen sich stets im Voraus auf den Besuch des Missionars und empfangen ihren geliebten Lehrer dann immer auf's Herzlichste. Die Missionare Barff und Chisholm schreiben hierüber Folgendes: „Im letzten Spätjahr besuchten wir die Australs-Inseln (südlich von den Gesellschafts-Inseln), welche schon

seit vielen Jahren die Segnungen des Christenthums genießen, und wo die Gemeinden unter der Leitung eingeborner Prediger stehen. Wir erreichten die Insel Rurutu Samstag Abend, gingen aber erst am Sonntag Morgen an's Land. Die Eingebornen hatten von unserer Ankunft gehört und waren deßhalb sämmtlich am Meeresstrande versammelt, um uns auf's Herzlichste willkommen zu heißen. Ein alter Mann besonders schien über die Maaßen glücklich, daß er Missionar Barff wiedersah; er nahm ihn förmlich in Beschlag und führte ihn strahlend vor Freude in seine Wohnung. — Diese kleine Insel ist ein überaus lieblicher Punkt der Erde; die Einwohner sind die schönsten Leute der Südsee-Bevölkerung, die ich bis jetzt gesehen. Denken Sie sich ein niedliches englisches Dorf mit seinen sonnverbrannten glücklichen Landleuten an einem glänzenden Sommertag, so haben Sie ein Bild dieses Eilandes. Die Einwohner sind so friedlich, so kindlich-fromm und empfingen mich mit so viel Herzlichkeit und aufrichtiger Freundschaft, daß ich sie ganz besonders lieb gewonnen habe. Auf ihre Bitte sonderten wir den Hiti Mahana zum Evangelistenamte unter ihnen aus und nahmen zugleich aus ihrer Mitte einen jungen Mann von guten Gaben mit, um ihn auf dem Prediger-Seminar zu Tahan seine Studien vollenden zu lassen. Beim Abschied, der überaus rührend war, übergaben sie uns außer einer Quantität Oel und Pfeilwurz noch 52 Dollars als Dankopfer für die Gesellschaft.... Am 30. September erreichten wir die Insel Rimatara. Ein eingeborner Lehrer, im Buzacott'schen Seminar gebildet, war seit etwa einem Jahr hier thätig und scheint recht treu und erfolgreich gearbeitet zu haben. Auf den Wunsch der Gemeinde haben wir ihn nun zu ihrem Pastor bestellt. Beim Abschied händigten sie uns 64 Dollars und noch manche Erzeugnisse ihres Landes ein. Sie bauen gerade drei nette steinerne Kirchen, eine in jedem Dorf, 50 Fuß lang, 30 Fuß breit und 30 Fuß hoch — in der That eine erstaunliche Aufopferung für ein Miniaturvölklein, wie dieses ist. Ich wünschte, daß die Kinder in England auf diese beiden lieblichen Eilande einen Blick thun könnten, und auf ihre prächtigen Knaben und Mädchen, die alle so fröhlich und verständig aussahen, wie man sie kaum irgendwo in England finden kann. Wir blieben auf jeder dieser beiden Inseln eine Nacht, können aber nicht gerade sagen, daß wir schlafen konnten. Denn die guten Leute meinten, wir könnten es wohl

einmal eine Nacht ohne Schlaf machen; hatten sie doch eine solche Menge Fragen an uns zu richten, über einzelne Stellen der heiligen Schrift, über die sie manchen langen Tag vergebens gedacht und geforscht hätten, daß da kein Ende des Fragens war. Obgleich verhältnißmäßig gering an Zahl, sind sie doch ein überaus interessantes Völklein, und wenn ein Becher kalten Wassers, dem man einem Jünger um Christi willen reicht, nicht unbelohnt bleibt, so werden auch die lieben Kinder in England ihren Lohn bekommen, wenn sie aus Liebe zum Heiland fortfahren, das Missionsschiff „John Williams" zu unterhalten, *) wodurch wir in den Stand gesetzt sind, diesen armen Insulanern das Brot des Lebens von Zeit zu Zeit zu bringen."

So werden die Missionare überall gern gesehen, und ihre Besuche sind stets ein Fest und eine Freude für die Einwohner der ganzen Insel. Aber diese Insulaner lassen es nicht bei der Freude über ihre Lehrer bewenden; sie lassen es nicht damit genug sein, daß das Evangelium nun auch bis zu ihnen gedrungen ist: sie sind vielmehr thätige Mitarbeiter für die heilige Sache der Mission. Das Licht, welches hineingeschienen hat in ihre Finsterniß, das soll nun auch die übrigen finsteren Orte der Erde erleuchten, darum überlassen sie die Mission nicht mehr den wenigen Missions-Gesellschaften, sondern sie haben sie zu ihrer Sache gemacht; das theure Missionswerk ist ihnen Lebensaufgabe geworden, und sie streben nun, soviel es ihnen möglich ist, dahin, daß auch den anderen heidnischen Völkern der Erde das Licht des Evangeliums gebracht werde. „Ich kenne keine einzige Gemeinde unter den Bekehrten der Südsee," sagt der würdige Missionar Pritchard, „welche nicht ihren Missionsverein hätte. Sollten davor nicht manche unserer Gemeinden in England erröthen?" — und — fügen wir hinzu — nicht Hunderte von Gemeinden

---

*) Die weite Zerstreuung der Südsee-Inseln, zwischen welchen doch nur selten ein Verkehr mittelst europäischer oder amerikanischer Schiffe möglich ist, machte es schon frühe nothwendig, daß die dort arbeitenden Missions-Gesellschaften eigene Missionsschiffe bauten, welche ausschließlich zum regelmäßigen Besuch der einzelnen Eilande und ihrer Gemeinden dienten. Das gegenwärtige Missionsschiff der Londoner Missions-Gesellschaft, das den Namen „John Williams" (nach dem unvergeßlichen Missionar dieses Namens) führt, wurde ausschließlich durch Beiträge von Kindern in England erbaut und wird auch durch sie fortwährend unterhalten.

in Deutschland? Freilich, die in der Südsee, das sind Gemeinden bekehrter Christen. Alle diejenigen, die weiter nichts als den Namen vom Christen haben, die fragen nicht nach der Mission, und die nicht darnach fragen, die sind eben todt. Wie sieht es doch in diesem Stück so traurig um unser deutsches Vaterland aus; wie wird doch der Name Christi und seine heilige Reichssache so selten und so schläfrig genannt! Welche Mühe geben sich doch die Missions-Gesellschaften und ihre Freunde die Christen daheim für diese gottgewollte Sache zu erwärmen und zu gewinnen, aber Jahre und Jahrzehnte gehen dahin, und es sind immer nur Wenige, die aus dem geistlichen Tode erwachen und mit Entschiedenheit die Sache der Mission zu ihrer Sache machen. Wohl mehren sich die Missionsschriften und die Missionsblätter fliegen Jahr und Jahr durch die Welt und verkündigen die großen Thaten Gottes, aber die Masse der Christen bleibt davon unberührt. Für verderbliche und unnütze Bücher giebt man Thaler und ganze Summen aus, und während in manches Haus alljährlich für zehn, zwanzig und mehr Thaler Bücher wandern, die eigentlich ganz werthlos sind, hat man für die fabelhaft billigen Missionsblätter kein Geld und keinen Raum für sie in der Bibliothek. Es giebt kein literarisches Werk, noch irgend eine Zeitschrift, welche was Billigkeit des Preises, im Verhältniß zu seinem Umfange und Reichhaltigkeit des Inhalts, anlangt, einen Vergleich mit den deutschen Missionszeitschriften aushielte. Und dennoch wie wenig sind sie verbreitet; in den höheren Ständen trifft man sie fast gar nicht und in den (Königlichen-, Städtischen-, Volks-, Universitäts-, Gymnasial-, Volksschul- ꝛc.) Bibliotheken sucht man sie vergebens! Und Alles dies hat ja seinen Grund nur darin, weil uns das Interesse, die Liebe für die Mission fehlt, weil das Christenthum nicht den Platz in unserem Vaterlande und in unseren Herzen einnimmt, der ihm gebührt, weil wir das Christenthum nur besitzen, wie man ein Vaterland, einen Namen besitzt, weil wir nur Christen von Geburt, aber nicht aus Neigung sind.

Wie ganz anders sieht es doch hierin in den jungen Christengemeinden der Südsee aus. Diese haben selbst ihre Missionsblätter, aber sie schätzen und lesen sie; ja ihre ganze einheimische Literatur ist eigentlich nur eine Missionsliteratur. Die Missionspresse war ja die Stifterin ihrer Literatur, und darum ist die Sache der Mission auch

immer noch der belebende Nerv des größten Theils ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. Sie haben ihre monatlichen Missionsstunden, in denen sie sich mit den Christen in Europa zu gleicher Zeit vor dem Gnadenthrone zusammenfinden, in welchen sie ihre Gebete für das Heil einer abgefallenen Welt zum himmlischen Vater senden. Sie haben ihre jährlichen Missionsfeste, welche sie, gleich denen in England, stets in der zweiten Maiwoche feiern. Aber diese Missionsstunden und Missionsfeste sind nicht die Sache Einzelner, diese haben dort nicht das Monopol für die verrufenen Pietisten, sondern sie sind Gemeindesache, Volkssache, und zwar nicht darum, weil sie etwa zum „guten Ton" gehören, sondern weil sie die Sache Christi und die Sache der Christen sind. Diese Missionsfeste sind so recht die eigentlichen Volksfeste der christlichen Insulaner geworden, und durch sie ist bereits viel Segen über die umwohnenden noch heidnischen Völker verbreitet worden. — Nach der Missionspredigt begeben sich die oft von mehreren Inseln zusammengeströmten Schaaren nach einem freien Platze, wo ein Festmahl zugerichtet wird. Tische und Stühle gebrauchen sie dabei nicht. Sie liegen auf dem grünen Rasen, unter schattigen, dicht belaubten Brotfruchtbäumen und Bananen. Hibiskusblätter, auf die Erde gebreitet, ersetzen Tischtuch und Teller. Ist die Speise aufgetragen, so spricht ein alter Häuptling das Tischgebet und die Gesellschaft lagert sich in zwei langen Reihen. Ist die Mahlzeit eingenommen, so werden Ansprachen gehalten, die meistens das heidnische Sonst und das christliche Jetzt zum Thema haben. Und darauf beginnt dann der lebendigste Theil des Festes: die Missionskonferenz. Der Vorsitzende fordert nach ein paar einleitenden Worten den Sekretair auf, den Jahresbericht zu erstatten, und nach diesem kommen dann diejenigen Gegenstände zur Verhandlung, über die ein Beschluß gefaßt werden soll.

Bei einem neulich auf Tutuila gefeierten Missionsfeste war die versammelte Volksmenge so groß, daß zu derselben Zeit zwei Gottesdienste gehalten werden mußten, der eine in der Kapelle, der andere im Freien. Am Schlusse des Festes lieferten die Leute ihre Beiträge ein. Geld hatten sie nicht viel zu geben, aber was sie hatten, das brachten sie, nämlich Pfeilwurz, Matten und Zeug. Es war ihnen ausdrücklich gesagt worden, daß Jeder nach seinem freien Willen geben könne, aber es war unter ihnen nicht Einer, der

mit einem Beitrag gefehlt hätte. „Es war eine große Freude," sagt Missionar Murray, „zu sehen, wie Jeder Einzelne, von dem Kinde von drei, vier Jahren, bis zu dem Greise mit grauem Haupt, seine Gabe daherbrachte. Ja, es war ein tief ergreifender Anblick, diese Leute aus allen Ständen und Altern anzusehen, wie sie in fröhlichem Zuge einherschritten und ihre kleinen Opfer auf den Altar des Herrn niederlegten. Jede Dorfschaft kam einzeln herbei, ihren Häuptling und ihren Lehrer an der Spitze, und Einer nach dem Andern legte seinen Beitrag vor mich hin. Die Gemeindeglieder gaben überaus reichlich. Außer ihrem Pfeilwurz brachten sie zwölf ihrer schönsten Decken, ihr bestes Eigenthum, und 52 Stücke Zeug, darunter einige des feinsten Stoffes." Die Einwohner von Mangaia schickten als Sammlung eines ihrer Missionsfeste neulich 112 Thaler an die Londoner Missions-Gesellschaft mit folgendem Begleitschreiben: „Freunde, Brüder und Schwestern in England! Mögt ihr haben die ungezählten Segnungen des Neuen Bundes und Friede von Gott und Jesu, dem Messias, um deßwillen, daß ihr Wege sucht zu segnen alle Lande unter dem Himmel, und auch uns! Wir sind jetzt glücklich durch das Evangelium von Jesu Christo; die Freude, die wir jetzt haben, ist sehr groß und wir verdanken sie dem Mitleid der Gläubigen in England; wir verdanken sie Euren Gebeten. Wir waren Heiden, da das Wort Gottes nach Mangaia kam. Wir griffen nicht sobald nach diesem Worte, nein, wir verfolgten es, als Williams zuerst in unser Land kam; damals waren wir blind, wir wußten nicht, daß dies die wahre Botschaft Gottes war; aber jetzt wissen wir's. Nun preisen wir Gott und beten, daß er Euch beistehe in dem Werke, durch welches dies Wort Gottes wachsen soll in allen Ländern und haben dies kleine Eigenthum unseres Landes gesammelt, um uns mit Euch zu vereinigen. Im vorigen Jahre sammelten wir Kaa (eine Art Hanf); in diesem Jahre haben wir Pfeilwurz, Netzwerk und andere kleine Artikel unseres Landes gesammelt, und soeben haben wir Pfeilwurz für das nächste Jahr gepflanzt, wir, Männer und Frauen und die Kinder auch. Hätten wir anderes Eigenthum hier, so wollten wir's geben; aber unser Land ist nicht wie Eures. Unser Land hat nur geringes Eigenthum. Brüder, wir haben jetzt Mitleid gegen die Heiden, wie ihr Mitleid hegtet gegen uns. Einige unter uns verlangen sehnlich darnach, zu

den Heiden zu gehen und ihnen den Namen Jesu bekannt zu machen, denn wir sehen sie wie sie uns zurufen: „Brüder kommt herüber und helft uns!“ Nun Brüder betet für uns, daß das Wort schnell laufe in unserem Lande. Es ist immer noch viel Uebles unter uns, in der Gemeinde und draußen. Eine große Zahl ist noch widerwärtig und will das Wort Gottes nicht annehmen. Das ist der Schluß unserer Botschaft auf diesmal. Mögt ihr Heil haben an dem lebendigen Gott! — Namangatini, Kassirer; Taki, Sekretair.“

Man fühlt es diesen Zeugnissen ab, daß sie nicht Redensarten, sondern Wahrheit und innerstes Leben sind. Und wie könnte das auch anders sein? Jeder, der sich aufrichtig zu Christo bekehrt und nun den Frieden der Seele gefunden hat, der kann ja Nichts sehnlicher wünschen, als daß auch anderen Menschen die frohe Botschaft gebracht werde, daß auch Andere den Frieden erfahren mögen, der das tiefste Verlangen des Herzens stillt und den die Welt weder geben noch nehmen kann. Darin sind die wahren Christen aller Zeiten und auch die jungen Christen der Südsee einig, daß ihnen nach dem ausdrücklichen Befehle ihres Meisters, die Pflicht obliegt, Mission zu treiben. In der Anerkennung dieser Pflicht und im Gehorsam gegen den göttlichen Willen haben sie es denn auch nicht fehlen lassen, nach der Maßgabe ihrer Kräfte für die Ausbreitung des Evangeliums beizutragen. So lesen wir schon von selbständigen Missionsunternehmungen; es heißt darüber: „Die Christen der Sandwich-Inseln, auf welchen die Mission schon seit einem Jahrzehnt ihr Werk vollendet hat, haben eine selbständige Mission auf den Marquesas-Inseln unternommen. Alle Missionare sind Sandwich-Insulaner, nur ein Enropäer ist unter ihnen. Die Mission ist eine sehr schwierige und gefahrvolle, da die Bewohner von Marquesas wilde Kannibalen sind. Gleichwohl ist der Eifer der braunen Sendboten unvermindert, und der von Europäern ausgegangene Vorschlag, die Mission aufzugeben, ist einmüthig von ihnen abgewiesen, und der segensreiche Einfluß, den ihre Wirksamkeit bereits auf die wilden Eingebornen ausübt, ist unverkennbar“ *).

Die Liebe Christi, welche die eingebornen Missionare dringt,

---

*) Dr. Fabri, Berichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft. Barmen 1861. p. 36.

macht sie heldenmüthig im Streite für ihren Herrn. Viele von ihnen sind bereits unter den Keulenschlägen der noch heidnischen Insulaner gefallen, aber immer stehen neue Glaubensmänner auf, die ihr Leben willig dem Herrn zum Opfer bringen. — Um das Evangelium der Insel Mangnia zu bringen, begaben sich zwei eingeborne Lehrer mit ihren Frauen dahin. Sie nahten sich den Wilden mit den Zeichen des Friedens, aber kaum waren sie an's Land getreten, als eine Horde Männer auf sie losstürzte, wie Adler auf ihre Beute. Die Lehrer wurden niedergeworfen und gebunden; ihre Frauen wurden schmählich gemißhandelt und all ihrer Kleider und Habe beraubt. Nur mit genauer Noth retteten sie sich nackend nach ihrem Boot, mit welchem sie in ihre Heimath zurückkehrten. Nichtsdestoweniger machten sich sogleich zwei andere Lehrer nach Mangnia auf, um den Versuch auf's Neue zu wagen. Um die Habgier der Wilden nicht zu reizen, nahmen sie nur die Bibel mit und begaben sich in See. Als ihr Fahrzeug nahe an die Insel kam, banden sie ein Tuch um ihren Kopf, gleich einem Turban und befestigten daran die Bibeln. Nun sprangen sie in's Meer und schwammen der Küste zu. Zu ihrer Freude gestatteten ihnen die Wilden das Landen; sie nahmen nun ihre Bibeln zur Hand und fingen an mit dem Volke über den Inhalt derselben zu reden. Sie erzählten ihnen, wie glücklich die Nachbarinsulaner jetzt wären, nachdem sie dies Wort angenommen hätten; daß ihre Kriegskeulen ruheten und daß sie zusammen wohnten in Eintracht und Liebe; daß sie nicht länger den Götzen dienten, sondern Jehovah, dem lebendigen und wahren Gott. — Die Leute lauschten dieser Erzählung mit erstaunten Mienen. Sie hießen die beiden Lehrer endlich willkommen und ließen sich von ihnen unterrichten. Nicht lange währte es, so zerstörten sie ihre Maraes, warfen ihre Götzenbilder ins Meer, erbauten sich ein Gotteshaus und von dieser Zeit an bis heute haben sie des Evangeliums wachsenden Segen genossen. Die Mangnianer sahen wohl, daß es ein „gutes Wort" sein müsse, welches seine Bekenner mit solcher Liebe beseele.

Als die Kunde nach Samoa erscholl, daß Williams auf Eromanga erschlagen sei, faßte das Volk alsbald den Beschluß, den verblendeten Heiden dennoch das Evangelium zu verkündigen. Zwei Männer hatten den Muth, zu diesem Dienste sich zu erbieten.

Missionar Heath brachte sie nach der blutigen Küste Eromanga's. Die Häuptlinge, unter deren Obhut sie gestellt wurden, versprachen sie zu beschützen. Doch kaum hatte das Schiff die Küste verlassen, so verboten sie bei Todesstrafe, daß Niemand den fremden Lehrern Lebensmittel verabreiche. Der Befehlshaber des Schiffes, Kapitain Krooker, hatte ihnen ernstlich gesagt, was sie zu erwarten hätten, wenn sie noch einen Missionar tödteten; sie fürchteten sich deßhalb Hand an die Lehrer zu legen, hatten aber beschlossen, sie den Hungertod sterben zu lassen. Die Lehrer konnten trotz aller Bezahlung und Bitten, keine Nahrung erhalten, und sie lagen daher bald bis zum Tode erschöpft auf ihren Matten. Sie würden unfehlbar verschmachtet sein, hätte nicht der Herr einem Eromanger das Herz gelenkt und ihm eingegeben, sich der beiden Fremdlinge anzunehmen. Dieser Mann brachte ihnen nämlich täglich einen kleinen Korb mit Früchten, doch er traute sich nicht, ihre Hütte zu betreten, sondern erspähete immer einen Augenblick, wo Niemand in der Nähe war, hob dann das leichte Dach in die Höhe und warf die Früchte über die Wand hinein, wonach er sich dann eiligst davonmachte. So wurden diese beiden Knechte Christi, wie der von Raben gespeiste Elias, am Leben erhalten, bis nach zwölf Monaten schwerer Drangsale endlich Missionar Murray sie abholte. Er ließ sie einstweilen auf der Fichteninsel, von wo aus sie mit erster Gelegenheit nach ihrer Heimath zurückkehren sollten. Doch der Herr hatte es anders mit ihnen im Sinne. Nach einigen Monaten landete die Brigg des Kapitän Ebrill, um auf der Fichteninsel Sandelholz einzunehmen. Die beiden Lehrer begaben sich an Bord des Schiffes, um mit demselben in ihre Heimath zu gelangen. Aber noch ehe sie die Fichteninsel verließen, wurde das Schiff und die ganze Bemannung von den Eingebornen aus einem Hinterhalte überfallen; sie ermordeten den Kapitain ebenso schonungslos wie die ganze Mannschaft und verbrannten nachdem die schöne Brigg. Auch die beiden eingebornen Missionare fanden unter den niedergemetzelten Matrosen ihren Tod. Williams und Harris, deren Märtyrertod sie nicht mit Keulen, aber mit der Verkündigung des Evangeliums rächen wollten, waren ihnen also die Vorgänger, deren bitteren Tod auch sie erdulden sollten.

In einem der letzten Jahresberichte der Londoner Missions-Gesellschaft heißt es über das Missionswerk auf Eromanga folgender-

maßen: „Missionar Gordon schreibt: Sobald wir vor Eromanga anlangten, begaben wir uns an's Land. Bald stellten sich mehrere junge Männer, welche die Samoa-Inseln früher besucht hatten, bei uns ein, und bezeugten ihre Freude, uns zu sehen. Sie waren europäisch gekleidet und sahen sehr anständig aus. Mit eigenthümlichen Gefühlen traten wir auf die Stelle, wo Williams und Harris als Märtyrer gefallen waren. Unsere Empfindungen können leichter nachgefühlt als beschrieben werden, als wir dem Kauinui, dem Mörder unseres Williams, die Hand zum Gruße boten.... Am 17. Juni nahmen wir von dem Missionsschiffe Abschied, um uns auf Eromanga niederzulassen. Wir werden nicht leicht den Ausdruck von Glück und Freude in dem Angesicht des Häuptlings Mana vergessen, als er uns sagte, nun habe er endlich, wonach er so sehr verlangte: seinen eigenen Missionar. „Ja den hab' ich nun!" rief er, während seine schwarzen Augen vor unbeschreiblicher Wonne leuchteten." —

Vor allen andern Inseln hat Rarotonga mehrere eifrige und tüchtige Arbeiter ins Missionsfeld gestellt, und die daheimbleiben, unterstützen die Ausgesendeten mit willigem Geiste. Als Missionar Gill in Avorangi zu arbeiten anfing, lud er die Gemeinde ein, einen Missionsverein zu gründen (den dritten auf Rarotonga), worin Alle mit Freuden willigten. An dem festgesetzten Tage war die Kapelle schon früh Morgens gedrängt voll. Nach volltönigem Gesange und herzlichem Gebete gab Buzacott einen kurzen Bericht über die Missionsarbeiten der Muttergesellschaft, und hierbei entwickelte er ihnen dann den kleinen Anfang und die herrlichen Erfolge der Mission. Darauf nahm der eingeborne Missionar Papeiha das Wort und legte der Gemeinde in ergreifenden Worten den Beruf an's Herz, den Heiden umher die frohe Botschaft dessen zu verkündigen, der sie berufen habe von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. Ein angesehener Häuptling, Timu, ward zum Schatzmeister des Vereins gewählt und sein Sohn zum Sekretair. Beide versprachen, „mit ganzem Herzen bei dieser guten Sache zu sein." Nun ging es in das Schulhaus, wo Jeder, der beitreten wollte, seinen Namen aufschrieb, und denjenigen Beitrag aufzeichnete, den er zu geben bereit war. Geld hatten die guten Leute damals nicht, aber was sie hatten, das gaben sie und zwar willig gaben sie. Die Summe der in Pfeilwurz gezeichneten Beiträge betrug circa 5000 Thaler; allerlei

kleine Gaben wurden auf der Stelle dem Schatzmeister eingehändigt, als 13 Hühner, 13 Bündel getrockneter Bananen, 32 nettgearbeitete Handkörbe, 42 scharfe Steine (Messer), ein Korb voll Perlen und andere Schmucksachen, 7 Körbe voll Seemuscheln (von den Kindern gesammelt) und eine große Menge Ohrringe. Außerdem brachten sie noch etwas über 14 Thaler baar zusammen, es war dies das ganze Geld, was eben in Arorangi vorhanden war; außer diesem besaßen sie keins. — Bei dem darauf folgenden Festmahle sah man lauter fröhliche Gesichter. Einer sagte dem Andern, wie glücklich er sei, solchen Tag zu erleben. Unter diesen befand sich auch ein alter Mann, der früher ein gefürchteter Krieger war. Als Heide ließ er sich selten sehen, ohne einen Menschenknochen als Ehrenzeichen an seinen Gürtel geknüpft zu haben. „Ich habe diesen Tag erlebt", sagte er, „um etwas Neues und Wunderbares zu sehen: nämlich das versammelte Arorangi, begierig das Wort des wahren Gottes auszusenden. Früher versammelten wir uns auch, aber nur, um Mordanschläge zu berathen, oder um vor dem Feinde zu fliehen, oder um scheußliche Dinge zu treiben. Wir kamen zusammen in Furcht, mit Herzen voll Bosheit und wilder Lust, und wagten nicht Weib und Kind mitzubringen: aber nun ist die Finsterniß geflohen, und das Licht der wahren Sonne giebt uns seinen Schein. Unsere Kriegsspeere sind verloren, und wir halten in unserer Hand das Schwert des Geistes, das Wort des Herrn; wir bringen Weib und Kind mit und fühlen, daß wir einander lieb haben. Wir lieben nicht allein die Leute unserer Nation, wir lieben Alle und Alle lieben uns. Und über das Alles sind wir am heutigen Tage hier versammelt, unsere Liebe denen zu bezeugen, die noch sind, wie wir einst waren, ohne Gott und ohne Hoffnung: das ist etwas Neues und Wunderbares, nur gewirkt durch die große Liebe Gottes." Es wurden noch verschiedene Ansprachen gehalten, die nicht minder von einem lebendigen Missionssinn zeugten, bis man endlich auseinanderging und sich zur Ruhe begab.

Ein anderes erfreuliches Zeichen von der Willigkeit zum Missionsdienste ist das, daß sich die vornehmen und reichen Personen aus den Gemeinden, als Häuptlinge, Landbesitzer u. s. w. dem Missionsberufe nicht entziehen, sondern sich ihm mit demselben Eifer hingeben als die Uebrigen. Als der Oberhäuptling von Tutuila

starb, sollte ihm sein Sohn Pomare in der Regierung folgen. Aber sein Sinn stand nach einem andern Reiche und nach andern Ehren. Seine Augen waren geöffnet worden, zu schauen die Herrlichkeit der Erlösung und die hatten verdunkelt die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Davon legte er ein köstliches Zeugniß ab vor seinem versammelten Volke auf dem Missionsfeste. In seiner Ansprache sagte er: „Ich will jetzt meines Herzens Wunsch entdecken vor dieser Versammlung, vor Gott und vor den Missionaren. Ich habe meine Seele Jesu ergeben, durch ihn seelig zu werden; bei ihm soll sie bleiben und nun stelle ich meine Mittel, meinen Einfluß und mein Leben zur Verfügung der Mission. Ich bin entschlossen, in jedes finstere Land zu gehen, wohin man mich senden mag. Mein Wunsch ist zu wirken und zu sterben für die Sache Jesu, der gekreuzigt wurde für mich. Ich wünsche nur, sein Werk zu treiben und entäußere mich irdischer Ehren und irdischer Reichthümer; ich bin bereit in irgend ein wildes Land zu gehen oder zu bleiben in unserem Lande. Ich überlasse die Bestimmung meiner Thätigkeit dem Gutachten der Missionare; sie mögen mir mein Arbeitsfeld anweisen." — Das war nicht die Sprache augenblicklicher Aufregung, denn nach einigen Tagen, nachdem er mit seiner ihm gleichgesinnten Gattin sich besprochen hatte, wiederholte er seinen Entschluß öffentlich und berieth die Sache mit den Missionaren. Er wurde eine Zeit lang mit einigen Andern noch besonders unterrichtet, arbeitete darauf kurze Zeit zu seiner Vorbereitung als Lehrer in der Schule und ging endlich mit Missionar Heath nach den Neu-Hebriden. Auf der nächsten Rundreise des Missionsschiffes folgte ihm sein treues Weib nach, um ihm als Gehülfin beizustehen; aber mitten in ihrer Freude auf die gemeinsame Arbeit mit ihrem geliebten Manne bekam sie die Nachricht, daß er eingegangen war zu der Ruhe, welche noch vorhanden ist dem Volke Gottes.

Von einem andern Häuptling erzählt Missionar Pritchard Folgendes: „Nach unserem letzten Missionsfest kam ein brittisches Kriegsschiff an unser Eiland. Der Kapitain ersuchte uns, ihm einen Eingebornen zuzuweisen, der ihm ein gutes Modell eines Tonga-Kahnes anfertigen könne; es müsse aber aufs Feinste gearbeitet sein, da er es der Königin Victoria von England zum Geschenk machen wolle. Wir dachten an den Einen und den Andern, wählten aber zuletzt den

König, den geschicktesten Mechaniker auf der Insel. Se. Majestät übernahm es mit Freuden, das Modell zu verfertigen. Er wußte, daß es für die Königin von England bestimmt sei, und hielt es für keine Unehre, wenn ein Souverain für den andern arbeite. Als das Modell fertig war, gefiel es dem Kapitain so sehr, daß er dem König zehn Guineen dafür gab. Der König war nie in seinem Leben so reich gewesen; er besaß zwar einen großen Doppelkahn, viele Grundstücke und ausgedehnte Ländereien, aber so viel Geld hatte er noch nie zuvor gehabt. Als das Missionsfest nun kam, holte unser lieber König seine Guineen hervor und gab sie alle hin. Der Name dieses Königs steht auch auf der Liste der Reiseprediger, denn er wandert durch die Dörfer seines Landes und predigt in einfältiger und herzlicher Weise seinen Unterthanen das Evangelium." — „Sollte nicht" — fügt Pritchard hinzu — „der Wandel dieses bekehrten Heiden, dieses christlichen Regenten, die Edlen und Fürsten in höher begnadigten Ländern beschämen? Noch vor wenigen Jahren war dieser Mann der Schrecken seines Landes, denn Verwüstung und Mord ging vor ihm her, jetzt ist er geehrt und geliebt überall. Gleich dem großen Apostel der Heiden, arbeitet er jetzt für die Ausbreitung des Glaubens, den er vorher auszurotten trachtete. Er ist jetzt ein Pfleger der Missionen geworden."

So geht denn auch unter den Bevorzugten im Volke christliche Gesinnung mit christlicher Demuth Hand in Hand, worin die dortigen Christen Manchen zum Vorbild dienen könnten. Die Londoner Missionsgesellschaft berichtet hierüber von den Hervey-Inseln Folgendes: „Die Missionsgemeinden auf den Hervey-Inseln [westlich von den Gesellschafts-Inseln] bieten noch immer dasselbe Bild lebensvoller Kraft und Schönheit dar, das sie in früheren Jahren ausgezeichnet hat. Betrachtet man die allgemein sittliche Haltung des Volks, oder den Fortschritt der Volksbildung, oder die Heiligung des Sabbaths, oder die Zahl der wahrhaft Gläubigen in der Gemeinde: — immer werden diese christlichen Insulaner eine Vergleichung mit einer gleichen Zahl unserer brittischen Landsleute auszuhalten im Stande sein, und der Vergleich wird zu ihren Gunsten ausfallen." Von anderen Südsee-Inseln heißt es: „Die Insel Aitutaki, die man ohne Uebertreibung sowohl in sittlicher, als physischer Beziehung das Paradies der Südsee nennen kann, erfreut

sich noch immer der treuen Arbeit des Missionar Royle, auf welchen Gott seinen reichsten Segen in so überfließendem Maße gelegt hat. Die unter seiner Pflege stehenden Gemeinden haben sich schon lange her durch ihren Eifer und ihre Freigebigkeit ausgezeichnet, die auch den Gemeinden Englands [wie sehr aber erst Deutschlands!] zu einem heilsamen Vorbilde dienen könnte." — „Auf den Samoa- oder Schiffer-Inseln erfreuen sich die Missionare der unverkennbaren Fortschritte der dortigen Gemeinden. In dem Erziehungsinstitut zu Malua bereiten sich 57 junge Männer von bewährtem, christlichem Charakter zu dem Lehrer- und Evangelisten-Amte vor. Die eingebornen Missionare wurden durch Beitrstge der Einwohner selbst unterhalten und im Lauf des verflossenen Jahres haben sie an die Muttergesellschaft [in England] mehr als 600 Pfd. St. (4000 Thlr.) als Missionsbeitrag eingesandt. Außerdem haben sie über 300 Pfd. St. (2000 Thlr.) zum Ankauf heiliger Schriften ausgegeben." — Der Fortschritt des Reiches Gottes auf den Inseln der westlichen Südsee [Neu-Hebriden 2c.] ist ebenso wunderbar als herzerfreulich. Früher boten die Einwohner das betrübendste und zugleich empörendste Schauspiel dar und ihre blutigen, kannibalischen und scheußlichen Gewohnheiten schienen dem Eifer und dem Mitleid selbst des christlichen Missionars unübersteigliche Hindernisse entgegen zu stellen, während eben diese Greuel zugleich den gänzlichen Untergang dieses elenden Geschlechts in nahe Aussicht stellten. Aber die Umwandlung, die seitdem bei ganzen Schaaren zu Stande gekommen, sollte selbst den Ungläubigen überzeugen, daß das Evangelium vermögend ist, auch den finstersten Geist zu erleuchten, die gräulichsten und heftigsten Leidenschaften zu überwinden und selbst den Mörder und Menschenfresser mit den Tugenden der Redlichkeit, der Sittenreinheit und der Liebe zu schmücken." — „Auch auf Anaiteum geht das Werk seinen lieblichen Gang. Die dortigen Schulen werden von mehr als 1000 Schülern besucht und die Kirchen sind des Sonntags stets gedrängt voll. Noch vor wenigen Jahren waren die Eingebornen auf dieser Insel gräuliche Menschenfresser." — „Die Insel Lifu ist bis jetzt nur von eingebornen Evangelisten bedient worden, aber der Erfolg ihrer Arbeit war groß. Die Missionare, welche die Insel neulich besuchten, berichten darüber: Als wir Lifu erreichten, kamen uns die Eingebornen in großen Schaaren ent-

gegen. Die meisten von ihnen waren mehr oder weniger bekleidet und schienen hoch erfreut uns zu sehen. Nachdem die Landung geschehen und wir mit den Lehrern Rücksprache genommen, hielten wir eine Versammlung in der großen steinernen Kapelle; sie hat überall Bänke und eine sehr nette Kanzel sammt Vorlesepult. Sie faßt 1000 Menschen und ist jeden Sonntag gedrängt voll. Wamya, der Häuptling dieses Eilandes, war bald bei uns, er ist ein schöner junger Mann und spricht ein wenig Englisch. „Missionare möcht ich haben," war eines seiner ersten Worte. Er war sehr anständig gekleidet und benahm sich überaus würdig. Fast die ganze Bevölkerung hat das Heidenthum verlassen und Alles will Missionare haben. — Vor unserer Abfahrt hielten wir noch einen Gottesdienst, in welchem der eingeborne Missionar Tui über Joh. 1, 6. 7. predigte. Die Versammlung hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Predigt und Gesang hatten in der Landessprache stattgefunden. Dann schaarten wir uns um den Tisch des Herrn — Kapitain, Matrosen, Passagiere und Eingeborene, Glieder der Gemeinde Christi aus acht verschiedenen Nationen." —

— Dies einige Züge aus der Mission in der Südsee.

Missions-Reisepredigten in Indien.

(Missionar Sternberg an die Mitglieder des akademischen Missions-Vereins in H . . . .)

Muzafferpur, den 3. Januar 1861.

Meine lieben Freunde und Brüder in dem Herrn Jesu!

So etwas Unerwartetes und Angenehmes als Ihr liebes Schreiben vom 9. August v. J. ist mir lange nicht gekommen, haben Sie meinen besten Dank dafür. Ich will gern nach Vermögen Ihrem Wunsche gemäß Ihnen von Zeit zu Zeit Mittheilungen über unser hiesiges Wirken und Erleben machen. Zum Voraus jedoch muß ich erinnern, daß Sie sich nicht sehr viel Großes, Interessantes und Erweckendes zu hören versprechen müssen, so lange nicht der Geist

Gottes über uns und unser hiesiges Feld ausgegossen wird, doch dafür wird gerade in jetziger Zeit mehr wie sonst je gebetet, in der ganzen Christenheit und es ist zu hoffen, daß die Gebete hier unten unter dem Vorsitze unseres großen Hauptes, oben beim Vater über kurz oder lang Erhörung finden, und die Hindus in Schaaren zum ewigen Leben eingehen werden.

Ich will denn gleich ohne Weiteres Ihnen und allen Ihren akademischen Freunden eine Beschreibung von einem Theile unserer Missionsthätigkeit in hiesigem Lande geben, ein ander Mal, wills Gott, von einem andern.

Es ist dies unsere Reisepredigt: — In der kalten Jahreszeit vom November bis zum März hinein, kann man hier zu Lande nämlich ungehindert vom Klima umherreisen, und da wir den Schutz der englischen Regierung genießen, so hat man auch von Seiten der Heiden kein Hinderniß, keine Lebensgefahr oder dergleichen zu befürchten. Die englische Regierung, obgleich sie bisher direkt Nichts für Mission gethan hat, läßt doch Allem und Jedem vollkommene Freiheit zu lehren und zu predigen wo er nur will, und so ist denn jeder Missionar glücklich, wenn es ihm sonst die Umstände erlauben, öfters in die Dörfer des umherliegenden Distrikts zu reisen, um das Evangelium den Heiden zu verkündigen. Man nimmt zu dem Ende einen hiesigen Ochsenkarren, ladet ein Zelt, eine Kiste mit Proviant und Kochgeschirr und eine Kiste mit Traktaten und Evangelien darauf, nimmt einen Diener als Koch und wenn man ihn hat, einen eingebornen Christen als Helfer zum Predigen mit, und dann mit dem Sonnenschirm in der Hand und einer Hand voll Traktate unter dem Arm geht man dem nächsten Dorfe zu. Den Wagen schickt man voran zu einem bestimmten Orte, wo man zu übernachten gedenkt, etwa 4, 5 oder 6 Stunden weit, und überläßt sich selbst dann den Heiden, die man auf der Straße und in den Dörfern, durch die man passirt, findet. [„Man denke nun aber nicht, daß wir eine geordnete Gemeinde vor uns haben, oder daß wir in irgend einem Hause predigen. Keineswegs; wir gehen hin auf einen besuchten Platz, vielleicht auf den Markt oder besondere Verkehrsstraßen, stellen uns da an eine Ecke und fangen nun laut aus einem Traktate oder der Bibel zu lesen an; es ist Keiner da, aber wir lesen doch. Endlich kommt Einer, Zwei, Drei; — sie wollen hören, was der weiße Mann zu

sagen hat; es sammeln sich Zehn, Zwanzig und mehr, bis ein Häuflein uns umringt. Nun reden wir sie an, sprechen von ihrem Götzendienst, von ihrer Religion, sprechen zu ihnen von ihren Sünden, und wie sie allein davon frei und selig werden können. Die Leute hören nun allerdings nicht von Anfang bis zu Ende zu, weil es meist nur Neugierde ist, welche sie zum Stehenbleiben und Zuhören veranlaßt, aber Manche bekommen doch einen Eindruck und fragen uns, woher wir wüßten, daß nur das Christenthum die allein seligmachende Religion sei; woher wir sagen könnten, daß sie Sünder seien; sie hätten nie Sünde gethan; denn, sagt der Hindu, was aus mir herausieht, spricht u. s. w., das ist ja Gott, ich bin ja ein Theil Gottes; — auf alle diese Fragen müssen wir dann Antwort geben. Daß der Christenglaube der allein wahre sei, kann der Hindu nicht fassen; denn er sagt, wie kann unsere Religion falsch sein, Gott hat sie uns ja gegeben; das Judenthum den Juden, das Christenthum den Christen, die Lehre des Muhamed für die Muhamedaner, die der Bramanen für die Hindus u. s. w.; und Alle fahren nach demselben Ziele, wie die verschiedenen Eisenbahnen von den entlegensten Provinzen alle in Berlin zusammentreffen. Da braucht man freilich nicht nach Indien zu fahren, um diese Aussprüche zu hören, man hört sie auch unter den Christen im Vaterlande, und das ist wieder ein Beweis, daß der natürliche Mensch, geborner Christ oder Heide, nichts vernimmt vom Geiste Gottes. — Haben wir ihnen nun so auf diese Fragen Antwort gegeben, und 2 bis 3 Stunden mit Predigen und Unterreden zugebracht, auf dem Markte oder in den Straßen oder an den Zäunen, so weisen wir die Leute, die nach Etwas fragen wollen, nach unserem Hause, wo wir uns eben aufhalten, und da kommen viele, wie Nikodemus heimlich, um mehr zu hören von dem Wege des Heils und Friedens"]*).

Die Hindus sind ein geselliges und civilisirtes Volk und haben ein reges Interesse an Religionsgesprächen. Es hält daher für Einen, der sich zu ihnen hinabläßt, gar nicht schwer, sich mit denen, die man so antrifft, ohne Weiteres in religiöse Gespräche einzulassen.

---

*) Auszug einer Predigt, welche Missionar Stern, während seines kurzen Aufenthalts in Deutschland, am Sonntag Reminiscere 1861 im Dom zu Berlin vor einer zahlreichen Versammlung hielt.

Keiner nimmt es übel, über seine Religion befragt zu werden, weil Keiner sich derselben schämt. Wenn man erst ihre Sprache und ihre Ideen kennt, so dauert es nicht lange, daß man sie gefangen hat, und sie fragen: Was soll ich denn thun, daß ich selig werde? Da hat man denn Gelegenheit, ihnen das Evangelium zu predigen, indessen erfährt man bald, daß diese wichtige Frage und diese wichtige Antwort ihnen gar nicht so sehr am Herzen liegt: wenn man sich müde gepredigt und alle Rede- und Ueberredungskünste erschöpft hat und nun meint, man habe einen Eindruck gemacht, so gehen sie gleichgültig, wohl gar mit einem „Ram, Ram" (Name eines ihrer Götter) davon, und man hört und sieht nichts mehr von ihnen.

So macht man es Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein, und die Masse des Volkes bleibt wie sie ist und wie sie gewesen, seit tausenden von Jahren, wie ein Meer, auf welchem der Wind oben ein paar Wellen erregt, die, wenn er nachläßt, wieder verschwinden. Dieses scheinbar fruchtlose Bemühen ist unsere schwerste Anfechtung und es wäre nicht groß Wunder, wenn man endlich sich dem Wahne hingäbe, es helfe doch nichts und triebe dann das Missionswerk nur so mechanisch weiter, weil man doch nun eben hier wäre; allein der Herr hält uns doch aufrecht, theils und hauptsächlich durch seine Verheißungen, daß die Erde voll werden solle seiner Erkenntniß und daß alle Geschlechter in Christo unserm Herrn sollen gesegnet werden, theils auch durch allerlei Anzeichen, die wie Fische aus dem Meer hier und da auftauchen und anzeigen, daß doch im Volke mehr vorgeht, als dem oberflächlichen Beobachter däucht. So z. B. als ich letzthin im Monat November nach Hadschipur nach einer sogenannten Mela (Messe) ging, fand sich unterweges ein Bauer zu mir, der seine Zweifel an vielen Sachen seiner Religion nach und nach vorbrachte; nachdem ich diese ihm genügend gelöst hatte, kam er mit der Erklärung heraus: „Saheb, ich habe die irdenen Götzen auch schon aus meinem Hause hinausgeworfen, mein Weib dringt zwar darauf, ich soll sie wieder anbeten, sie verschafften doch Kinder, aber ich sage nein, Kinder kommen allein von Gott her. Die Leute im Dorfe sind auch deßhalb auf mich böse, aber ich bekümmere mich nicht darüber." Indem wir so redeten und gingen, hatte sich ein jüngerer Mann uns angeschlossen, der nun auch mit der Sprache heraustrat: „Saheb, da ist in meinem Dorfe ein Oelmann, der seinen Götzen treulich

gedient hat, und dennoch sind ihm fünf Kinder gestorben, da hat er denn den Götzen in den Brunnen geworfen. Nicht lange darauf aber bekommt seine Frau einen Jungen und der lebt bis heute noch und ist ein erwachsener Mensch geworden." Indem wir so weiter wandelten, begab sich mit dem ersten Manne Folgendes: Ich hatte auf seine Frage, ob man durch Gaben, Almosen, selig werden könne, ihm gezeigt, daß das unmöglich sei, nun saß ein Bettler am Wege und schrie mich um Almosen an, ich hatte keine Münze bei mir und sagte ihm das, da lief mein Begleiter flink zu ihm hin, that seinen Bündel auf und gab ihm mit sichtbar thriumphirender Geberde und Seitenblick auf mich, einige Hände voll gedörrten Reis, den sie so bei sich führen. Siehe, bemerkte ich, das war besser als alle Abwaschungen und Büßungen. „Saheb," erwiderte er rasch, „Sie führen noch zweierlei Rede, erst sagten Sie doch, Almosen geben, helfe nichts, und nun loben Sie mich darum." Ich war gefangen und hatte Mühe, ihm den feinen Unterschied begreiflich zu machen, zwischen Werken der Liebe und Verdienstlichem. Der Mann versprach nachher, mich in Hadschipur zur Meßzeit zu besuchen, er ist aber nicht gekommen, und ich erwartete es auch kaum, nachdem man hundert Mal vergeblich gewartet hat. In Hadschipur kam ich den nächsten Tag an, wo sich eben die Heiden zu sammeln anfingen, um am Tage des Vollmondes im Ganges zu baden und dadurch ihre Sünden abzuwaschen. Man hat in Deutschland selten Gelegenheit, eine solche Menschenmasse und noch dazu so friedlich zusammen zu sehen; was ich von dem Menschenstrom, der in Trier bei Gelegenheit der Ausstellung des heiligen Rockes durch die Stadt floß, gelesen habe, giebt etwas Aehnliches von einem solchen großen Heidenfest; drei Tage nahm der Strom der Ankommenden und Abgehenden zu: Männer, Weiber, Kinder, alt, jung — auf Ochsenwagen, Elephanten, Pferden, Palankin — reich und arm, doch alle in ihren besten Kleidern und wie von einer unsichtbaren Macht gleichmäßig fortgeschoben bis an das Ufer des Ganges hin und wieder her. Man tritt dann an irgend einen Platz am Wege, wo man etwas Luft hat, auf einen Stuhl hin, hält kürzere oder längere Anreden, theilt Traktate aus; die meisten Menschen strömen gleichgültig vorüber, doch bleiben viele stehen und hören, noch andere bringen ihre Zweifel vor und disputiren. Da kommt denn auch manches Erfreuliche heraus, welches zeigt, daß

unser jahrelanges Arbeiten doch eine stille Wirkung hat. Jedenfalls dankt man am Ende Gott, daß man gewürdigt worden, wieder so vielen Hunderten und Tausenden, die nichts von ihm gehört haben, seinen seligmachenden Namen verkündigen zu können. An diesem Orte Hadschipur haben wir nun einen Bekehrten aus den Muhamedanern, der seit ungefähr drei Monaten die Taufe erhalten hat. Dieser hatte Jahre lang so zur Malazeit zugehört und Traktate und Evangelien genommen, auch redlich disputirt, — dieses Mal stand er an meiner Seite und half eifrig predigen. Ich hatte noch einen Katechisten (eingebornen Evangelisten) bei mir, da haben wir eine schöne Gemeinschaft, des Abends zumal in unserm kleinen Zelte (etwas abgelegen von der Menge, im stillen Mangowäldchen) genossen, besonders auch im Gebet — aber ich muß es heute hiermit gut sein lassen. Herzliche Grüße an Alle von Ihrem Sternberg.

Die Regenmacher in Südafrika.

Es ist unter der Heiden Götzen keiner, der Regen geben könnte. Du aber bist der Herr, unser Gott, auf den wir hoffen; denn Du kannst solches Alles thun. Jer. 14, 22.

Die größte Prüfung für die Eingebornen Südafrika's, und zugleich eines der größten Hindernisse für die Missionsarbeit ist bekanntlich die häufige Wiederkehr von Dürre und Regenmangel. Das Ausbleiben des Regens nöthigt die Stämme, immer neue Wohnplätze zu suchen, und eine feste Ansiedlung wird fast zur Unmöglichkeit. In dieser ihrer Noth ist es nun höchst seltsam, welche Mittel von ihnen zur Abwendung derselben angewendet werden. Die Eingebornen meinen nämlich, daß ihre Aerzte oder Zauberer nicht nur der Noth und den Leiden ihrer Krankheiten ein Ziel zu setzen vermöchten, sondern daß diese auch der Noth des Regenmangels ein Ende machen könnten, falls sie nur ihre Geheimmittel anwenden wollen. Dies geschieht denn auch stets, und die Zauberer sind so von der Wirksamkeit ihrer Mittel überzeugt, daß es den Missionaren meist unmöglich gewesen ist, sie von der Thorheit dieser Ansicht zu

überzeugen. Der berühmte Missionar, Dr. Livingstone, erzählt hierüber Folgendes:

„Die Ueberzeugung, daß ein Mensch durch Zauberei Regen machen könne, ist einer der tiefgewurzeltsten Glaubensartikel unter den Eingebornen Südafrika's. Der Häuptling Setschele selbst war ein berühmter Regendoktor, und glaubte an seine Kunst mit unbezweifelter Zuversicht. Er hat mich oft versichert, daß es ihm schwerer falle, seinen Glauben daran aufzugeben, als irgend etwas anderes, was ihm das Christenthum aufzugeben gebiete. Sein Volk aber, die Bakuena, waren völlig überzeugt, ich hätte ihren Häuptling durch irgend einen magischen Zauber gebunden, und oft erhielt ich an den Abenden Deputationen seiner alten Räthe, die mich dringend baten, ihrem Häuptling zu erlauben, daß er nur wenigstens etliche Regenschauer mache. „Das Korn," sagten sie, „wird sterben, wenn du unsere Bitte abschlägst, und wir werden uns zerstreuen müssen. Laß ihn nur noch dies eine Mal Regen machen, und wir Alle, Männer, Weiber und Kinder, wollen dann gerne in deine Schule kommen, und singen und beten, so lang es dir beliebt." Es war vergebens, daß ich versicherte, ihr Häuptling Setschele habe volle Freiheit, nach seinem eigenen Gewissen zu handeln, da er ja die Bibel selbst in Händen habe. Ja, es war peinlich, vor den Leuten hartherzig erscheinen zu müssen. Oft sammelten sich die Wolken segenverheißend über uns, und das Rollen des Donners schien erfrischende Regenschauer anzukündigen; aber am folgenden Morgen war jede Spur von ihnen verschwunden, und die Sonne stieg wieder am klaren, wolkenlosen Horizont empor.

Die Eingebornen finden es höchst langweilig, dazusitzen und zu warten, bis Gott ihnen Regen vom Himmel sendet, und meinen, es sei natürlicher und angenehmer, sich selber zu helfen. Dazu verwenden sie mancherlei seltsame Mittel, wie z. B. die verkohlten Ueberreste von verbrannten Fledermäusen, die verdichteten Exkremente des Bergkaninchens, die inneren Theile verschiedener Thiere, wie Schakalsleber, Pavians- und Löwenherz, die haarigen Steinchen aus den Eingeweiden alter Kühe, die abgestreiften Häute und Rückenwirbel von Schlangen und alle möglichen Knollen, Wurzeln und Auswüchse von Pflanzen, wie man sie im Lande findet. Man mag seinen Zweifel an ihre Kunst äußern wie man will, — der Regendoktor wählt eine gewisse knollichte Wurzel, zerstößt sie, macht einen Trank daraus

und gießt denselben abgekühlt einem Schafe ein, das fünf Minuten darauf in Krämpfen verendet. Ein Theil der nämlichen Knolle wird in Rauch verwandelt und steigt zum Himmel auf. In einem oder zwei Tagen folgt Regen. Der Schluß kann nicht fehlen: — der Regendoktor hat ihn herbeigeführt!

Die Bakuena ließen es sich nicht nehmen, daß zwischen der Anwesenheit des „Wortes Gottes“ in ihrer Stadt und dieser anhaltenden und verhängnißvollen Dürre ein Zusammenhang bestehen müsse, und deßhalb betrachteten sie unser Kirchenglöcklein mit nicht sehr wohlwollenden Augen; uns selbst aber behandelten sie unveränderlich mit Achtung und Freundlichkeit. Ich glaube nicht, daß ich je einen Feind hatte im ganzen Stamm. Der einzige Grund ihres Mißfallens wurde einst von einem sehr einflußreichen und verständigen Mann, einem Oheim des Häuptlings Setscheles, folgendermaßen ausgesprochen: „Wir lieben dich Alle gerade so, als wärest du unter uns geboren. Du bist der einzige weiße Mann, mit dem wir uns verstehen. Aber wir wünschen, du gäbest das ewige Predigen und Beten auf; damit können wir uns ganz und gar nicht verstehen. Du siehst, wir kriegen keinen Regen, während die Stämme, die nie beten, Regen im Ueberfluß haben.“ Letzteres war allerdings Thatsache; oft sahen wir es ein paar Stunden von uns auf den Hügeln regnen, während wir selbst keinen Tropfen bekamen. Wenn der Fürst der Finsterniß, der in der Luft herrscht, nicht wirklich seine Hand in dieser Sache hatte, so that ich ihm wenigstens nicht selten die Ehre an, solches ihm zuzutrauen.

Was die Regenmacher betrifft, so hielt es das ganze Volk mit ihnen, und das nicht ohne Grund. Denn wenn wir uns in die Lage dieses halbverschmachtenden Volkes versetzen, und uns erinnern, wie steif und fest sie an die Wirksamkeit der Zaubermittel glauben, und wie sie von der Anschauung ausgehen, daß jede Medizin durch eine Art Zauber wirke, so kann uns ihre unbedingte Verehrung für die Regenmacher nicht wundern. Die folgende Unterredung zwischen mir, dem Krankendoktor, und dem Regendoktor zeigt, wie sie Alle die Sache anzusehen gewohnt sind. Es ist noch zu bemerken, daß der Ausdruck Medizin für alle Arten von Zaubermittel gilt.

Krankendoktor: Glück zu, mein Freund! Was für eine Menge von Medizinen hast du diesen Morgen bei dir! Ich glaube, du hast alle Medizinen aus dem ganzen Lande hier zusammengebracht.

Regendoktor: Sehr wahr, mein Freund; und zwar mit Recht; denn das ganze Land seufzt nach Regen, den ich eben zu machen mich anschicke.

Kr.=Dr. So glaubst du denn wirklich, daß du den Wolken gebieten könnest? Ich meine, das könne allein Gott.

R.=Dr. Allerdings, darin sind wir Beide ganz gleicher Meinung. Es ist Gott, der den Regen macht; aber ich bete zu ihm vermittelst dieser Medizinen, und natürlich, wenn der Regen dann kommt, so ist das mein Werk. Ich war es, der den Bakuena viele Jahre lang den Regen machte. Durch meine Weisheit sind auch ihre Weiber feist und glänzend von Fett geworden. Frage sie nur, sie werden dir das Gleiche sagen.

Kr.=Dr. Aber unser Heiland hat uns in seinen Abschiedsreden ausdrücklich und deutlich gesagt, daß wir nur in Seinem Namen erhörlich zu Gott beten können, und nicht vermittelst solcher Medizin.

R.=Dr. Ganz richtig! Aber uns hat es Gott anders gesagt. Er machte den schwarzen Mann zuerst und dann den weißen Mann; auch hat er uns nicht so lieb, als den weißen Mann. Euch machte er schön, und gab Euch Kleider und Flinten und Pulver und Pferde und Wagen und viele andere Dinge, von denen wir nichts wissen. Aber gegen uns hatte Gott kein Herz. Er gab uns nichts als den Assegai (Wurfspeer) und Vieh, und die Kunst Regen zu machen. Auch gab er uns keine Herzen wie Euch. Wir lieben einander nie. Andere Stämme legen Medizinen um unser Land her, um den Regen von uns abzuwenden, damit wir uns zerstreuen und zu ihnen kommen, und so ihre Macht vermehren. Wir müssen ihren Medizinen durch unsere Medizinen entgegentreten und ihre Kraft brechen. Gott hat uns ein einziges kleines Ding gegeben, wovon Ihr nichts versteht. Er hat uns die Kenntniß gewisser Medizinen gegeben, vermittelst deren wir Regen zu machen vermögen. Wir unsererseits verachten die Dinge nicht, die Ihr besitzt, obgleich wir nichts davon verstehen. Wir verstehen nichts von Eurem Buch, und doch verachten wir es nicht. So solltet auch Ihr unsere geringen Kenntnisse nicht verachten, obgleich Ihr nichts davon verstehet.

Kr.=Dr. Ich verachte das nicht, was ich nicht verstehe; ich glaube nur, daß Ihr Euch täuscht, wenn Ihr meint, Ihr seiet im Besitz von Medizinen, welche Regen herbeiführen können.

R-Dr. Das ist gerade die Weise, wie die Leute von Dingen reden, von denen sie nichts verstehen. Als wir in diese Welt eintraten und die Augen aufthaten, da sahen wir, wie unsere Vorväter Regen machten; wir folgten in ihre Fußstapfen. Ihr sendet Boten nach Kuruman, um Korn zu holen, und bewässert Euren Garten, — da könnet Ihr's wohl ohne Regen aushalten; wir können es nicht so machen. Wenn wir keinen Regen haben, so hat das Vieh keine Weide, die Kühe geben keine Milch, unsere Kinder magern ab und sterben, unsere Weiber laufen uns davon zu andern Stämmen, welche Regen machen und Korn haben, und der ganze Stamm geht zu Grunde.

Kr.-Dr. Ich bin ganz mit dir einverstanden, was den Werth des Regens betrifft; aber du kannst den Wolken nicht gebieten durch Medizinen. Ihr Regenmacher wartet bis Ihr Wolken kommen sehet; dann braucht Ihr Eure Medizinen und nehmet für Euch die Ehre, die allein Gott gebührt.

R.-Dr. Ich brauche meine Medizinen, und Du brauchst die Deinen. Wir sind Beide Doktoren und ein Doktor ist kein Betrüger. Du giebst einem Patienten Medizin; manchmal auch nicht, und — er stirbt. Wird er geheilt, so nimmst Du für Dich die Ehre, von dem, was Gott gethan hat. Gerade so mache ich es auch. Manchmal giebt uns Gott Regen, manchmal auch nicht. Giebt er ihn, so schreiben wir das der Wirkung unserer Medizinen zu. Stirbt Dir ein Patient, so giebst Du deßhalb das Vertrauen in die Kraft Deiner Medizinen nicht auf; so geht's mir auch mit meinen Medizinen, wenn der Regen ausbleibt. Wenn Du von mir verlangst, meine Medizinen aufzugeben, warum hältst Du an den Deinen fest?

Kr.-Dr. Ich gebe meine Medizinen lebenden Geschöpfen, die innerhalb meines Bereichs sind, und ich kann die Wirkung davon sehen, auch wenn keine Heilung erfolgt. Du giebst vor, auf die Wolken wirken zu können, die doch so hoch über Dir sind, daß Deine Medizinen sie nimmer erreichen können. Die Wolken stehen in der Regel hier, und der Rauch von Deinen Medizinen zieht nach einer ganz andern Richtung. Gott allein kann den Wolken gebieten. Versuchts nur einmal und wartet geduldig; Gott wird uns Regen geben ohne Deine Medizinen.

R.-Dr. Mahala-ma-kopa-a-a! (Ausruf äußersten Erstaunens)

Ich glaubte immer, die weißen Leute seien verständige Leute; der heutige Morgen hat mich eines Andern belehrt. Wer in aller Welt hat je daran gedacht, einen Versuch mit dem Verhungern zu machen! Ist denn der Tod so etwas Angenehmes?

Kr.-Dr. Könntest Du machen, daß es an einer Stelle regnet, und an einer andern nicht?

R.-Dr. Es würde mir nicht einfallen, das auch nur zu versuchen. Ich sehe gerne das ganze Land grün und alle Leute fröhlich. Das sehe ich gerne, wenn die Weiber vor Lust in die Hände klatschen und lullilueu vor Freude, und mir zum Dank ihren Schmuck bringen.

Kr.-Dr. Du betrügst eben sie und Dich selbst.

R.-Dr. Nun, da passen wir Beide wohl zusammen! (Will sagen, wir seien Beide Schurken.) —

Man sieht, —fährt Dr. Livingstone fort, — es fehlt den Leuten nicht an Scharfsinn. Es ist mir auch nicht in einem einzigen Fall gelungen, sie von ihrer Thorheit zu überzeugen, obschon ich es auf alle ersinnliche Weise versuchte. Ihr Glaube an die Zauberkraft der Medizinen kennt keine Grenzen. Der allgemeine Eindruck, den ich mit meinen Beweisführungen hervorbrachte, war der, daß mir am Regen eben nichts gelegen sei; und das ist in der That ein mißliches Ding, wenn die Vorstellung unter den Leuten Raum gewinnt, der Missionar kümmere sich nicht um die öffentliche Wohlfahrt." *)

Aber der Herr, der da gesagt hat, er wolle auch die Starken zum Raube haben, vermag auch die härtesten Fesseln heidnischer Thorheit zu brechen. Unter eben demselben Volke, welchem vor 20 Jahren Dr. Livingstone die erste Botschaft von Christo brachte, arbeiten gegenwärtig die Missionare der Hermannsburger Missions-Gesellschaft, und zwar mit vielem Erfolg. In Bezug auf die Regenmacherei schreibt Missionar Bakeberg Folgendes:

„Es gefällt mir unter diesem Volke sehr wohl und ich freue mich, daß mich der Herr auf diesen Posten gestellt hat; denn man sieht auch unter diesem Volke, daß das Reich Gottes wächst und zunimmt. Schon manches Hinderniß, welches dem Kommen des Reiches Gottes hier entgegenstand, ist durch Gottes Gnade beseitigt worden. Eines

---

*) Dr. David Livingstone, Missionary Travels and Researches in South Africa, London 1857. p. 139.

der größten Hindernisse war das Regenmachen, welche Sitte ganz allgemein unter diesem Volke war. Einer der Hauptregenmacher war Koselinzi, der Bruder des Häuptlings Setschele. So hatten wir im Sommer, nämlich im Dezember, eine solche Dürre, daß unter der Gluth des Sonnenbrands Alles vertrocknete und Menschen und Vieh dem Verschmachten nahe waren. Da ging es denn wieder ans Regenmachen, ja die Regenmacher waren so begehrt, daß sie von einem Häuptling zum andern geschickt wurden, um nur immer Regen zu machen. Auch unser Koselinzi war Tag und Nacht beschäftigt, Regen zu machen, aber all' seine Bemühungen waren fruchtlos; der ersehnte Regen blieb dennoch aus. Er war zuletzt ganz abgemagert, hatte sich mit schwarzer Farbe im Gesicht bestrichen, und sah so recht wie ein Zauberer aus. Da es aber immer noch nicht regnen wollte, fing das Volk selbst an der Kunst der Regenmacherei zu zweifeln an. Und nun hieß es: laßt sehen, wer der rechte Gott sei! Nachdem sich die Zauberer mehrere Wochen lang vergeblich abgequält hatten, stellte Bruder Schröder eines Sonntags in seiner Predigt dem ganzen Volke ihre Teufelssünde vor Augen und bewies ihnen durch die Erfolglosigkeit ihrer Zaubereien die Nichtigkeit und Thorheit ihres heidnischen Aberglaubens. Er sagte ihnen unter Anderem, daß, da sie nun so lange Regen gemacht und keiner gekommen wäre, wir nun unsern Gott anrufen wollten, und sie sehen sollten, daß unser Gott der rechte Gott und ihr Götze ein Betrüger sei.

Am Mittwoch darauf war eine große Menge Volks in der Kirche versammelt, so daß die Kirche, die doch ziemlich groß ist, sie nicht alle fassen konnte. Wir beteten zu Gott aus dem tiefsten Grunde unseres Herzens, daß er uns doch nicht möge zu Schanden werden lassen, sondern daß er es doch diesem armen, verblendeten Volke zeigen möge, daß Er der rechte Gott sei, denn es gälte ja Seines Namens Ehre und das Kommen Seines Reiches. Und abermals sagte Bruder Schröder hierbei der ganzen Versammlung, daß sie nun erfahren sollten, daß unser Gott der rechte Gott sei, der Gebet erhöre und uns Regen geben werde. Tags darauf kam Koselinzi zu uns und fragte mit spöttischen Geberden, wann es denn regnen würde; wir hätten ja um Regen gebeten, aber er sähe noch keinen Regen. Wir sagten zu ihm, er solle nur warten, es würde regnen, denn wir hätten

einen Gott, der Gebet erhört. Voll Zorns und Grimms ging er von uns weg, und das ganze Volk wurde fast unruhig. Endlich am Freitag überzog sich der ganze Himmel mit schwarzen Wolken, und den ganzen Sonnabend regnete es so gewaltig, daß Bruder Schröder des Regens halber kaum auf den Berg in die Kirche gehen konnte, um die, an diesem Tage stattfindende Beichte abzuhalten. Am Sonntage dankten wir gemeinschaftlich dem Herrn für die gnädige Erhörung unseres Gebets auf unseren Knieen, und Bruder Schröder zeigte es dem Volke noch einmal auf das eindringlichste, daß der Christengott der rechte Gott sei und der Heidengott ein Götze. Der große Regendoktor Koselinzi war auch in der Kirche gegenwärtig, denn in der Kirche fehlt er nie, wenn er zu Hause ist. Tags darauf kam er wieder zu uns und gestand, er habe es nun eingesehen und thatsächlich erfahren, daß unser Gott allein im Stande wäre, Regen zu geben, und daß sie zu schwach wären, um Regen machen zu können; er wolle von nun an auch nie wieder Regen machen, wir aber sollten fortfahren zu beten. Bei dieser Gelegenheit haben die Leute doch einen Eindruck bekommen und alles Regenmachen unter Setschele's Volk hat seit dieser Zeit aufgehört. Dagegen hat ein anderer Häuptling, der nicht zu Setschele's Volk gehört, sondern nur zu ihm geflüchtet ist, erklärt, er wolle dennoch fortfahren, Regen zu machen, denn es wäre gut, wenn wir um Regen beteten und er Regen machte, so würde der Regen um so sicherer kommen. Dieser, Namens Mokhosi, kommt nie zur Kirche, obwohl seine Söhne dieselbe oft und gern besuchen; Koselinzi hingegen fehlt an Sonntagen nie, und ist seit jener Zeit besonders freundlich gegen uns; aber von einer wahren Herzensveränderung ist bis jetzt noch nichts bei ihm zu spüren. Uebrigens aber ist er ein rechtschaffener und ehrbarer Mann, der das Recht lieb hat und der beim ganzen Volke in hohem Ansehen steht."*)

Im Folgenden spricht Missionar Bakeberg seine Hoffnung aus, daß jener Regendoktor Koselinzi wohl bald werde für's Evangelium gewonnen werden, und daß dann, weil er einen so großen Einfluß auf das Volk ausübt, auch dieses sich dem Evangelio zuwenden werde. Er schließt seine Mittheilungen mit der herzlichen Bitte, daß doch alle

---

*) Harms, Hermannsburger Missionsblatt. Hermannsburg 1860. p. 3.

Christen seines verblendenden Volkes und insbesondere des Regendoktors Koselinzi in ihrem Gebet fürbittend gedenken mögen.

O, Jesu Christe, wahres Licht,
Erleuchte, die dich kennen nicht;
Und bringe sie zu deiner Heerd,
Daß ihre Seel' auch selig werd.

Erfüll' mit deinem Gnadenschein.
Die in Irrthum verführet sein;
Und ihr verwundt' Gewissen heil'
Laß sie am Himmel haben Theil.

(J. Heermann.)

Die Mission in der Türkei.

In dem Namen Jesu sollen sich beugen alle Kniee derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. Phil. 2, 10. 11.

Wenn wir allein die Ausdehnung der Landmassen im Auge haben, so sind die größten Reiche der Erde gegenwärtig: Rußland, England, China, die Türkei, die Vereinsstaaten und Brasilien. Alle anderen Staaten, Großmächte, Kaiser- und Königreiche zusammengenommen, sind nicht halb so groß als der Ländercomplex dieser sechs Reiche. Wir haben es hier mit dem türkischen Reiche zu thun, und um sich von den Zuständen und Missionsunternehmungen in der Türkei ein klares Bild zu machen, wird es nothwendig sein, zunächst einige Blicke auf die nationalen und religiösen Unterschiede der dort lebenden Völker zu werfen. Wenn vom türkischen Reiche die Rede ist, so ist man vielfach geneigt, nur an Muhamedaner zu denken; während doch in dem großen über drei Welttheile ausgebreiteten Reiche ein solches Gemisch von Nationalitäten und Religionsbekenntnissen stattfindet, wie mit Ausnahme Rußlands und Englands in keinem andern Staate der Welt.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die in der Türkei vorkommenden Nationalitäten, so werden nachstehende Angaben so ziemlich der Wirklichkeit nahekommen. Es finden sich daselbst:

Völkerschaften	in Europa	in Asien	in Afrika
1) Osmanen	2,100,000	10,700,000	10,000
2) Slaven	6,200,000	—	—
3) Araber	—	900,000	3,800,000
4) Rumänen	4,000,000	—	—
5) Armenier	400,000	2,000,000	—
6) Griechen	1,000,000	1,000,000	10,000
7) Albanesen	1,500,000	—	—
8) Kurden	—	1,000,000	5,000
9) Syrer und Chaldäer .	—	235,000	—
10) Tartaren	16,000	20,000	—
11) Juden	70,000	80,000	50,000
12) Turkomannen . . .	—	85,000	—
13) Drusen	—	40,000	—
14) Zigeuner	200,000	20,000	10,000

Demnach beträgt die Gesammtbevölkerung der Türkei etwa 36 Millionen Seelen. — Fragen wir nun nach den Religionsbekenntnissen, so finden wir eine ebenso große Verschiedenheit. Folgendes sind die Verhältnißzahlen der im türkischen Reiche vorhandenen

Religionen	in Europa	in Asien	in Afrika
1) Der Islam	4,550,000	12,650,000	3,800,000
2) Judenthum	70,000	80,000	50,000
3) Heidenthum	200,000	35,000	25,000
4) Christenthum:			
a. griech. Kirche . .	9,600,000	1,000,000	5,000
b. röm. Kirche . . .	640,000	260,000	—
c. evang. Kirche . .	10,000	10,000	1,000
d. koptische Kirche . .	—	—	60,000
e. armenische Kirche .	300,000	1,700,000	—
f. nestorianische Lehre .	—	100,000	—
g. Maroniten . . .	—	140,000	—
h. Syrer u. Chaldäer .	—	20,000	—

Man ersieht aus diesen Zahlen gleich, daß es irrig ist, sich die Türkei nur von Muhamedanern bewohnt zu denken. Die dort lebenden Christen sind sogar an Zahl gar nicht so gering,*) denn sie be-

*) Eine andere Sache ist natürlich die, welches Christenthum in der Türkei im Allgemeinen anzutreffen ist.

trägt mehr als 14½ Million, während sich die der Muhamedaner auf 21 Millionen beläuft. Und überblicken wir nur die europäische Türkei, so ergiebt sich sogar, daß wir hier 2½ mal mehr Christen als Bekenner des Islam finden, denn die Zahl der letzteren beläuft sich nur auf 4½ Million, während die der Christen mehr als 10½ Million beträgt.

Allein diese Thatsache enthält nichts zu Gunsten der Mission. Jedermann kennt die Haltung, welche der Muselman allen andern Religionen, insbesondere dem Christenthum gegenüber, einzunehmen sich für berufen und berechtigt hält. Wenn auch einzelne Länder des Islam bereits dem Unglauben zueilen, so glühen die Centralländer noch in vollem Fanatismus und Christenhasse. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, die Religion der Juden sei nur ein besonderer Gegenstand des Hasses der Muselmanen. Wie die alten Römer verachten sie im Ganzen die Christen mehr, weil sie die letzteren nur als eine Sekte der Juden ansehen. Nur in denjenigen Ländern, in welchen (wie z. B. im nördlichen Afrika) die Türken die Macht der Abendländer zu fühlen und begreifen anfangen, und sich die Christen mehr des Schutzes der politischen Mächte erfreuen, haben die Juden ein trauriges Loos; im Allgemeinen aber ist die Feindschaft und die Verfolgung gegen die Christen größer als gegen die im Reiche lebenden Heiden und Juden. Es erklärt sich diess chon durch die verhältnißmäßig große Zahl der Christen, andrerseits aber auch dadurch, daß der Islam nicht nur die im türkischen Reiche herrschende, sondern auch Staats-Religion ist, welcher Umstand jedem Muselmanen das Bewußtsein seiner Kraft und Ueberlegenheit gegen Andersdenkende giebt. „Der Koran ist ihm die alleinige Quelle aller Wahrheit; er ist der Islam d. h. der (wahrhaftige) Glaube; wer ihn annimmt, ist ein Moslem d. h. ein Gläubiger; wer davon abweicht, ist ein Dschiaur, ein Ungläubiger. Gott aber hat den Moslem oder Muselman berufen, daß er allen Unglauben in der Welt (Christenthum, Judenthum und Heidenthum) ausrotte, sei es durch Bekehrung der Dschiaurs oder durch ihre Vertilgung. „Bekrieget sie," ruft der Koran seinen Bekennern zu, „bis kein Unglaube mehr übrig ist auf Erden, bis der allein wahre Glaube (Islam) bis an die Enden der Welt herrscht."

„Wie aber die Nachfolger Muhameds, theils entzündet von ihrer eigenen wilden Natur, theils angestachelt von den Geboten und Ver-

heißungen des Koran, im Laufe der vierzehn Jahrhunderte seit ihrem Aufkommen, unter den Bekennern des Christenthums in Vorderasien, in Nordafrika und in Europa gewüthet, wie sie ganze christliche Länder verheert und in halbheidnische Einöden verwandelt, wie sie tausende von Kirchen und anderen christlichen Heiligthümern dem Boden gleich gemacht oder in Moscheen verwandelt, wie sie jeden Boden, darauf sie traten, mit Christenblut gefärbt haben, das weiß Jedermann, und noch heute singt das christliche Volk selbst in unsern von der Türkei so weit entlegenen Landen: „Bewahr' uns vor des Türken Mord!" Erst allmählig ließen die muhamedanischen Eroberer den unterworfenen Völkern zwischen der Alternative von Bekehrung oder Tod noch eine dritte Wahl übrig, nämlich vollkommene Unterwerfung unter die Willkür des Muselman. Was darunter zu verstehen sei, das zeigt der Name Rajah, den jeder Nichtmuhamedaner noch heute im türkischen Reiche trägt. Rajah (arabisch: rà iyah) bedeutet „weidendes Vieh", insbesondere „wildlaufende Hunde". Und wie der Name, so die Behandlung. Der Rajah war bis in die neuere Zeit nicht Staatsbürger, nicht gleichberechtigt mit dem Moslem, sondern nur Schutzgenosse, — ein außer dem Gesetz stehender Mensch, der kein gerichtliches Zeugniß gegen einen Muselman ablegen kann, den man ungestraft durch die maßloseste Tyrannei und Barbarei niederdrücken und durch alle Arten von Erpressungen aussaugen darf. An allen Lasten, die der muselmanische Staatsbürger zu tragen hat (Grundsteuer, Hauszinssteuer und andere öffentlichen Abgaben), trägt natürlich der Rajah mit; aber er zahlt außerdem die Kopfsteuer (2 bis 6 Gulden) den Zehnten von Landwirthschaft und Viehzucht, die Kost und Wohnung an türkische Milizen; von ihm treibt man die Kriegsbedürfnisse und die Kontribution für Erhaltung der Milizen ein; er entrichtet eine Steuer für Zulassung des christlichen Gottesdienstes; er hat für die Unterhaltung seines Bischofs und aller seiner religiösen Anstalten zu sorgen; von ihm fordern die Gewalthaber nach Willkür außerordentliche Privatlieferungen, und wenn öffentliche Bauten ausgeführt werden, so hat der Rajah die Frohnen zu leisten. Dazu kommt, daß von allen eingeführten Waaren der Muhamedaner die Zollsteuer mit drei, der Rajah mit fünf Prozent zu entrichten hat. Beleidigungen eines Rajah gegen einen Moslem können nur mit Blut gesühnt werden; Verführung eines Gläubigen aber zum Un-

glauben d. h. eines Muhamedaners zum Christenthum bringt Beiden, dem Verführer und dem Verführten, unbedingt den Tod.

„So standen die Sachen bis in neuere Zeit. Fast kein Land der Erde stellte nicht nur dem Lichte des Evangeliums, sondern auch den Forderungen allgemeiner Menschlichkeit größere Schwierigkeiten, unübersteiglichere Bollwerke entgegen als die Türkei.“ *) Aber die Finsterniß muß doch endlich vor dem Lichte weichen und auch die stärksten Ketten des Muhamedanismus, des Heidenthums und aller menschlichen Religionen zerreißen und gehen vor dem Christenthume zu Grunde. Allerdings ist das hervorbrechende Licht in der Türkei noch ein sehr mattes und trübes, es ist noch lange kein Morgenlicht, noch viel weniger ein Tageslicht, Jahrhunderte mögen noch vergehen, ehe es dort Mittag geworden, aber die ersten Anfänge einer Dämmerung sind vorhanden. Der „Missionsfreund“ berichtet darüber: „Endlich fangen auch unter den Muhamedanern die Todtengebeine sich zu regen an; wenigstens ist ein Fragen und Suchen nach der Wahrheit unter ihnen unverkennbar. Es hat sich deßhalb neuerdings in England eine „Moslem-Missions-Gesellschaft“ gebildet, welche sich ausschließlich die Bekehrung der Muselmanen zur Aufgabe gemacht hat. Man hat bereits mit der Mission begonnen, und ein englischer Konsul in Aleppo will die Beobachtung gemacht haben, daß etliche Beduinenstämme in dem dortigen Paschalik für christliche Belehrung empfänglich seien.**) „Es ist wahr,“ sagt der treffliche amerikanische Missionar Dr. Dwight, der sein Leben dem Wohl der türkischen Völkerschaften geweiht hat, „es ist wahr, menschliche Werkzeuge sind dabei mit thätig gewesen, um die neuen Umwandlungen zum Guten herbeizuführen; aber dieselben waren, verglichen mit den feindlich entgegenwirkenden Kräften, so schwach und ihrer waren so wenige, daß es uns vorkommen will, es sei unverkennbar die Hand Gottes allein, welche alle Schwierigkeiten überwunden und so erstaunliche Erfolge zu Stande gebracht hat.“

Und welches sind diese Erfolge? Lernen wir dieselben aus einer Mittheilung kennen, welche Dr. Dwight aus Konstantinopel an eine englische Zeitschrift (News of the Churches) eingesandt hat.

„Der erste Erfolg,“ schreibt er, „fällt schon in das Jahr 1827,

---

*) Dr. A. Ostertag, Ev. Missionsmagazin. Basel 1859. p. 10.

**) J. C. Wallmann, Der Missions-Freund. Berlin 1861. p. 132.

und besteht in der Vernichtung der Janitscharen. Es war dies eine Rotte bewaffneter Fanatiker, die, durch die stärksten Bande religiöser Grundsätze unter sich verbunden, nur Ein Ziel im Auge hatten: — die Fortdauer, Vertheidigung und Erweiterung der muhamedanischen Herrschaft und Religion. Sie widersetzten sich auf's Hartnäckigste jeder Reform, glühten von dem alten, eingefleischten Haß gegen Alles, was Christen heißt, und hatten sich verschworen, die Rajah's für ewige Zeiten in sklavischer Unterwürfigkeit gegen ihre muselmanischen Herren zu erhalten. Diese furchtbare Rotte, die das Leben eines Christen für werthloser achtete als das eines Hundes, war (den römischen Prätorianern gleich) nach und nach so zahlreich und mächtig geworden, daß sie selbst den Sultanen mit gebietendem Tone die Regierungsmaßregeln vorschrieben. Dabei war es ihre unabänderliche Politik, die Türkei gegen europäischen Einfluß und europäische Bildung vollständig abzuschließen. Mehr als Ein Sultan verlor seine Krone und sein Leben, weil er es wagte, nicht sofort und blindlings ihren Befehlen zu gehorchen, und selbst der große Mahmud war nahe daran, schon im Anfang seiner Laufbahn von diesen wilden Fanatikern in Stücke gehauen zu werden. Wer kann sagen, was die Folgen hätten sein müssen, wären die Janitscharen bei dem furchtbaren entscheidenden Zusammenstoß im Jahr 1827 Sieger geblieben? Aber sie siegten nicht. Gottes Rath und Vorsehung war wider sie. Er erfüllte das Herz Mahmuds mit Muth und stärkte seinen Arm zu dem Kampf auf Leben und Tod, in welchem drei entsetzliche Tage lang Zehntausende von Janitscharen niedergemetzelt wurden, sei es in offenem Handgemenge, auf den Straßen und Marktplätzen von Konstantinopel, oder sei es durch den Strick des Henkers und das Beil. Der Stand der Janitscharen hatte für immer ein Ende.

„Dies war der Anfang der Reformen in der Türkei. Die Lage der Christen verbesserte sich von da an, und mit den Janitscharen war das größte und unübersteiglich scheinende Hinderniß beseitigt, das der Einführung des Grundsatzes der Religionsfreiheit im Wege stand. Die Anerkennung dieses Grundsatzes war der zweite große Fortschritt zum Bessern.

„Hier muß ich jedoch voranschicken, daß die Christen unter der türkischen Herrschaft zu jeder Zeit ein gewisses Maaß religiöser Freiheit genossen. Sie durften jederzeit ihre eigenen Kirchen haben, ihre

Gottesdienste verrichten, von einer christlichen Religionspartei zur andern übertreten. In die innern Zwistigkeiten der verschiedenen christlichen Religionsparteien hat sich der Türke nie gemischt, nicht etwa aus Freisinnigkeit, sondern aus purer Gleichgiltigkeit gegen dergleichen Dinge. Sie haben es öfters selbst in öffentlichen Dokumenten ausgesprochen, daß alle Christen in ihren Augen eben „Ungläubige" seien.... Aber es ist anders geworden; eine den Türken ganz neue Idee hat sich Bahn gebrochen. Die Enthauptung eines armenischen Renegaten (d. h. eines Christen, welcher Muhamedaner geworden und wieder zum Christenthum zurückgekehrt war) in den Straßen von Konstantinopel gab dazu Veranlassung, und der brittische Gesandte, Lord Stratford de Redcliffe, war das Werkzeug, die türkische Regierung zu belehren, daß das Gebiet des Gewissens allein Gott zugehört. Der edle Lord gab damals dem Koran eine neue Auslegung, die selbst die weisesten Doktoren des muhamedanischen Gesetzes nie zuvor entdeckt hatten, die aber hoffentlich Keiner von ihnen je wieder vergessen wird, nämlich daß es Gottes und nicht der Menschen Sache ist, religiöse Ketzereien zu bestrafen. Damals hat sich der Sultan selbst förmlich verpflichtet, daß hinfort kein christlicher Renegat den Tod erleiden sollte dafür, daß er die Religion Muhameds wieder verlasse.

„Dies war freilich noch nicht sehr viel; auch war das Versprechen des Sultans in Worte gefaßt, die man deutlicher und bestimmter hätte wünschen mögen. Aber es war doch ein Keil, der in das abgeschlossene System des Muhamedanismus getrieben war, und viele Muhamedaner selbst waren tiefblickend genug, zu erkennen, daß damit ein Grundsatz eingeführt war, der schließlich dahin führen müsse, sie mit allen ihren christlichen Unterthanen rechtlich gleichzustellen. Und so kam es auch. Am Schluß des letzten orientalischen Kriegs wurde jenes Versprechen des Sultans so weit ausgedehnt, daß darunter alle Fälle einer Bekehrung vom Islam zum Christenthum mit inbegriffen sind. Die Erklärung des Sultans in seinem Hatti-scherif (kaiserlichen Erlaß) lautet also: „Da alle Religionsformen in meinem Reiche frei und ungehindert gelten und gelten sollen, so soll kein Unterthan in der Ausübung seiner Religion, zu der er sich bekennt, gehindert, noch soll er deßhalb auf irgend eine Weise beläftigt werden. Niemand soll gezwungen werden, seine Religion zu

ändern.“ Fuad Pascha aber, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sagt in einer erklärenden Note an die Gesandten: „Die hohe Pforte erklärt hiermit, daß der Entscheid, der zu jener Zeit (d. h. im Jahre 1843, als der armenische Renegat enthauptet wurde) gefaßt ward, hinfort auf alle Renegaten ohne Unterschied anwendbar sein soll.“

„Die dritte große Veränderung zum Bessern ist die offizielle Anerkennung des Protestantismus als eine der zu Recht bestehenden Religionen des Landes. Dies geschah im Jahre 1846 durch die weise und energische Vermittlung des Lord Stratford de Redcliffe. Vor dieser Periode war der Protestantismus eigentlich eine geächtete Religion, und die Sachen standen so, daß kein Unterthan des Sultans sich dazu bekennen konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, als ein verdächtiger und außer dem Schutz des Gesetzes stehender Mensch verhaftet und bestraft zu werden. Denn alle Christen in der Türkei waren verpflichtet, sich unter das Regiment irgend eines der Patriarchen, die im türkischen Reiche ihren Sitz haben, zu stellen; sonst konnte er kein bürgerliches Recht und keinen Schutz der Gesetze ansprechen.*) Bis dahin aber war der

---

*) „Gegen die maßlose Tyrannei der türkischen Gewalthaber sind die Rajah's nur dadurch einigermaßen geschützt, daß jede religiöse Gemeinschaft ein sogenanntes Millet (selbständiges Gemeinwesen) bildet und als solches, der Regierung gegenüber, eine eigene Verfassung hat. Jedes Millet verwaltet seine innere Gemeinde-Angelegenheiten unabhängig für sich; die Regierung kümmert sich nichts darum. Die Verbindung mit der Regierung wird durch ein Mitglied des Millets, das in Konstantinopel wohnt, unterhalten. Für die Griechen, Katholiken und Armenier ist es deren Patriarch oder Erzbischof, für die Juden ihr Großrabbiner. Diese empfangen alle Mittheilungen unmittelbar von der Pforte, und sie sind es, welche der Pforte Vorstellungen, Berichte, Eingaben 2c. im Namen ihrer Glaubensgenossen zu machen haben. Die Macht, die diese Patriarchen in Folge davon über ihre eigene Religions-Gemeinschaft ausüben, ist unglaublich; denn sobald sie der hohen Pforte einen ihrer Schutzbefohlenen als verdächtig oder als Verbrecher anzeigen, so untersucht jene nicht erst die Wahrheit oder Falschheit der Anklage, sondern vollzieht nur die Strafe. Ehe nun die eingebornen Protestanten als ein eigenes Millet anerkannt waren, besaßen die Repräsentanten derjenigen Religions-Gemeinschaften, aus welcher etwa ein Glied ausgetreten und zum protestantischen Glauben übergegangen war, die unbeschränkte Gewalt, den Abtrünnigen vollständig zu vernichten. Daher die Wichtigkeit jener Errungenschaft, daß nun die Protestanten als ein

Protestantismus ganz unbekannt geblieben, außer soweit die Sendlinge Roms ihn unter den schändlichsten Entstellungen und Verdächtigungen als eine verabscheuungswürdige Form des Unglaubens, die sich in etlichen Theilen von Europa und Amerika vorfinde, dargestellt hatten.

„Die ersten Bekehrungen türkischer Unterthanen [d. h. Armenier oder Griechen, nicht Muhamedaner] zum Protestantismus geschahen in Folge der Predigt der amerikanischen Missionare zu Beirut im Jahre 1826; aber die Bekehrten standen unter keinem gesetzlichen Schutz, und Einer unter ihnen mußte seinen Abfall vom altväterlichen Glauben sogar mit dem Tode büßen. Im Jahre 1831 begann die Mission unter den Armeniern in der Hauptstadt Konstantinopel, und es stellte sich bald heraus, daß Gott ein großes Werk unter diesem Volke vorhatte. Aber die Stimmung der obern [armenischen] Geistlichkeit und die Haltung der türkischen Regierung war von der Art, daß die Neubekehrten große Vorsicht beobachten mußten und öfters auf's Heftigste verfolgt wurden. Da sie unter dem armenischen Patriarchen standen, so brauchte er sie der Pforte nur als unruhige und gefährliche Leute darzustellen, und sofort erhielt er die Vollmacht, sie einsperren zu lassen oder zu verbannen, wie er wollte; und dies that er oft genug, namentlich wenn Bekehrungen in größerer Zahl zu seiner Kenntniß kamen.

„Im Jahre 1846 brach eine allgemeine Verfolgung gegen die evangelisch-protestantischen Armenier aus, und die Folgen im ganzen Lande waren überaus betrübend. Aber eben dies gab Veranlassung zu dem bereits erwähnten Einschreiten des Lord Stratford de Redcliffe, das zu dem bedeutungsvollen Ergebniß führte, daß die Protestanten von der hohen Pforte als eine selbständige religiöse Genossenschaft unter ihrem eigenen Vorsteher anerkannt wurden, in deren Angelegenheiten kein Patriarch noch irgend ein anderer Geistlicher sich zu mischen das Recht habe. Der Vorsteher dieser neuen Religionsgemeinschaft ist ein Laie aus ihrer eigenen Mitte, der dazu ausdrücklich durch einen Ferman des Sultans ernannt wurde.

„Die vierte und letzte Neuerung, die ich noch zu erwähnen

---

eigenes Millet anerkannt sind. Dr. A. Ostertag. Ev. Miss.-Magazin. Basel 1859. p. 13.

habe, ist die Gewährung des sogenannten Tanfimats durch den Sultan, d. h. des Verfassungsgesetzes, durch welches alle christlichen Unterthanen der Pforte mit den Muselmanen gleiche Rechtsstellung erhielten. Die Sache war schon vor vielen Jahren in Anregung gebracht, nun aber endlich mit außerordentlichen Zugeständnissen durch den berühmten Hatti-scherif (kaiserlichen Erlaß) zur Vollziehung gebracht, der am Schluß des letzten orientalischen Kriegs erlassen wurde; und es ist nicht mehr als billig hier anzuerkennen, daß die christlichen Stämme in der Türkei diese große Errungenschaft vornehmlich der festen Ausdauer und den unermüdlichen Anstrengungen des brittischen Gesandten verdanken.

„Durch dieses Verfassungsgesetz verpflichtete sich der Sultan, hinfort keinen Unterschied mehr zwischen seinen muhamedanischen und christlichen Unterthanen gelten zu lassen, sondern in bürgerlichen Sachen sie alle auf gleichen Fuß zu stellen. Bürgerliche und militärische Ehrenstellen bis zu einem bestimmten Rang sollen gleichmäßig Allen offen stehen; alle Schmähnamen, die bisher von den Muselmanen gegen die Christen gebraucht wurden, sollen verboten sein; Eid und Zeugenschaft von Christen soll in den Gerichtshöfen künftig auch gegen Muhamedaner gestattet sein und Geltung haben; muselmanischer Grundbesitz soll in christliche Hände übergehen können; Soldaten sollen von nun an ebenso gut aus den Reihen der Christen als aus den Muhamedanern rekrutirt werden.

„Man sieht, daß diese vier großen Umwandlungen, die ich hiermit namhaft gemacht, sämmtlich in einer innern organischen Verbindung mit einander stehen, und daß alle Einem Ziele zusteuern, nämlich der vollen Begründung bürgerlicher und religiöser Freiheit in der Türkei!“

So schreibt Dr. Dwight und läßt uns damit einen Blick thun in die erstaunlichen Veränderungen, welche im türkischen Reiche innerhalb der letzten Jahre zu Stande gekommen sind. Man kann wohl sagen, daß diese Errungenschaften für den Handel, den Verkehr, für allgemeine Wohlfahrt und vornämlich für die Mission von größtem Werthe sind. Herr Dr. Ostertag macht in seinem trefflichen Missions-Magazin hierzu folgende lehrreiche Bemerkungen:

„Das Erstaunliche und Außerordentliche dieser socialen Fort-

schritte in der Türkei wird uns wohl erst deutlich werden, wenn wir sie mit andern ähnlichen Verhältnissen in der Geschichte der Völker vergleichen. Unter allen Nationen befanden sich noch bis vor Kurzem bevorrechtete Stände. Wir wollen nicht an die Spartaner des alten Griechenlands in ihrem Verhältniß zu den geknechteten Heloten, zu den unterworfenen Messeniern erinnern; nicht an den Kampf der bevorrechteten Patrizier des alten Roms gegenüber dem Stande der Plebejer. Treten wir lieber herein in die Neuzeit. In Frankreich nahm vor der großen Revolution der Adel und die hohe Geistlichkeit unerhörte Vorrechte in Anspruch; der sogenannte „dritte Stand", die einfachen Bürger und Bauern, waren im Verhältniß zu jenen gewissermaßen rechtlos. Welche blutige Kämpfe, welche Zerrüttungen und Erschütterungen des ganzen Staats mußten den Weg bahnen zur Rechtsgleichstellung aller Stände? Selbst in unserer kleinen Schweiz mit ihren republikanischen Formen, — wie scharf getrennt standen sich die patrizischen Familien und die übrigen Bürger, die bevorrechteten Städte und die gering geschätzten Bauern der Landschaft gegenüber, und wie zäh hielten jene an ihren Vorrechten fest, so fest, daß sie lieber eine politische Trennung als eine sociale Rechtsgleichstellung wollten! Vollends in den katholischen Staaten Europa's, in Spanien, in Italien und selbst in Oestreich und Frankreich, wie schutz- und rechtlos standen noch vor Kurzem und stehen zum Theil noch heute die Bekenner der evangelischen Kirche da! Und was sollen wir sagen von den südlichen Staaten des freien Nordamerika? Mit welchem Abscheu weist der weiße Bewohner von Virginien, Louisiana und Georgien den Gedanken von sich, daß ein Neger oder sonst ein Farbiger gleiche Rechte mit ihm haben sollte! Und wie beklagenswerth war noch vor Kurzem und zum Theil noch jetzt im ganzen russischen Reiche das Verhältniß der Leibeigenen den Freien gegenüber! Vergegenwärtigen wir uns diese Thatsachen und wenden dann unsern Blick nochmals nach dem türkischen Reiche, wo ein halbbarbarisches wildes Geschlecht seit Jahrhunderten mit der Vorstellung sich nährte, daß es selbst das Herrschervolk der Erde und der Liebling Gottes sei, alle andern Nationen aber mit dem Fluch des Allerhöchsten belegt seien; daß der Islam die alleinige Wahrheit, das Christenthum, Judenthum und Heidenthum aber ein fluchwürdiger Götzendienst, ein dem Untergang geweihter Greuel sei; daß sein Beruf, wie sein Weg

zur Seligkeit kein anderer sei, als der, die Nationen der Erde zum Islam zu bekehren oder zu vertilgen; — und nun dieses selbe halbbarbarische Geschlecht schreitet im Widerspruch mit allen seinen tiefgewurzelten, in sein Fleisch und Blut übergegangenen Grundvorstellungen, im Widerspruch mit seiner über Alles hochgehaltenen, fanatisch verehrten Religionslehre, mit seiner ganzen Geschichte, mit seinen Ueberlieferungen, mit seinem eigensten Grundwesen innerhalb eines kurzen Zeitraums von 30 Jahren zu Zugeständnissen, zu Grundsätzen fort, wie sie nur wenige unserer abendländischen, hochcivilisirten Staaten praktisch anerkannt haben! Es sind dies in der That Fortschritte, wie sie nur selten in der Geschichte eine Parallele finden.

„Freilich wir würden uns täuschen, ja es wäre völlig sinnlos, wenn wir glauben wollten, daß alle jene neuen Grundsätze nun auch wirklich und lebendig in den türkischen Volksgeist eingedrungen und zur vollen Praxis im Lande gekommen seien. Dr. Dwight belehrt uns hierüber eines Besseren, denn es heißt in seiner Schrift: „Große Dinge sind in der Türkei geschehen. Die Dinge stehen nun ganz anders, als sie früher gestanden. Im ganzen Lande leben die eingebornen Protestanden im Allgemeinen im vollen Frieden. Die Pforte ist jederzeit bereit, etwaigen Beschwerden Abhilfe zu leisten. Der Sultan und seine Regierung hat den Missionaren allen möglichen Schutz und volle Freiheit für ihre Arbeit gewährt. Sie durften gehen und kommen durch die ganze Länge und Breite des Landes, wann und wo sie nur wollten. Immer und immer wieder hat die Pforte Edikte erlassen, worin die Statthalter der Provinzen den Befehl erhielten, den Missionaren allen möglichen Schutz zu verleihen; für das Alles müssen wir uns zum tiefsten Danke verpflichtet fühlen: Aber man denke ja nicht, daß nun wirklich und praktisch vollkommene Religionsfreiheit im Lande bestehe, wie sie in England besteht. Davon sind wir noch weit entfernt. Wir Missionare sind bisher nur unter dem christlichen Theil der Bevölkerung (Armeniern und Griechen) thätig gewesen; ein Anderes ist es mit dem muhamedanischen Theil. Außerhalb der Hauptstadt ist, so viel mir bekannt, noch nicht ein einziger Fall vorgekommen, daß ein Türke sich offen zum Christenthum bekehrt hätte,*) und allem Anschein nach dürften

*) Es hatten sich vor jener Zeit schon außerhalb Konstantinopel Muhamedaner zum Christenthum bekehrt.

noch Jahre darüber hingehen, ehe dies geschehen wird. Der Sultan selbst ist offenbar freundlich gestimmt und hat es mit den gegebenen Zugeständnissen ernst und aufrichtig gemeint; aber wenn ein so einsichtsvoller und freisinniger Mann, wie der gegenwärtige Großwessier, noch den Grundsatz festhalten kann, wie er dies in den letzten Monaten gethan hat, daß ein zum Christenthum übertretender Türke das Land verlassen muß, was soll man erwarten von den unwissenden und fanatischen Pascha's und Statthaltern in den Provinzen, die umgeben sind von einer bigotten Volksmasse? Es ist wahr, der Hattischerif ist eine große Thatsache; aber die Freiheit, die er gewährleistet, steht zum größten Theil eben nur auf dem Papier. Die Vorstellung von einer allgemeinen Religionsfreiheit, namentlich von der Gestattung, frei und ungehindert vom Islam zum Christenthum überzugehen, ist bis jetzt noch nicht in den Geist des Türken eingedrungen." — So Dr. Dwight.

Der Missionar erwähnt, um dies ins Licht zu stellen, in Kürze eines Vorfalls, den Herr Dr. Ostertag mit Hülfe anderer Quellen etwas ausführlicher mitgetheilt hat. Derselbe ist folgender:

„Fuad Effendi, ein geborner Türke von 24 Jahren, lebte mit seiner zwanzigjährigen Frau, gleichfalls einer Türkin aus guter Familie, in seiner Geburtsstadt Philippi, wo er bei der Regierung ein untergeordnetes Amt verwaltete. Nun lernte er durch etliche armenische Christen das Evangelium kennen, und da er sich bald merken ließ, daß er von der Wahrheit desselben überzeugt sei, entstand unter seinen Freunden und Bekannten eine bedenkliche Aufregung, sodaß er sich genöthigt sah, Philippi zu verlassen. Er wandte sich nach Konstantinopel, fand dort bald die amerikanischen Missionare und ließ sich im November 1856 mit seiner gleichgesinnten jungen Frau und seinem kleinen Kinde taufen. Dabei nahm er, um alles Aufsehen zu vermeiden, den englischen Namen Freeman an. Allein die Sache konnte nicht verborgen bleiben. Es war vor Allem die in Konstantinopel lebende Mutter der Frau Freeman, eine bigotte Muhamedanerin, die in die äußerste Wuth gerieth und nichts unversucht ließ, um einen Sturm der Verfolgung gegen ihren Schwiegersohn herauf zu beschwören und wenigstens ihre Tochter und deren Kind zum Islam zurückzuführen. Ihre Verdächtigungen, die sie besonders unter den Frauen angesehener Mosleme ausstreute, hatten endlich den Er-

folg, daß die Regierung eine gerichtliche Untersuchung der Sache befahl. „Donnerstag den 8. September 1857," so schreibt der amerikanische Missionar Dr. Hamlin, der die Familie Freeman getauft hatte, und sie in seinem Hause beherbergte, „traten zwei Beamte der Pforte in mein Zimmer, um die Sache unserer jungen, neubekehrten Freunde zu untersuchen. . . Nach einer halbstündigen Konferenz mit diesen Herren, wobei die Art der vorzunehmenden Untersuchung auf eine freundliche und befriedigende Weise besprochen wurde, ließ ich Herrn und Frau Freeman einerseits und die Mutter der letztern sammt einer andern angesehenen türkischen Dame, die ihr als Beratherin beistehen sollte, andrerseits hereinrufen. Auch waren vier unserer Missionsfamilien anwesend. . . Als die Mutter ihre Tochter in christlicher (d. h. abendländischer) Kleidung, in Hut, Shawl und europäischem Kleid erblickte, gerieth sie in solche Aufregung und in so heftige nervöse Zuckungen, daß es schien, als wolle sie den Geist aufgeben. Es war aber nur Verstellung, und bald genug ward sie vollständig ruhig und vernünftig. Dann examinirten die Beamten zuerst Herrn Freeman über die Beweggründe seines Uebertritts zum Christenthum. Die Kreuz- und Querfragen liefen darauf hinaus, zu erfahren, ob er nicht durch eine Noth, durch Schulden, erfahrene Unbill, Mangel an Anstellung u. dgl. zu diesem Schritt getrieben worden sei. Die Antworten unseres Freundes, obschon er sichtbar aufgeregt war, waren klar, bündig und entschieden, und die Herren erklärten sie für befriedigend. Dann kam die Reihe an Frau Freeman, wobei aber Niemand von den Freunden außer mir anwesend sein durfte. Anfangs antwortete sie mit vollkommener Ruhe und mit einer bewundernswerthen, liebenswürdigen Einfachheit; aber nach und nach kam sie durch die Menge der Fragen, die rasch aufeinander, ohne eine Antwort abzuwarten, an sie gerichtet wurden, etwas außer Fassung; sie bedeckte ihr Angesicht und brach in einen Strom von Thränen aus. Die türkischen Herren beruhigten sie freundlich und erklärten sich endlich für befriedigt, baten jedoch, daß die Mutter und die andere türkische Dame mit Frau Freeman eine Zusammenkunft allein haben möchten. Wir ließen nun die genannten Personen allein in meinem Studirzimmer. Die beiden Muhamedanerinnen setzten der armen jungen Christin hart zu und versprachen ihr Alles, — Reichthum, Vergnügungen, Ehre, — wenn sie wieder zum Islam

zurückkehrte. Nachdem wir eine halbe Stunde gewartet, sagten die Beamten zu mir: „Nun ist's genug; bitte, öffnen Sie die Thüre.“ Wir traten Alle wieder ein. Unsere Freunde waren fest wie ein Fels gestanden, und nun erklärten sich die Herren, welche die Untersuchung geführt hatten, folgendermaßen: „Wir sind zu der vollen Ueberzeugung gekommen, daß kein Zwang oder Nöthigung hier stattgefunden, und daß die Anklagen der Mutter falsch sind. Es ist der Wille Seiner Majestät des Sultans, und es ist ein festes Reichsgesetz geworden, daß jeder Unterthan ohne alle Ausnahme volle Religionsfreiheit genießen solle. Der Muselman ist nun ebenso frei, ein Christ zu werden, als der Christ ein Muselman werden kann. Die Regierung will darin von keinem Unterschied wissen. Sie will nur erfahren, ob nicht Zwang oder Nöthigung dabei stattgefunden, um dann einem Jeden die vollkommen freie Wahl zu sichern.“ — Nachdem sie dann nochmals erklärt hatten, daß der Familie Freeman kein Hinderniß im Wege stehe, sich an die protestantische Kirche anzuschließen, und zugleich die Hoffnung aussprachen, daß die arme alte Mutter sich wohl auch noch beruhigen, und daß man sie mit Geduld und Freundlichkeit behandeln werde, zogen sich die Herren mit aller Höflichkeit und mit der Herzlichkeit von Freunden zurück, und Alle, mit Ausnahme der umdüsterten und ergrimmten Mutter, gingen mit fröhlichem und dankbarem Herzen auseinander. — Nach solchen Thatsachen,“ schließt Dr. Hamlin seinen Bericht, „kann wahrlich nicht ein Schatten von Zweifel mehr übrig bleiben, daß es mit der Religionsfreiheit in der Türkei eine Wahrheit ist.“

„Allein — fährt Herr Dr. Ostertag fort — er sollte nur zu bald erfahren, daß er zu sanguinische Hoffnungen nährte. Schon vierzehn Tage später (18. September 1857) schreibt er: „Wir glaubten die Sache habe ein Ende, und unsere Freude über den glücklichen Ausgang war unbegränzt. Aber es ist anders gekommen, als wir dachten. Die schlaue und unermüdliche Mutter der Frau Freeman ruhte nicht. Sie drängte sich in alle Paläste der vornehmen Mosleme, um die „andächtigen Weiber“ aufzuregen. In jedes Pascha's Frauengemach, selbst in den Harem des hohen Imams (Oberpriesters) des Sultans wußte sie sich einzuschleichen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Die Folge davon war, daß die Entscheidung jener türkischen Untersuchungsbeamten widerrufen und der Befehl gegeben wurde, daß

Frau Freeman sammt ihrem Kinde von ihrem Manne getrennt und für etliche Tage in das Frauengemach eines angesehenen Muselman gebracht werden solle. Dann habe eine neue Untersuchung stattzufinden, damit die Frage zur Entscheidung komme, ob sie wirklich und freiwillig eine Christin sei oder nicht. Wer die Türken kennt, weiß wohl, was die Folge hiervon gewesen wäre. Ein schutz- und hülfsloses Frauenzimmer unter solchen Umständen in ein türkisches Harem bringen, hieße ebenso viel, als sie in eine Löwengrube werfen. Da nun zu gleicher Zeit der Großwessier Ali Pascha erklärte, daß, wenn die Familie Freeman fortfahren sollte, sich zum Christenthum zu bekennen, dieselbe nicht in Konstantinopel bleiben könne, sondern das Land zu verlassen habe, so zog Herr Freeman es vor, mit den Seinen freiwillig in die Verbannung zu gehen"*).

Aus späteren Berichten erfahren wir, daß sie nach Malta gegangen sind, wo Herr Freeman in dem von Engländern gegründeten protestantischen Kollegium sich zum Evangelisten-Amt unter seinen früheren Glaubensgenossen vorbereitet, während seine Gattin sich mit weiblicher Handarbeit und anderer häuslichen Thätigkeit beschäftigt. „Ich wüuschte," schreibt Dr. Dwight, „sie wären in Konstantinopel geblieben, selbst auf die Gefahr hin, sich den schwersten Leiden und Prüfungen aussetzen zu müssen. Es wäre der Mühe werth gewesen, diesmal zu erfahren, ob die türkische Regierung trotz des eben ausgesprochenen Grundsatzes der Religionsfreiheit wirklich Gewalt gegen sie brauchen würde oder nicht. Hätte sie das, — ja, dann müßten wir allerdings sagen, daß es ihr mit der allen ihren Unterthanen, auch den Muselmanen zugestandenen Religions- und Gewissensfreiheit kein wahrer und aufrichtiger Ernst gewesen sei."

Leider hat sich diese Befürchtung nur zu sehr bewahrheitet, denn in einem späteren Berichte lesen wir: „Nach der neueren Politik der türkischen Regierung darf allerdings ein Türke, welcher Christ wird, nicht mehr hingerichtet werden; allein das Gesetz, welches Religionsfreiheit proklamirt, giebt Niemand die Gestattung, die Bekehrung eines Türken zum Christenthum zu versuchen. Auch steht einem Türken jede Gewaltmaßregel frei, um einen solchen Versuch von sich abzuweisen. Kein Reichsgesetz, kein Vertrag mit irgend einer ausländischen Macht giebt

*) Dr. A. Ostertag. Ev. Missions-Magazin. Basel 1859 p. 18.

ausdrücklich das Recht, eine Mission direkt unter den Türken (Muhamedanern) zu begründen." Hiermit wäre also den Missionaren jede Wirksamkeit und jeder Missionsversuch unter den Muhamedanern rein abgeschnitten, und es wären ihnen demnach nur dann einige Thätigkeit und einige Erfolge unter den Muhamedanern möglich, wenn die Letzteren freiwillig Unterricht und Belehrung in christlicher Wahrheit bei ihnen nachsuchten. Doch es sind in der neuesten Zeit zu wiederholten Malen Bekehrungen von Muhamedanern vorgekommen und ein Fragen und Suchen unter ihnen nach der christlichen Wahrheit ist so unverkennbar, daß wir wohl annehmen können, dies sei eine Folge der Wirksamkeit der Missionare und welcher Umstand uns zu dem Schluß berechtigt, daß jene Bestimmung den Missionaren immerhin die Möglichkeit läßt, den Muhamedanern das Evangelium nahe zu bringen.

Ein Umstand, welcher für die Kenntniß des Evangeliums wesentlich beiträgt, ist die Verbreitung der heiligen Schrift. Die türkische Bibel wird mitten in Konstantinopel unter den Augen der Regierung öffentlich feil geboten und von Bibelträgern in allen Straßen, unter Muselmanen und Christen, zum Kauf angetragen. Herr Bliß, der Agent der amerikanischen Bibelgesellschaft, schreibt aus Konstantinopel: „Täglich kommen mir Fälle zur Kenntniß, wo Türken Neue Testamente von unsern Colporteurs gekauft haben. Im Lauf der letzten drei Wochen wurden mehr heilige Schriften in Umlauf gesetzt, als sonst in drei Monaten. Die Missionsdruckerpresse, auf welcher in diesem Jahre 59,000 Bände und 34,250 Traktate in verschiedenen Sprachen gedruckt wurden, ist in steter Thätigkeit. Die Arbeit unter den Türken geht ununterbrochen fort; der Verkauf heiliger Schriften an sie ist noch immer im Zunehmen. Die Zahl derer, welche sie lesen und studiren, wächst fortwährend."

Eine wichtige Mission eröffnet sich von Adrianopel aus in der Bulgarei. Diese Stadt ist in ihrem oberen Theil von 40,000 Türken, in ihren niedriger gelegenen Quartieren von 100,000 Armeniern, Bulgaren, Griechen und Juden bewohnt. Als der amerikanische Missionar Morse dort ankam, wurden ihm von den türkischen Beamten 2000 türkische Neue Testamente weggenommen. Die Regierung in Konstantinopel aber befahl sie herauszugeben und dies that denn auch der türkische Beamte mit den Worten: „Wenn es

Gottes Wille ist, daß die Bibel die Oberhand habe, so geschehe sein Wille!“ Jetzt ist ein Buchladen mit heiligen Schriften eröffnet und Viele kaufen und lesen sie.

Der alte und erfahrene amerikanische Missionar Dr. Schaufler sagt in seiner neuesten Schrift über den gegenwärtigen Zustand der Türkei mit Beziehung auf die Mission: „Die ganze Masse der Bevölkerung der europäischen und asiatischen Türkei ist gegenwärtig in einer Gährung begriffen, und Alles drängt einem neuen Zustand der Dinge entgegen, und diese große Bewegung hat einen entschieden religiösen Charakter... Es ist eine Krise, in welche alle Stände und Rassen der Bevölkerung hineingezogen sind; eine Krise, die gleichermaßen in den Städten und in den Dörfern, auf dem offenen Lande und in den unwirthlichen Gebirgen, vom Landmann und Städter, von den Gelehrten, den Staatsmännern, den Soldaten, den Hirten und selbst von den räuberischen Horden und Teufelsanbetern empfunden wird; eine Krise, die langsam und allmählig im Laufe der letzten 25 Jahre angebahnt ward, theils durch die Verbreitung der heiligen Schrift, theils durch politische Vorgänge; eine Krise, in welcher die größte aller Fragen: Was dünket euch um Christo? Weß Sohn ist er? das eine, alles bewegende Grundelement bildet.“ So Missionar Dr. Schaufler.

„Fragt man nun, durch welche Mittel alle diese bedeutungsvollen Veränderungen in einem Lande, wie die Türkei ist, hervorgebracht worden seien, so dürfte die Antwort nicht eben schwer sein. Wollte man sagen, die Mission habe dies alles zu Stande gebracht, so wäre dies entschieden eine Täuschung. Es ist wahr, sie hat ein großes Werk dort begonnen, aber eben auch nur begonnen. Die Mission in Konstantinopel (durch die Amerikaner) wurde im Jahre 1831 gegründet; sie hatte aber ausschließlich die Armenier, Griechen und Juden im Auge, und von einer Arbeit unter den Muhamedanern war bis vor Kurzem keine Rede. Diese Mission unter den Armeniern war gesegnet, reich gesegnet, allenthalben, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, bildeten sich Gemeinden von Gläubigen. Die Türken kümmerten sich nicht darum. Erst als im Jahre 1846 von Seiten des armenischen Patriarchen eine wüthende Verfolgung gegen die neuen Gemeinden in Gang gebracht ward, wurden die muhamedanischen Behörden auf dieses evangelisch-christ-

liche Werk aufmerksam. Zum ersten Mal erkannte da und dort ein Pascha oder irgend ein anderer Muselman den Unterschied zwischen dem evangelisch lautern Christenthum und dem abgöttischen Wesen der morgenländischen Kirchen. Viele wurden günstig gestimmt gegen das erstere, und damit begann still und leise ein Sauerteig zu wirken, der seitdem weiter und weiter um sich griff.

„Damit verband sich bald ein zweiter Umstand. Während des orientalischen Kriegs benutzten die Missions- und Bibelfreunde die augenblicklich obwaltende Gelegenheit und führten unter dem Schutz der brittischen Waffen zugleich mit den Kriegsvorräthen ganze Massen Neuer Testamente in die türkische Hauptstadt und ihre Umgegend ein. Diese Schriften wurden, schon um ihrer Neuheit willen, von Vielen gekauft und gelesen. Aber wer wollte glauben, daß diese soeben erst eingeschmuggelten Bibeln und jene kaum recht begonnene armenische Mission die mächtige und tiefgehende Krise hervorgerufen, von der Missionar Dr. Schaufler oben sprach, und daß in Folge davon jene neuen Erlasse der Regierung gegeben worden seien, durch welche auch dem Muselman Religionsfreiheit gewährleistet ward?

„Nein, die Ursachen liegen anderswo, so gewiß auch in der Hand Gottes eben jetzt die Mission und die Bibelverbreitung dazu dienen mußte, die Krise zu vermehren. Lernen wir diese Ursachen kennen.

„Die erste derselben liegt in dem sittlichen Zerfall, der seit dem Beginn dieses Jahrhunderts auch unter dem türkischen Volke, insbesondere unter den höheren Klassen eingerissen ist. Der Verkehr der türkischen Vornehmen und Reichen mit den mancherlei Nationen des Abendlandes, insbesondere mit Frankreich, ist in den letzten Jahrzehnten so lebhaft geworden, daß allmählig nicht nur französische Sitte, Sprache und Bildung, sondern auch der französische Leichtsinn, Unglaube und Materialismus tief und weit in die obern Schichten der türkischen Gesellschaft eindrang. Große Schaaren von jungen Türken besuchen alljährlich die französische Hauptstadt und ihre wissenschaftlichen und polytechnischen Anstalten, halten sich oft jahrelang dort auf und kehren mit einem Anhauch des französischen Geistes in ihre Heimath zurück. Die französische Literatur, und zwar gerade ihre leichtfertigsten und verderblichsten Produkte, wie Eugen Sue, Voltaire und Andere, werden in der Türkei jetzt mit ebenso großem Interesse ge-

lesen, als dies sonst irgendwo der Fall ist. Französische Etikette, französische Liebhabereien, französische Mode, selbst französische Weine, dieser Greuel des orthodoxen Muselman, brechen sich immer weiter ihre Bahn in die Kreise der vornehmen türkischen Welt. Eben damit aber erleidet auch der alttürkische Geist eine tiefgehende, unglaubliche Umwandlung. Die frühere, schroffe Abgeschlossenheit gegen die Dschiaurs macht einer schwächlichen Nachahmungssucht Platz; die strengen Lebensvorschriften des Koran werden im Geheimen verachtet und tausendfach übertreten; der Glaube an die alleinige und vollkommene Wahrheit des muhamedanischen Religionsbuchs geht in einem völligen Unglauben an alles Göttliche und Uebersinnliche unter, und die dem alten Türken heiligsten Stätten, Uebungen und Ordnungen verlieren ihre Heiligkeit, ihren Nimbus. Das ist die junge Generation des türkischen Volks, die wie das „junge Deutschland" oder das „junge Bengalen" dem innersten Geist und Wesen nach sich von dem alten conservativen Geschlecht der früheren Zeiten unterscheidet.

„Die nothwendige Folge von dem Allen ist der gründliche Zerfall alttürkischer Sitte, das Abhandenkommen des alten Türkenthums wurzelnden Nationalkraft. Das Haar des Simson ist abgeschnitten und seine Kraft von ihm gewichen. Das Osmanenreich ist wirklich und unzweifelhaft der „kranke, sterbende Mann," der nur durch künstliche Mittel noch am Leben erhalten werden kann. Nach menschlichem Dafürhalten wäre es wohl das Wünschenswertheste, daß man den kranken Mann vollends sterben ließe, d. h. daß die türkische Herrschaft in Europa zu Ende ginge, und daß in Folge davon der Muhamedanismus im Großen und Ganzen den Todesstoß erhielte. Allein das scheint noch nicht Gottes Weg und Wille. Die Türkei scheint noch zu einer großen Offenbarung göttlicher Gerichtsherrlichkeit aufbehalten, zu der noch nicht die Zeit gekommen ist. Sie soll noch in ihrem politischen Bestand erhalten werden, und dazu bedient sich der König aller Könige der Eifersucht der europäischen Mächte. Rußland, Frankreich, Oestreich und England würden sich wohl gerne in das schöne Erbe theilen; aber man sieht nicht hinaus, wie man im Frieden unter sich die Theilung vollziehen könne. Deßhalb will man lieber den politischen Bestand der Türkei auch ferner, so wie er

ist, aufrecht erhalten. Frankreich und England insbesondere haben sich zu Schutzherren und Aerzten des kranken Mannes herbeigelassen. Der letzte orientalische Krieg hatte darin und nur darin seinen Ursprung, seine eigentliche Bedeutung. Der Sultan verdankt sein Reich, seine Krone, sein Alles nur dem Schutz der abendländischen Großmächte. Das weiß er; das wissen auch alle seine Räthe und alle einsichtsvollen Männer des Reichs. Wenn nun die Gesandten und Bevollmächtigten dieser Schutzmächte im Namen ihrer christlichen Herrscher Forderungen an den Sultan und seinen Divan richten, — Forderungen, welcher Art sie auch sein mögen, — wie soll derselbe ihnen ausweichen oder seine Zustimmung verweigern? Er könnte es nur, wenn er selbst stark genug wäre, sein Recht und Reich zu schirmen gegen fremde Gewalt; er könnte es nur, wenn der alte Türkengeist noch in seinem Volke lebte. Aber dieser Geist ist dahin, und das Haupt des Muhamedanismus muß thun, was die christlichen Mächte fordern; er muß es thun auch wider Willen, und der Gewalt der Umstände weichen.

„Die abendländischen Schutzmächte haben in guter Meinung die Stellung benutzt, die sie zur Türkei einnehmen, und eben jene Zugeständnisse zu Gunsten der christlichen Bevölkerung des Reichs gefordert, von denen wir oben geredet haben. Die Gleichstellung der Rajah's mit den Muselmanen vor dem Gesetz ward erzwungen; der Sultan hat sie gewährt. Aber er hat damit nicht nur die ganze muselmanische altorthodoxe Welt bis ins Herz verwundet, sondern er hat sich auch mit den innersten, wesentlichsten Grundlagen des Muhamedanismus, mit dem Grundprincip des Islam, in offenen und direkten Widerspruch gesetzt. Der Koran setzt den Moslem zum Herrn der Welt und verweist jeden Nichtmuselman als Rajah auf die Stufe des verachteten Sklaven, des Hundes; der abgezwungene Hattischerif aber verlangt die Rechtsgleichstellung der Christen, und während er den Rajah zur Würde des Moslem erhebt, demüthigt er den Moslem zur Stufe des Rajah. Der Koran erkennt nur Eine allgenugsame Wahrheit an, — den Islam, und ruft jeden seiner Bekenner zur Bekehrung oder Vernichtung der Ungläubigen auf; der Hattischerif fordert Anerkennung der Gleichberechtigung auch eines andern Glaubens. Der Hattischerif zerstört demnach den Muhamedanismus in seinem Grundwesen.

„Sollte ein solcher unerhörter Umschwung der Dinge ohne irgend eine Kolvulsion zu Stande kommen? Es ist unmöglich. Wahr ist, was wir oben darlegten, daß in den obern Schichten der türkischen Gesellschaft religiöse Gleichgültigkeit, französischer Unglaube und sittlicher Verfall mit Macht eingedrungen ist; aber ebenso wahr ist auch, daß noch eine mächtige alttürkische Partei im Reiche lebt, die nur mit Zähneknirschen diese Demüthigungen erträgt und im Geheimen an einer mächtigen Reaktion arbeitet. Die Ulema's (Vertreter und Ausleger des Koran), die stolzen Würdenträger des Reichs, das Heer und vor Allem die untern Schichten des fanatischen und bigotten Volks, — sie Alle sind wüthend über den Abbruch, der durch den Zwang der fremden Mächte, ihrem Stolz und ihrer Würde geschehen, über den Abfall vom Islam, zu dem ihr Herrscher, der Nachfolger Muhameds und Träger seines Schwertes, sich herbeigelassen, über den Hohn, der dem Propheten selbst angethan wird. Allerdings, so lange die Heere der Franzosen und Engländer während des orientalischen Kriegs auf türkischem Boden standen, und so lange von ihrem Schutz der Bestand des Reiches der russischen Uebermacht gegenüber abhing, so lange war von keiner Reaktion die Rede. Aber man fürchtete nicht ohne Grund, daß mit dem Augenblick, da der letzte Franzose oder Britte das Reich verlassen hätte, auch die alttürkische Partei losbrechen und die abgerungenen Zugeständnisse zurücknehmen werde. Es ist dies nicht geschehen. Die Erschöpfung der Nation hielt sie zurück. Da brach der indische Militairaufstand los. Es ist bekannt, wie derselbe vor Allem von der muhamedanischen Bevölkerung Indiens ausgebeutet und die Wiederherstellung des muselmanischen Großmogul-Reiches der große Zielpunkt wurde, dem dort Alles entgegenstrebte. Die Augen der ganzen muhamedanischen Welt waren in ängstlicher Spannung auf den Ausgang dieses Kampfes gerichtet. Muhamedanische Emissäre durchzogen nicht blos Indien, sondern auch Persien, Arabien und die Türkei. England hatte mit der Dämpfung des indischen Aufstandes alle Hände voll zu thun; alle seine Kräfte waren dort in Anspruch genommen. War dies nicht der rechte, der günstige Moment für die alttürkische Partei, mit Einem Schlag Alles zu nichte zu machen, was in den vergangenen Jahren dem Sultan war abgenöthigt worden?

„Das Jahr 1858 hat die drohenden Bewegungen und sporadi-

schen Ausbrüche des alten, bisher nur mit Gewalt niedergehaltenen, nicht aber verschwundenen muhamedanischen Geistes gezeigt. In der türkischen Hauptstadt selbst, mitten unter den höchsten Würdenträgern des Reichs bereitete sich eine gewaltsame Reaktion vor. Geistliche und weltliche Beamte des höchsten Ranges drängten den Sultan von allen Seiten und in drohender Haltung zu Rückschritten. Unter dem Volk war eine bedenkliche, weitverbreitete Gährung; in den Provinzen arbeiteten einflußreiche Wortführer an einer allgemeinen Erhebung. Der Sultan schwankte. Ein großer Schlag bereitete sich vor. Da trat das unglückliche Blutbad in Dschiddah, der arabischen Küstenstadt, ein. Der dortige französische Konsul und eine Anzahl von Christen wurden von dem fanatischen Pöbel ermordet. Es war eine Wiederholung der Scenen von Indien. Auch anderwärts brach das vulkanische Feuer aus. In Palästina, in Kreta (Candia), in Bucharest, in Alexandrien, — überall Christenmord und blutige Gewaltthat oder drohende Gährung. Wir bejammern tief diese Greuelscenen; aber sie waren die Rettung des Ganzen. Diese Ausbrüche kamen voreilig und unzusammenhängend, ohne Plan und einheitliche Leitung. Sie setzten die Führer der Reaktion in Verlegenheit und den Sultan in Schrecken. Man hat England angeklagt, daß es sofort durch seine Kriegsschiffe mit roher Gewalt und aus eigner Machtvollkommenheit die Bevölkerung von Dschiddah bestrafte. Aber es war der einzige Weg, größeres Unglück zu verhindern, die Verschwörer einzuschüchtern, die Pläne der Reaktionäre zu durchkreuzen. Die Gefahr war damit vorüber, die Türkei ist in Bande gelegt, der innere Widerspruch ihrer Lage bis auf Weiteres verlängert. Uns aber will es scheinen, daß ein großer entscheidender Kampf früher oder später kommen muß. Die Türkei wird nicht, sie kann nicht auf dem Wege allmähliger Reform erneuert und wiedergeboren werden; es wird durch Blut und Kampf geschehen. Der Islam ist durch das blutige Schwert zur Herrschaft gekommen, durch das Schwert wird er überwunden und vernichtet werden. Er war in der Hand Gottes eine Zuchtruthe der abgefallenen Christenheit; aber es wird ihm ergehen, wie es Assur gegangen: „Wenn der Herr all sein [Zucht- oder Straf-] Werk ausgerichtet hat [durch Assyrien] an dem Berge Zion und an Jerusalem [durch den Islam an der Christenheit], dann will ich heimsuchen die Frucht des Hoch-

muths des Königs zu Assyrien und die Pracht seiner hoffärtigen Augen. Darum daß er spricht: Ich habe es durch meiner Hände Kraft ausgerichtet und durch meine Weisheit, daß ich die Länder anders getheilet, ihr Einkommen geraubet und die Einwohner wie ein Mächtiger zu Boden geworfen habe. — Darum wird ihm der Herr die Darre senden, und seine Herrlichkeit wird er anzünden, daß sie verbrenne wie ein Brand. Aber das Licht Israels wird zum Feuer werden, und sein Heiliger wird zur Flamme werden; und er wird seine Dornen und Disteln anzünden und verzehren auf Einen Tag." Jes. 10, 12*).

Such, wer da will, ein ander Ziel,
Die Seligkeit zu finden;
Mein Herz allein bedacht soll sein,
Auf Christum sich zu gründen.
Sein sein Wort ist wahr,
Sein' Werk' sind klar;
Sein heil'ger Mund hat Kraft und Grund,
All' Feind' zu überwinden.

Ach, sucht doch den, laßt Alles stehn,
Die ihr das Heil begehret;
Er ist der Herr und keiner mehr,
Der euch das Heil gewähret.
Sucht ihn all' Stund von Herzens Grund,
Sucht ihn allein,
Denn wol wird sein
Dem, der ihn herzlich ehret.

Mein's Herzens Kron',
Mein' Freudensonn'
Sollst Du, Herr Jesu, bleiben;
Laß mich doch nicht von Deinem Licht
Durch Eitelkeit vertreiben;
Bleib' Du mein Preis, Dein Wort mich speis';
Bleib' Du mein Ehr', Dein Wort mich lehr,
An Dich stets fest zu gläuben.

(Valentin Thilo).

---

*) Dr. A. Ostertag, Evangelisches Missions-Magazin. Basel 1859 p. 33.

Der Missionar als Krankenpfleger und Hausarzt.

Heilet die Kranken! Matth. 10, 8.

Als der Herr seine Jünger aussandte zu den verlornen Schafen von dem Hause Israel, befahl er ihnen unter Anderem auch: Heilet die Kranken! Nun konnten freilich die Jünger auf eine andere Weise heilen als wir, — auf eine wunderbare. Sie sprachen ein Wort im Namen Jesu, und vor diesem Wort wichen die Krankheiten und Gebrechen. Diese Macht wunderbarer Krankenheilung hat sich die christliche Kirche abhanden kommen lassen; aber der Befehl: „Heilet die Kranken!“ ist geblieben. Daher ist es denn auch für den Missionar immer eine seiner Hauptbeschäftigungen, nach den Kranken zu sehen; er ist so recht eigentlich der Hausarzt der armen Heiden, und diese sehen die medizinische Praxis der Missionare ganz als ein zum Missionsberufe gehöriges Amt derselben an. Ganz abgesehen von den verschiedenen Berufsgeschäften des Missionars als Lehrer, Erzieher, Rathgeber, nicht selten Gemeindevorsteher, Richter, Landwirth, Handwerker ꝛc., ist derselbe den Heiden nicht nur Prediger, Seelsorger und Pastor, sondern auch Wundarzt, Zahnarzt, Geburtshelfer und Krankenpfleger. Anfänglich nimmt man allerdings seine Zuflucht zu den Zauberern und den eingebornen Krankendoktoren, aber wenn diese mit ihren Künsten nichts auszurichten vermögen, so muß der Missionar helfen. Auf den älteren Missionsplätzen haben die eingebornen Regen- und Krankendoktoren zum größten Theil ihre Praxis und auch ihr Ansehen verloren, denn unter dem jahrelangen Einflusse des Evangeliums lernen die Leute endlich ihren Betrug und ihre Ohnmacht einsehen, und diese Herren Aerzte haben deßhalb allgemein die Konkurrenz der Missionare und endlich den Ruin ihres Gewerbes zu beklagen, aber nichts destoweniger stehen sie bei dem Volke noch vielfach in Ansehen, und sie sind es nicht selten, die den Missionaren die größten Hindernisse in den Weg legen.

Missionar Meyer in Engotini (Südafrika) schreibt über seine ärztliche Thätigkeit vom 8. April 1861 Folgendes:

„Im Lauf des Winters*) waren die Blattern in einem nicht

*) Es ist in Südafrika bekanntlich zu der Zeit Winter, in der wir Sommer haben.

weit von hier gelegenen Fingu=Kraal ausgebrochen. Da in jenem Kraal Leute wohnen, die hierher in die Kirche kommen, so lag es mir sehr an, diesen in ihrer Abgeschlossenheit Trost und Stärkung aus Gottes Wort zu bringen. Ich stand aber zwischen zwei Feuern. Wenn ich hinging, so lief ich bei der unbegrenzten Furcht aller Weißen und Schwarzen vor der Ansteckung Gefahr, daß dann Jedermann mich meiden und meine Berufsthätigkeit in Kirche und Schule dadurch gehindert werden würde. Dazu kam, daß kein Impfstoff weit und breit zu haben war; derselbe war ausgegangen, da im panischen Schrecken beim Ausbruch der Krankheit in der Kapstadt trotz aller Warnung der Aerzte und der Regierung Jedermann ohne Rücksicht auf Forterhaltung des Impfstoffs impfte und sich impfen ließ. Hier in Engotini war fast Niemand geimpft. Ich seufzte in dieser Verlegenheit zum Herrn, daß er helfen und Rath schaffen wolle. — Eines Tages standen nun ein Paar Männer am Weg eine gute Strecke vom Hause und riefen laut. Es wurde mir klar, wer es sei, und ich dachte alsbald an die zehn Aussätzigen Luc. 17, 12. Mit Freuden ging ich zu ihnen hin, obgleich mir Etliche von unseren Leuten gar bedenklich nachsahen. Die kranken Männer schütteten nun ihr Herz aus und baten um Medizin, da der Distrikts=Arzt ihnen noch keine geschickt hatte; auch wollten sie geimpft sein. Sie bekamen sofort Arznei von mir, aber ihre andere Bitte zu erfüllen, war ich nicht im Stande, sondern konnte sie nur mit der Versicherung trösten, daß ich zu ihnen kommen würde, sobald ich Impfstoff erhalten hätte. Wir sprachen eine gute Weile zusammen, und sie waren sehr zugänglich für das, was ich ihnen sagte und was ich ihnen allen übrigen Kranken in ihrem Kraal zu sagen auftrug. — Als ich endlich mein Versprechen erfüllen konnte und auf einem Umweg, um nicht gesehen zu werden, zu ihnen kam, war die Freude nicht gering. Aus allen Häusern kamen sie heraus und sammelten sich um mich herum; man setzte sich nieder, und ich mußte nach Verabreichung der Medizin ꝛc. eine Versammlung halten, während welcher immer noch mehrere sich einfanden. Ich ahnte damals nicht, daß sehr bald nach jenem Besuch rasch hintereinander Alle erkrankten — ich schätze den Kraal auf etwa 120 Seelen — und 21 starben. In dieser Zeit ließen mich gerade mancherlei Sorgen im eigenen Hause und die Kranken auf eigener Station nicht weit über Kirche und Station hinausdenken;

ich hatte da viel zu trösten; und was das heißt, wenn man in solcher Zeit allein steht, muß erfahren sein. — In welchem Grade Viele die Krankheit gehabt, zeigten die entstellten, ehemals wolgeformten Gesichter, welche Manche nun zu verstecken sich bemühten. Außer der geistlichen Empfänglichkeit war eine andere Folge dieser Krankheit die, daß auf den umliegenden Kraalen nun auch solche sich impfen ließen, die vorher durchaus nicht gewollt, weil ihre Fingudoktoren ihnen gesagt, sie sollten es nicht thun und ihnen selbst anstatt eines Schnittes in den Arm einen auf die Nase gemacht hatten, was neben vielen anderen Ceremonien die Krankheit abwehren sollte. Man kann sich übrigens über eine solche Verbreitung aller epidemischen Krankheiten unter den Eingebornen nicht wundern, wenn man ihre Unreinlichkeit, ihren Kleider-Kommunismus und ihre zur Aufbewahrung des Kontagiums ganz eigentlich eingerichteten Häuser kennt.

Mein Besuch in jenem Kraal, der trotz meiner Vorsicht bekannt wurde, hatte die Folge, daß die Leute von den andern Kraalen nicht mehr zu uns kamen. Erst als alle Kranken genesen waren und sie sich auf meinen Rath neue Kleider gekauft, auch ihre Hütten abgebrochen und an andern Plätzen wieder aufgebaut hatten, kamen sie mit der Frage, ob sie nun wieder in die Kirche kommen könnten, wozu ich sie natürlich in Gottes Namen ermunterte. Kaum hatten sie die Antwort, so kam eine große Schaar und darunter auch solche, die noch nie hier gewesen waren. Bei dem Gottesdienst dieses Tages fand auch die Taufe zweier Erwachsenen statt. Von den auf unserer Station Wohnhaften erschienen aber nur wenige in der Kirche, die Andern ließen mir zur Entschuldigung sagen, sie könnten nicht kommen, denn „sie sähen, daß ich die Blattern gerufen hätte.“ Aehnlichen Bescheid erhielt ich auch von einigen der umliegenden Kraalen. Erst nachdem einige Wochen vergangen waren, ohne daß ich oder sonst Jemand weiter angesteckt worden war, fanden auch sie sich wieder herzu....

Da der vorige Winter ein sehr trockner war, so ging überall, auch unseren Leuten auf der Station, manches Stück Vieh zu Grunde. Wir hatten mit Hülfe unseres Dammes schon einige Acker Land bewässert und Korn gesäet, und es war schön aufgegangen. Da aber der Regen sich um zwei Monate länger verzog, als gewöhnlich der Fall ist, so vertrocknete das Meiste, es mußte von Neuem eingepflügt

werden und die neue Frucht hat dann der Rost verzehrt, so daß wir dieses Jahr eine schwache Ernte, im Vergleich mit der vorjährigen, haben werden. Als sich der Regen nach des Herrn gerechten Gerichten von Tag zu Tag und von Woche zu Woche verzog, fing ich wieder wie im vorigen Jahr an in unserer Litanei eine Bitte um denselben einzufügen und wählte für die Predigten Bußtexte, oder solche, welche die Gerechtigkeit und Güte Gottes, die sich auch in solchen Gerichten offenbart, vor Augen stellen konnten. Ich ermahnte ernstlich, nicht dem Herrn zu widerstehen und den Lauf seines Wortes aufzuhalten durch Festhalten an der Sünde und an alten heidnischen Gebräuchen, nachdem er doch schon lange angeklopft; würden sie seiner Stimme gehorsam sein, so werde er auch den Regen nicht versagen. — Endlich zogen dicke Wolken über den Katbergen auf, und man sah es in der Ferne regnen, aber das Wetter zog vorüber; und so geschah es wieder und wieder, wir erhielten keinen Regen und es war, als sollte unsere Gegend ausschließlich durch die Zucht des Herrn heimgesucht werden. Aber er erhört Gebet. Als wir eines Abends aus einer Gebet-Versammlung kamen, die ganz besonders dazu gehalten worden war, dem Herrn diese unsere Noth vorzutragen, da konnten wir Glauben haben, nicht nur ich, sondern auch Andere haben mir es bezeugt, — und siehe da, am folgenden Tag tränkte der Herr das schmachtende Erdreich. — Ein Heide, früher ein Isanuse, d. h. Riechdoktor, hatte auch etliche Predigten in Beziehung auf den Regen gehört und war verwundert, daß der Herr mich noch nicht erhört habe, denn er wollte gern auch Nutzen davon haben. Erfreulich war es übrigens, daß er ein Vertrauen zu solchem Gebet hatte, denn wenn er sich noch ganz in seinem alten Zustande befunden hätte, so würde er sich an einen der hier so berühmten Regendoktoren gewendet haben, der den Pflock, mit dem der Regen nach ihrer Aussage gebannt ist, hätte ausfinden und herausziehen müssen. Noch kurz ehe der Regen kam, fragte er einmal unsere Leute hier, ob ich denn noch um Regen betete, worauf er die Antwort erhielt, daß dies der Fall sei und daß sie versichert wären, der Herr werde auch bald hören und helfen. — Der Herr hat gewiß auch diesen alten, schwachen, erst keimenden Glauben gnädig angesehen. Neulich nahm ich nun Gelegenheit, nach der Predigt mit ihm zu reden und sprach dann auch über sein früheres sündliches Gewerbe, bei dem er sich ohne Zweifel manches Mordes

schuldig gemacht habe. Die Isanusen oder Riechdoktoren geben nämlich vor, daß beim Riechtanz, der zu dem Zweck der Auffindung eines Zauberers gehalten wird, sie denselben durch Riechen erkennen könnten, und ein solches von ihnen bezeichnetes, meist unschuldiges Subjekt, wird dann aller seiner Habe beraubt, oft aber auch unter unaussprechlichen Martern zu Tode gequält. Gewöhnlich ist das Schlachtopfer schon im Voraus von ihnen auserfehen, meistens ein Wohlhabender, dessen Gut dann vom Häuptling und Anderen in Beschlag genommen wird. — Der Alte sagte, daß er dies Handwerk nun ganz aufgegeben habe, versicherte auch, die von den Isanusen gebrauchte Kleidung nicht mehr zu besitzen. Daß er schwer gesündigt und manchen Mord auf seinem Gewissen habe, gestand er ein, fügte aber hinzu: „Nun bete ich aber zu Gott und suche bei Gott Vergebung.“ Dies glaube ich dem Alten gerne, wenn es ihm auch an der tieferen Erkenntniß und an der rechten göttlichen Traurigkeit noch fehlt.

Es hat überhaupt den Anschein, als ob hier das Ansehen der Kranken-, Regen- und Riechdoktoren unter den Fingu's zu schwinden anfängt. Die Nachfrage nach Medizin und unserer Hülfe wird täglich größer, so daß es mir manchmal fast zu viel wird. So ist z. B. Zahnweh, ein Uebel, das früher nur bei den alten Leuten vorgekommen sein soll, jetzt aber auch bei den jungen nichts Seltenes mehr ist, vielfach die Ursache, welche die Leute zu mir führt. Ich suche die Leute von dieser Plage einfach durch Ausziehen des Zahnes zu befreien. Sie verwundern sich dann meistens, daß der Zahn so schnell heraus ist; so, sagen sie, sei es bei ihnen sonst nicht gewesen. Ich ließ mir daher erzählen, in welcher Weise sie es damit sonst zu halten pflegten. Sie haben ein eigenthümliches Instrument, Isilanda genannt, welches jeder Kaffer stets bei sich führt, einer sehr dicken Stricknadel ähnlich, nur etwas kürzer und an dem einen Ende scharf zugespitzt, am andern Ende gerippt, um etwas fest fassen zu können. Gewöhnlich werden mit diesem Dinge eingetretene Dornen aus den Fußsohlen geholt, was an einem Tage mehr als einmal geschehen kann und worin sie eine große Uebung und Geschicklichkeit besitzen. Auch räumen sie die Pfeife damit aus; nicht den Schmergel, denn dieser ist ihnen eine Delikatesse, die getrunken wird, sondern die Asche; ebenso dient dies Instrument zum Bohren der Löcher beim Nähen des Leders. Mit

dieser Nadel wird denn auch der Zahn herausgeholt, erst alles Zahnfleisch abgetrennt und dann durch Bohren in der Zahnhöhle der Zahn locker gemacht, bis er los genug ist, um entfernt zu werden. Diese Operation dauert meist wenigstens einen halben Tag und sie sagen selbst davon, es sei „eine Morderei" Kukubulawa. Kein Wunder also, daß sie bei unserer Manier des Zahnausnehmens den Kopf hinhalten und keine Miene verziehen"*).

„Der beste Arzt ist in dem Himmel," sagt der Dichter; drum auch

Muß ich immer lesen in dem alten, heil'gen Buch,
Wie Er ist so treu gewesen, ohne List und ohne Trug;
Wie Er hieß die Kindlein kommen, wie Er hold sie angeblickt
Und sie auf den Arm genommen und sie an sein Herz gedrückt.

Wie Er Hülfe und Erbarmen allen Kranken gern erwies
Und die Blinden und die Armen seine lieben Brüder hieß.
Wie Er keinen Sünder wehrte, der bekümmert zu ihm kam,
Wie Er freundlich ihn bekehrte, ihm den Tod vom Herzen nahm.

Hatt' die Heerde sanft geleitet, die sein Vater ihm verhieß,
Hatt' die Arme ausgebreitet: Alle an sein Herz zu ziehn. —
Laß mich knien zu deinen Füßen, Herr, die Liebe bricht mein Herz,
Laß in Thränen mich zerfließen, selig sein in Wonn' und Schmerz.

(Diepenbrok.)

Ueber die Mission unter den Juden.

Es sind nicht Alle Israeliter, die von Israel sind, auch nicht Alle, die Abrahams Nachkommen sind, aber wer an Christum glaubt, der ist gerecht. Röm. 9, 6; 10, 4.

Man hat oft jenen Feigenbaum, den der Herr verfluchte, und der in Folge davon verdorrte, als ein Bild des Volkes Israel und des Gerichts über dasselbe betrachtet. Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß die Juden als Volk sich in einem solchen Zustand befinden, der nur durch ein Strafgericht Gottes sich erklären läßt, und daß deßwegen auch alle Versuche einer nationalen Wiederherstellung des-

*) J. R. Römer, Das Missionsblatt aus der Brüdergemeine. Herrnhut 1861. p. 157.

selben, ehe die von Gott dazu bestimmte Zeit gekommen ist, scheitern müssen. Wenn man aber soweit ging, auch die Missionsarbeit unter Israel deßwegen für eine verfehlte, hoffnungslose und durch das Wort Gottes zum Voraus als fruchtlos verurtheilte zu erklären, so ist dagegen zweierlei vorzubringen: — Erstens, daß dem Einzelnen die Bekehrung darum nicht unmöglich ist, weil die Wiederherstellung des Volkes als eines Ganzen noch nicht an der Zeit sein kann; und zweitens, daß die Erfahrung jene Ansicht durchaus nicht bestätigt, denn von jeher seit der achtzehnhundertjährigen Zerstreuung des jüdischen Volkes haben sich einzelne Juden bekehrt und sind eine Zierde der christlichen Kirche geworden. Und in unseren Tagen läßt sich's dem scrupulösesten Unglauben gegenüber unwidersprechlich mit Zahlen beweisen, daß die Mission unter Israel verhältnißmäßig ebenso viele Bekehrte zählt, als die Mission unter den Heiden. Beispielsweise möge hier angeführt werden, daß „allein in Preußen in dem Zeitraume von 1822 bis 1841, also in noch nicht 20 Jahren, zweitausend und zweihundert Juden getauft wurden." *)

Da aber die Juden so weit herum zerstreut sind, und eben darum auch die Bekehrungsfälle; da es überdies in der Natur der Sache liegt, daß letztere häufig in der Stille gehalten werden, so fallen die Früchte der Missionsarbeit unter den Juden nicht so in die Augen. Wer aber nicht blos einen beschränkten Theil des Missionsgebiets überblicken kann, sondern es nach allen Theilen genauer kennt, der weiß so viel, daß an dem verdorrten Baume Israels von Zeit zu Zeit einzelne Blüthen und daneben auch reife Früchte zum Vorschein kommen. — Freilich ist im Abendlande das größte Hinderniß der Annahme der neutestamentlichen Wahrheit das Christenvolk selber, das durch seinen Unglauben, durch seinen gottlosen Wandel oder durch das unlautere entstellte Wesen seines Gottesdienstes dem Juden fortwährend ein Aergerniß giebt, und ihn, sobald sich einmal das Bedürfniß nach Wahrheit in ihm regt, davon abhält, die Befriedigung desselben in seiner nächsten Umgebung zu suchen. Im Morgenlande hingegen, wo die Juden bekanntlich sehr zahlreich sind, hat die Mis-

---

*) Handbuch der Missionsgeschichte und Missionsgeographie. Calw 1846. p. 556.

sion nicht minder ihre Schwierigkeiten. Es ist natürlich, daß die Juden in Syrien und den umliegenden Ländern ihr Vorrecht als das heilige Volk fanatischer als anderswo festhalten; auch sind viele der dort lebenden Juden aus andern Ländern nach Palästina eingewandert, nur um auf heiligem Boden zu sterben und gehören also zu den in jüdischem Sinn frommen Israeliten, nicht zu den ungläubigen oder halbgläubigen, wie man sie bei uns in Deutschland so häufig findet. Dazu kommt, daß sie als Juden von ihren frommen Glaubensgenossen Unterstützungen erhalten, die mit ihrem Eintritt in die christliche Kirche wegfallen. Ein anderes Hinderniß ihrer Bekehrung ist ferner die unchristliche Lebensweise der sie umgebenden Christen; und es ist nur zu sehr zu beklagen, daß gerade unsere deutschen Landsleute ihnen so vielfach Anstoß zu Aergernissen geben. „Deutsche, namentlich aus dem Handwerkerstande, halten sich zu vielen Hunderten im Morgenlande auf. Wegen ihrer Geschicklichkeit werden sie dort vorzugsweise gesucht, und bei den hohen Preisen für europäische Arbeit haben sie leicht mehr als hinreichenden Gewinn. Aber diese Leichtigkeit des Erwerbs verleitet sie auch, sich allen Lastern hinzugeben, und es ist leider allzubekannt, wie schnell der Deutsche in der Fremde die Schranken der Zucht und Sittlichkeit überschreitet. Während nun an allen größeren Orten des Morgenlandes Kirchen und Kapellen der Engländer sich finden und besonders die römische Kirche überall stark vertreten ist, wird den deutschen Protestanten fast nirgends geistliche Pflege geboten. Einige treten daher über zu andern Kirchen; die Mehrzahl hingegen sinkt in religiöser und sittlicher Beziehung immer tiefer herab. Sie verlieren alle Lust und Kraft zur Arbeit und werden schamlose Bettler. So ist es dahin gekommen, daß, wenn ein Laster gerügt wird, das Sprüchwort der Morgenländer, in Aegypten sowohl, wie im heiligen Lande sagt, ein Deutscher habe es gethan. Es ist im Morgenlande fast eine Schmach geworden, ein Deutscher zu sein. Leider ist dies keine Uebertreibung; es ist Thatsache.“ *)

Wenn nun die Christen durch ihren unmoralischen Lebenswandel ein so abschreckendes Beispiel geben, welchen nachtheiligen Einfluß

---

*) F. A. Strauß, Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. Berlin 1853. p. 244.

muß dies auf die Missionsthätigkeit unter den Juden ausüben. Kann es uns befremden, wenn sie den Missionaren immer entgegenhalten, daß von uns nichts Gutes kommen könne, weil ja gerade von uns die heiligen Gebote Gottes am augenscheinlichsten übertreten würden? — Und endlich ist ihnen noch das Ceremonienwesen der römischen Christen, unter denen die morgenländischen Juden leben, ein Hinderniß zum Uebertritt in's Christenthum. Es ist natürlich, daß Bilderdienst, Reliquienverehrung, Anrufung der Verstorbenen und andere Greuel ihnen als verwerfliche Abgötterei erscheinen muß, und nur geeignet ist, ihnen ein Grauen vor dem Christenthum beizubringen. Vom evangelischen Gottesdienst, wie er nun seit mehreren Jahren in Jerusalem und anderswo besteht, sind sie noch zu wenig berührt, und die Kräfte der evangelischen Missionare sind theils durch deren geringe Zahl, theils durch unzulängliche Mittel zu sehr zersplittert, um unter ihnen in der Weise wirken zu können, als dies wünschenswerth wäre. Nichts destoweniger ist unter den Juden im Morgenlande wie im Abendlande die Predigt des Evangeliums nicht ganz vergeblich gewesen, und Erfahrungen beweisen es, daß, wo dasselbe einmal Wurzel geschlagen hat, es auch mit Entschiedenheit und Darangabe aller irdischen Güter festgehalten wurde. Nachstehende Erzählung giebt uns ein Beispiel davon.

„Pauline N., von der diese Geschichte handelt, wurde in dem kleinen Städtchen R. im Dezember 1835 geboren. Ihr Vater und ihre Mutter waren beide sehr streng in ihren jüdischen Vorurtheilen und ließen sie bis in ihr elftes Jahr die Judenschule besuchen. Nach dieser Zeit jedoch wurden sie durch Umstände veranlaßt, sie in die christliche Schule zu schicken, und da hörte sie von Jesus, als der einzigen Zuflucht vor dem zukünftigen Zorn. Dennoch schien dieser Unterricht lange Zeit keinen Eindruck auf sie zu machen. Wenn der Schullehrer den Kindern aus der Bibel vorlas und erklärte, war Pauline oft zu Thränen gerührt, wußte aber nicht warum, wie sie nachher selbst gestanden hat. Sie sagt, das ernste Benehmen des Lehrers sei so verschieden gewesen von dem, was sie von der jüdischen Schule gewohnt war, daß dies vielleicht die Ursache sein mochte. Indessen kann der Geist Gottes schon damals in dem Herzen des jungen Mädchens gewirkt und die Saat ausgestreut haben, die erst einige Zeit später Frucht bringen sollte. So viel ist gewiß, daß sie gern in

die Schule ging, wo sie die Bibel lesen und erklären hörte, und daß sie den Lehrer lieb gewann, der dieselbe den Kindern auslegte.

Mehrere Jahre lang besuchte Pauline diese Schule, dann wurde sie von ihren Eltern herausgenommen. Sie ging aber doch immer noch hin, denn es war für sie ein Ort der Zuflucht und des Trostes. Gott aber benutzte dieses Mittel, um sein Werk in ihrer Seele zu gründen, und sie nahm zu an Erkenntniß. Mit ihrem sechszehnten Jahre fing Pauline an, sich vor den Augen Gottes als eine arme Sünderin zu erkennen und sehnte sich nun nach Frieden und Vergebung. Sie dachte, sie könne beides in der Welt, ihre Belustigungen und Bestrebungen finden; aber dort suchte sie vergeblich. Ihr Herz wurde von Tag zu Tag unruhiger. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte, um Trost und Hülfe zu erlangen. Bis zu dieser Zeit hatte sie dem Lehrer ihr Anliegen noch nicht entdeckt. Es war ihr nie der Gedanke gekommen, daß das gut und recht wäre. Jetzt aber, da sie sich so bekümmert fühlte, dachte sie, sie wolle wenigstens der Tochter des Lehrers ihr Herz aufthun. Diese war nur wenig älter als Pauline und schon lange ihre innigste Freundin. Nach geschehener Mittheilung hielt es die Freundin jedoch für angemessen, ihrem Vater über diese Unterredung Bericht abzustatten, und der Lehrer merkte bald, was in dem Herzen seiner Schülerin vorging. Er war überzeugt, daß hier ein Werk der Gnade thätig sei, und sah nun zu seiner innigsten Freude, daß er das Wort Gottes den ihm anvertrauten Kindern nicht vergeblich vorgetragen hätte, und der Gedanke, daß Gott seine Arbeit segne, erfüllte ihn mit dem heißesten Danke.

Ein langes Gespräch mit Pauline folgte nun; er redete mit ihr ernst und freundlich und wies sie zum Herrn Jesus, der der einzige Heiland der Sünder sei. Dieses Gespräch brachte dem jungen Mädchen großen Trost und Erleichterung. Der Lehrer entließ sie endlich mit den herzlichsten Ermahnungen, gab ihr einige gute Bücher und forderte sie auf, darin zu lesen.

Bis dahin hatten Paulinens Eltern nichts von dem gewußt, was in der Seele ihres Kindes vorging; aber der Gedanke, daß sie ihren Gemüthszustand ihren Eltern verbarg, machte ihr nicht geringe Unruhe. Immer wieder mußte sie sich die Fragen vorlegen: Verlangt denn nicht der Herr von seinen Jüngern, ihn vor den Menschen zu bekennen? Sagte er nicht, daß, wenn sie dies nicht thäten, er an je-

nem großen Tage sich ihrer schämen würde? Ein Tag um den andern ging dahin, und immer noch war sie unentschlossen. Aber das Licht brach in ihrer Seele immer mehr durch, und ihre Liebe zu Jesu wurde immer lebendiger. Sie redete daher mit ihrem Lehrer und fragte ihn, was er ihr rathe, und wie sie am besten Jesum vor der Welt bekennen könne.

Der Prediger jener Stadt war ein frommer Mann; mit ihm redete der Lehrer und bat ihn um seinen Rath. So kam es, daß Pauline bei dem Prediger eingeführt wurde, welcher nicht unterließ, sie noch mehr in ihrem Vorhaben zu kräftigen und sie allein auf Jesum hinzuweisen. Er mußte das mit großer Vorsicht thun, denn die Juden fingen nunmehr an, die Sache zu argwöhnen und ihre Tochter auf's genaueste zu beobachten. Allein je öfter sie zu dem Prediger kam, desto mehr fühlte sie ihr Herz erleichtert und ihren Glauben gestärkt. Sie las ihre Bibel und viele andere gute Bücher, welche sie durch die Güte des Lehrers und Geistlichen erhielt. Unter diesen befand sich auch der Jahresbericht einer Diakonissenanstalt; und es ist merkwürdig, daß schon in dieser frühen Jugend das junge Mädchen ein sehnliches Verlangen hatte, ihr Leben dem guten Werke der Krankenpflege zu widmen, so es des Herrn Wille wäre. Pauline theilte dem Prediger den Wunsch ihres Herzens mit. Er betrachtete dies als einen passenden Beruf für sie und schrieb deßhalb an den Seelsorger jener Anstalt, um zu sehen, was geschehen könnte. Die Antwort des Seelsorgers war ganz ermunternd; er schrieb, sie würden das junge Mädchen gern auf ein Probejahr annehmen, was aber ihre Taufe betreffe, so könnten sie dafür nichts thun; sie müßte vor ihrem Eintritt getauft werden.

Um diese Zeit hatten ihre Verwandten herausgebracht, daß Pauline wünsche, eine Christin zu werden. Ihr Vater erklärte, er wolle sie lieber umbringen, als eine solche Schmach auf die Familie kommen lassen. Er sagte, daß er sie vergiften würde, wenn sie einen Versuch machte, die Religion Jesu anzunehmen. Sie wurde von nun ab im Hause auf's strengste bewacht; Niemand durfte sie sehen, und nur mit großer Mühe gelang es ihr, von Zeit zu Zeit den Prediger oder ihren treuen Lehrer zu Gesicht zu bekommen. Paulinens Freunde waren ernstlich bedacht, sie aus dieser Gefangenschaft zu erlösen. Es gelang ihnen auch wirklich, ihr zur Flucht zu verhelfen, und sie schickten

sie nach B., wo ein Judenmissionar wohnte. Aber dieser war bei ihrer Ankunft leider nicht gegenwärtig; es fand sich Niemand, der sich ihrer angenommen hätte, und so war sie in einem sehr trostlosen Zustande. Ihr Vater hatte ihren Zufluchtsort schnell herausgebracht, und augenblicklich ließ er sie nach ihrem Geburtsorte zurückschaffen, wo sie nun die größte Schmach und Mißhandlung zu erdulden hatte. Dennoch ließ sie sich in ihrem Vorhaben nicht wankend machen; die Worte Jesu über das Bekenntniß zu ihm schwebten ihr beständig vor der Seele. — Nach den Landesgesetzen hatte sie volle Freiheit, sich selbständig zu der von ihr erwählten Religion zu bekennen, und demnach glaubte sie eine noch größere Schuld auf sich zu laden, wenn sie, nur um ihrer Eltern willen, nicht zum Christenthum überträte. Sie bat deßhalb den Ortsgeistlichen mit aller Entschiedenheit, sie zu taufen und versicherte, sie wolle sich lieber alle Entbehrungen und Mißhandlungen gefallen lassen, wenn es ihr nur möglich gemacht werde, Jesum öffentlich zu bekennen. — Allein der Prediger und andere christliche Freunde hielten es nicht für angemessen, sie in R. zu taufen, denn sie waren überzeugt, daß die Juden sie dann ums Leben bringen würden. Sie schrieben daher an einen Missionar, der ausschließlich zur Bekehrung der Juden in einer großen Stadt wohnte und fragten denselben, ob er sich des jungen Mädchens näher annehmen und sie taufen wolle. Der Missionar sagte augenblicklich zu, und nachdem noch einige Schwierigkeiten hinweggeräumt waren, verließ Pauline heimlich das Haus ihrer Kindheit, begleitet von den Gebeten ihrer Freunde, und gelangte glücklich nach der weit entlegenen Stadt B. — Jetzt dachte sie, sei sie sicher. Es kam ihr nicht wahrscheinlich vor, daß ihre Verwandten sie auf eine so weite Entfernung verfolgen würden, um sie in ihre Heimath zurückzubringen. Aber sie wußte nicht, welche Prüfungen noch auf sie warteten. Nachmals hat sie bekannt, sie habe zu viel auf sich selbst gesehen und zu wenig auf Jesum, zu sehr auf den Arm des Fleisches sich verlassen und zu wenig auf den, der die Stärke der Seinen ist.

Der erste Gedanke des Missionars war nun, wie er sie unterbringen sollte. Es begab sich, daß gerade zu jener Zeit einer von seinen Kolporteuren im Begriff war, eine lange Wanderung anzutreten. Er war selber Jude gewesen, und sein Weib war gleichfalls eine Tochter Abrahams, die zur Erkenntniß Jesu gebracht worden

war. Und merkwürdigerweise hatte diese Frau gerade die nämlichen Prüfungen durchgemacht, wie Pauline. Der Missionar hielt es deßhalb um so mehr für ersprießlich, Pauline gerade dieser Frau anzuvertrauen. Sie blieb dabei aber unter seiner unmittelbaren Aufsicht, und er ertheilte ihr nun einen regelmäßigen Vorbereitungsunterricht, in der Meinung, die Taufe bald vornehmen zu können. Allein dies war nicht der Wille Gottes; Pauline sollte abermals in den glühenden Ofen zurück und noch schwerer geprüft werden, als zuvor; aber sie sollte auch ein gutes Bekenntniß ablegen und aus der Prüfung hervorgehen wie geläutertes Gold.

Eines Tages hatte der Missionar Paulinen den gewöhnlichen Unterricht gegeben, und nachdem sie in das Haus des Kolporteurs zurückgekehrt war, trat eine andere Person herein. Während der Missionar mit dieser redete, wurde die Klingel gezogen. Einer von den Kolporteuren, Namens A., öffnete die Thür. Zwei Juden traten ein und fragten, ob ein junges Mädchen, Namens Pauline N. aus dem Städtchen R. bei dem Missionar wohne. Als man ihnen der Wahrheit gemäß mit „nein“ antwortete, begehrten sie zu wissen, wo sie zu finden wäre. Allein die Antwort genügte ihnen nicht, und so verließen sie das Haus. — Nachdem die Person, mit welcher der Missionar soeben geredet hatte, fort war, erzählte ihm der Kolporteur, daß zwei Juden nach Paulinen gefragt hätten. Beide kamen sogleich auf den Gedanken, daß diese wahrscheinlich von R. gekommen seien, und eine feindselige Absicht auf das arme Mädchen hätten. Der Kolporteur begab sich deßhalb sofort zur Frau P., woselbst Pauline wohnte, um sie zu warnen, sich von den Juden nicht unversehens überlisten zu lassen. Unglücklicherweise traf er aber Frau P. nicht zu Hause; er suchte sie aber sofort auf, und als er sie gefunden, theilte er ihr das Vorgefallene mit und machte ihr zugleich den Vorschlag, Pauline an diesem Tage in sein Haus aufzunehmen, weil die Juden sie dort wahrscheinlich nicht suchen würden. Frau P. aber glaubte in diesen Sachen so viel Erfahrung zu haben, daß sie den Vorschlag nicht annahm und bemerkte, daß sie es nicht für recht halte, Pauline von einem Ort zu entfernen, wo sie Gelegenheit hätte, ihren Glauben vor den Juden zu bekennen.

Nach dieser kurzen Unterredung begab sie sich sofort nach ihrer Wohnung und bemerkte zu ihrer großen Bestürzung schon von Wei-

tem, daß mehrere Juden vor ihrer Hausthüre standen. Es war nur zu deutlich was hier vorging; einige Juden hatten bereits Eintritt erlangt und Pauline schien völlig in ihrer Gewalt zu sein. Frau P. stürzte ins Zimmer, und die Juden, die an der Hausthür standen, folgten ihr. Die Zeit der Prüfung war gekommen. Pauline war umringt von Leuten, die sich ihre Freunde nannten, eigentlich aber ihre Feinde waren. Zuvörderst erklärten sie, sie seien nur gekommen, um sie zu sehen und ihr einen Brief von ihrer Mutter zu überbringen. Dann forderten sie sie auf mit ihnen zu gehen, unter dem Vorgeben, sie seien Juden aus ihrem Geburtsort. Allein das Alles machte auf Paulinen keinen Eindruck und sie schlug es ab, mit ihnen zu gehen. Und jetzt erst begann sich die eigentliche Absicht der Juden herauszustellen. Sie erklärten ihr, sie habe den Gott der Juden verlassen und wollten wissen, warum sie das gethan. Pauline erwiderte mit Festigkeit, dem sei nicht also; „erst jetzt," erklärte sie, „habe ich den Gott meiner Vorväter recht kennen gelernt; ich glaube an ihn von ganzem Herzen. Er hat sich in Christo offenbart, der Gott und Mensch zugleich ist, und vom Himmel zu unserer Erlösung herabkam. Außer diesem sich in Christo geoffenbarten Gott giebt es keinen, bei dem das Heil zu finden wäre." — Allein die Juden wollten keine Predigt hören; sie waren in einer ganz anderen Absicht gekommen. Ihr Plan war, Pauline mit sich fortzuschleppen, was es auch immerhin kosten möge. Pauline fuhr fort in ergreifender Weise über den Rathschluß Gottes mit ihnen zu reden und hielt ihnen die Nichtigkeit ihrer Reichthümer vor, indem sie sie ermahnte, für das Heil ihrer Seelen zu sorgen. Die Juden hörten dies natürlich ohne den geringsten Eindruck an und hielten ihr vor, daß, wenn sie auf dem betretenen Wege verharre, Trübsal und Elend während ihres ganzen Lebens ihr Loos sein werde; Juden und Christen würden sie mit Verachtung betrachten, und schließlich würde sie ihr Brot betteln und am Sabbath den Christen dienen müssen, was die Juden als einen wahren Greuel betrachten. — Durch alles dies ließ sich jedoch die junge Nachfolgerin Jesu nicht irre machen. Sie erklärte mit Entschiedenheit, sie verlasse sich auf ihren Heiland; lieber wolle sie ihn haben und Mangel leiden, als eine Jüdin bleiben und in allem Glanz Aegyptens leben.

Einer der Juden war ihr Oheim, ein anderer ihr leiblicher Bruder, und diese sammt den übrigen hatten nur zu dem Zwecke die

weite Reise unternommen, um Pauline unter allen Umständen in das Haus ihrer Eltern zurückzubringen. Als sie sahen, daß ihre bisherigen Vorstellungen keinen Eindruck machten, zogen sie andere Saiten auf. Der Oheim erklärte, ihre Mutter sei nach B. gekommen, in der ausdrücklichen Absicht, ihre Tochter wieder zu sehen. In Folge des Kummers läge sie gefährlich krank und werde höchstwahrscheinlich nicht wieder aufkommen. Ihr einziger Wunsch sei nur, ihr Kind vor ihrem Sterben noch einmal zu umarmen. Allein die Frau des Kolporteurs hielt diese Behauptung für erdichtet und erklärte den Männern, das sei die bekannte Weise der Juden, wenn sie irgend einen Zweck erreichen wollten; sie wisse von vielen Beispielen, wo man lügnerisch vorgegeben habe, die Eltern liegen am Sterben, wenn man seine Absicht nicht mehr auf anderem Wege habe ausführen können. Auch Pauline versicherte, sie glaube nicht an dieses Mährchen, und fügte hinzu, wenn ihre Mutter einen so weiten Weg gekommen wäre, so würde es ihr auf die paar Schritte weiter gewiß nicht ankommen. Wenn sie aber käme, so würde es ihr große Freude machen, sie zu sehen. — „Ja, ja," sagten die Juden, „das ist's, was dich deine neue Religion lehrt, nämlich deine Eltern gering zu achten und ihnen ungehorsam zu sein." — „Nein," erwiderte Pauline, „ich liebe sie mehr denn zuvor und habe jetzt gelernt, für sie zu beten; wovon ich nichts wußte, so lange ich mich in der jüdischen Finsterniß befand." — Die Juden fuhren fort, Paulinens Empfindungen zu bearbeiten; Frau P. jedoch munterte sie immer wieder auf und versicherte sie, daß, falls sie Christum verlasse, sie keinen Segen und keine Ruhe haben würde; wenn aber der Herr ihr einziges Verlangen sei, so brauche sie sich nicht zu fürchten, denn er werde sie in seine Obhut nehmen.

Mittlerweile war Paulinens Mutter wirklich mit einigen Juden vor's Haus gekommen; sie ließen sie aber nicht in die Stube gehen, denn ihr Plan war, Paulinen die Treppe herabzulocken. Als ihnen dies aber trotz aller Ueberredungskünste nicht gelingen wollte, begannen sie, Hand anzulegen. Frau P. erklärte, daß sie augenblicklich die Polizei herbeirufen würde, fürchtete sich aber, das arme Mädchen einen Augenblick allein zu lassen. Die Juden dagegen beriefen sich darauf, daß Paulinens Mutter auf der Treppe stehe und sie zu sprechen wünsche. Sie machten nunmehr kurzen Prozeß, packten das geängstigte Mädchen, zerrten sie, weil sie sich wehrte, eine Weile hin

und her und schoben sie endlich aus der Stube hinaus. Vergeblich suchte Frau P. dazwischenzutreten; die Juden schoben sie in eine Ecke, ergriffen das halb ohnmächtige Mädchen und schleppten sie mit Gewalt herunter auf die Straße. Der Wortstreit hatte so lange gedauert, daß Paulinens Kräfte fast erschöpft waren, ein Widerstand war ihr demnach unmöglich. — Der Missionar, stets auf einen solchen Auftritt gefaßt, hatte der Frau P. früher die Weisung gegeben, wenn irgend etwas der Art vorkomme, das junge Mädchen sofort auf's Oberpolizeiamt zu schaffen und ihn dann holen zu lassen. Allein die Juden kamen dem zuvor; sobald sie einmal Pauline auf der Straße hatten, gingen sie ihren eigenen Weg und ließen sich durch nichts bewegen, eine andere Richtung einzuschlagen. Der Frau P. war's bange, sie möchte ihre junge Freundin aus dem Gesicht verlieren, und sie schloß sich deßwegen dicht an sie an, obgleich die Juden es nicht leiden wollten, daß sie neben dem armen Mädchen herging. Diese war an einem Arm von ihrer Mutter fest gehalten und am andern hatte sie die Hand eines kräftigen Juden gepackt. Dennoch gelang es der Frau P. in ihre Nähe zu kommen und sie zu fragen, ob's ihr Wille sei, mit ihrer Mutter zu gehen; „denn," fuhr sie fort, „wo nicht, so darfst du mir's nur sagen, dann hole ich die Polizei." Pauline aber, die mehr todt als lebendig war, erwiderte, sie wolle jetzt für kurze Zeit in die Wohnung ihrer Mutter gehen, um sie zufrieden zu stellen, wenn man dann versuche, sie festzuhalten, so könne man ja die Polizei kommen lassen; sie möchte aber gern einen Auflauf auf der Straße verhüten. Darauf bat sie die Frau, sie nicht zu verlassen und erklärte, keine Macht auf Erden, und wenn auch alle Juden zusammenkämen, könnte sie dahin bringen, ihren Herrn zu verleugnen.

Den ganzen Weg entlang fluchten die Juden über Frau P. und stießen sie auf die Seite, so oft sie dachten, sie sei der Pauline zu nahe gekommen. Dann und wann schrieen sie auch, Pauline habe keine eigene Ansicht und würde nie an diese Dinge geglaubt haben, wenn nicht der dumme Lehrer sie ihr in den Kopf gesetzt hätte. Sie müsse erst wieder zur Besinnung kommen, und was es auch kosten möge, sie würden ihre Taufe verhindern. Lieber sollte sie von ihren eigenen Händen sterben, sagten Einige, als getauft werden. Ihr Oheim erklärte wiederholt, er habe Pistolen bei sich, und ehe er sie

wieder fahren lasse, wolle er ihr lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, und dann sich selbst erschießen. — Endlich kamen sie in eine gewisse Straße, wo die Juden Pauline in ein Haus hineinschleppten. Frau P. ging natürlich auch mit und fand die Stube voll Juden. Weil man sie aber unter allen Umständen entfernt wissen wollte, und sie gutwillig nicht weichen wollte, stieß man sie mit Gewalt hinaus. Der Oheim erklärte wiederholt, er wolle Pauline lieber auf der Stelle um's Leben bringen, als sie wieder zu den Christen lassen. Aber das unerschrockene Mädchen blieb standhaft und erwiderte, wenn man sie auch umbringe, werde sie doch ihren Herrn nie verleugnen und ihren Glauben an Jesum nie aufgeben. „Ihr könnt jetzt," fuhr sie fort, „mit mir anfangen, was Euch beliebt; wenn Ihr aber klug seid, so laßt mich gehen, denn alle Eure Bemühungen, mich auf einen andern Sinn zu bringen, werden vergeblich sein." — „Dazu wird's nie kommen," erwiderten die Juden; „wir wollen uns lieber jedes Opfer gefallen lassen, als unsere Einwilligung dazu geben." Und als sie nun sahen, daß alle ihre Drohungen nichts fruchteten, versuchten sie es wieder mit Versprechungen. „Du bist ein junges, gutaussehendes Mädchen," sagten sie, „wir wollen dafür sorgen, daß du einen reichen Mann bekommst; dann hast du Alles, was du wünschen magst. Wenn du aber bei den Christen bleibst, dann weißt du wohl, daß du im besten Fall keine andere Aussicht hast, als in einen Dienst zu gehen." — Durch Gottes Gnade blieb Pauline fest. — Es war aber eine bittere Prüfung für sie. Sie stand allein unter allen diesen Juden, die den Frieden ihrer Seele so schwer anfochten. Ihre Aufregung war so groß, daß sie wiederholt in Ohnmacht fiel.

Unterdessen hatte Frau P. nach der Polizei geschickt; aber sonderbarer Weise war in jener großen Stadt kein einziger Polizeibeamter zu finden. Abermals probirte sie in die Stube einzudringen, wurde aber von den Juden hinausgeworfen. Sie befand sich jedenfalls in einer kritischen Stellung, denn sie mochte jenen Ort nicht gern verlassen, ohne zu wissen, was man mit Pauline vornehmen würde. Endlich aber entschloß sie sich, einen von den Missionaren herbeizuholen, die von dem ganzen Vorgang noch gar nichts wußten. Sie wohnten beinahe eine Stunde weit von dem Platz, wo alles das vorgegangen war, und man brauchte daher lange Zeit, um die nö-

thigen Vorkehrungen zu treffen. Glücklicherweise war der Missionar zu Hause; als er aber mit Frau P. an Ort und Stelle kam, fanden sie zu ihrer großen Betrübniß, daß die Juden die Gelegenheit benutzt hatten, um Pauline an einen andern Ort zu bringen. Augenblicklich begab sich der Missionar zu dem Polizeiinspektor jenes Distrikts, fand aber nur dessen Gehülfen im Büreau, welche noch dazu erklärten, es gehe sie nichts an, sondern sei Sache desjenigen Polizeiinspektors, woselbst Pauline gewohnt habe; der Missionar ging deßhalb zu dieser eine halbe Stunde weit entlegenen Behörde, wo ihm aber der betreffende Inspektor erklärte, der Gehülfe sei ganz im Irrthum, die Untersuchung gehöre durchaus in sein Ressort. Und so war es auch. Als sie wieder beim ersten Polizeibüreau ankamen, war der Inspektor gegenwärtig. Er begab sich sogleich in Begleitung des Missionars sammt einigen Polizeidienern in das Haus, wohin Pauline zuerst geschleppt worden war. Hier aber fanden sie Alles in schönster Ordnung; das Haus war gefegt und geputzt, wie wenn kein Mensch dagewesen wäre. Der Polizeiinspektor fragte, was die Juden mit dem jungen Mädchen angefangen hätten; „was können wir sagen," erwiderten die Anwesenden; „wir wissen es nicht, können auch nicht sagen, wer die Juden waren, die in unser Haus kamen." Der Polizeiinspektor ermahnte sie nochmals, ihm hierüber Geständnisse zu machen; als man ihm jedoch in unhöflicher Weise erwiderte, daß man von der ganzen Sache durchaus nichts wisse, befahl er dem ihn begleitenden Polizeisergeanten, den Mann und sein Weib zu arretiren. Dies aber wirkte, und man gestand nun, wohin das Mädchen inzwischen gebracht worden war. Der Missionar und die Polizeibeamten begaben sich sofort nach jenem Ort, fanden aber Pauline auch hier nicht mehr. Die Juden hatten sie von einem Haus ins andere geschleppt, um dadurch die Nachforschung unmöglich zu machen. Endlich kam man in das Haus eines gewissen Dr. S. Auf die Fragen, welche man an ihn richtete, wollte er nicht antworten und erklärte, das Mädchen sei von ihrem Vater mitgenommen worden, und Niemand habe ein Recht, sich darein zu legen. Als ihm jedoch der Polizeiinspektor diese Ansicht als irrig bewies und ihn an seine Pflicht erinnerte, gestand er, die Juden hätten Pauline aus der Stadt geschafft, um sie zurück zu ihren Eltern zu bringen. Trotz aller Nachforschungen fand man in dem Hause des Dr. S. von Pauline keine Spur,

und das Verhör mußte deßhalb abgebrochen werden. Später ergab sich, daß sich Pauline wirklich nicht mehr in B. befand; die Juden hatten sie aus der Stadt entfernt und waren bei ihrer Abreise so besorgt gewesen, man möchte sie auf dem Bahnhofe überfallen, daß sie nicht mit dem Bahnzuge fuhren, sondern das Mädchen in eine Kutsche gesetzt und mit ihr eine ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hatten. Erst in einer großen Entfernung von B. gingen sie auf die Eisenbahn und reisten von da ab nach dem Geburtsort des jungen Mädchens. Nunmehr war sie aber auch außerhalb des Bereichs der Polizei von B. und das Einzige, was für Pauline gethan werden konnte, war, daß man sich an den dortigen Gerichtshof wandte. Das arme Mädchen befand sich nun eben nicht in der besten Lage, so daß man lange Zeit glaubte, sie werde nicht mit dem Leben davonkommen. Ihr Vater schäumte vor Wuth und erklärte wiederholt, wenn sie auch nur den geringsten Fluchtversuch mache, werde er sie vergiften. Dies machte das arme Mädchen schüchtern, die Speisen zu sich zu nehmen, die man ihr brachte, weil sie fürchtete, es möchte Gift darin sein. In dem ganzen Orte fing man an, sich auf's lebhafteste für sie zu interessiren; von allen Seiten machte man Versuche, die Lage des armen Mädchens in Etwas zu erleichtern; der Ortsprediger, sowie der wackere Lehrer, welcher das Werkzeug ihrer Bekehrung gewesen war, ließen nichts unversucht, um eine Unterredung mit Pauline zu Stande zu bringen, aber alle Versuche blieben fruchtlos. Der Gesundheitszustand Paulinens war so heruntergekommen, daß sich die Eltern endlich genöthigt sahen, einen Arzt herbeizuziehen, und durch diesen wurde es dem Prediger und dem Lehrer möglich, etwas über Pauline zu erfahren. Sie befand sich in der schmählichsten Gefangenschaft, den Schmähreden ihrer Mutter und dem Zorn ihres Vaters ausgesetzt und dabei in einer gefährlichen Krankheit. Erst durch die Pflege des Arztes fing sich ihr Gesundheitszustand wieder zu bessern an, und die Grüße und Bestellungen ihrer Freunde, welche er ihr bei seinen Besuchen zu überbringen im Stande war, gereichten ihr nicht wenig zum Trost. — —

Nach dem Landesgesetz können Kinder, nachdem sie das vierzehnte Jahr erreicht haben, sich ihre Religion selber wählen; bis dahin aber sollen sie unter Leitung ihrer Eltern stehen. Wenn jedoch diese das Kind verhindern wollen, zu einem andern Glauben überzu-

treten, so hat der Gerichtshof die Vollmacht, das Kind unter die Aufsicht eines Pflegers zu stellen. Der wackere Prediger in R. wandte sich daher an den Gerichtshof und klagte wegen der Mißhandlung, welche Pauline von den Juden zu erfahren habe. Er drang darauf, der Gerichtshof solle sie prüfen, und wenn ihr Wunsch, eine Christin zu werden, gegründet erfunden würde, solle er sie unter seinen Schutz stellen. Nun aber legte man der Anklage des Geistlichen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg. Einer sagte, wenn der Vater sein Kind nicht freiwillig gehen lasse, so könne man nichts dagegen machen. Ein Anderer sagte, eine Person, welche ihre Religion ändert, ist zum Voraus nichts nutz, wie ja der große Haufe zu schwatzen pflegt. Die Freunde der armen Pauline aber gaben ihre Bemühungen nicht auf. Sie schrieben Briefe überall hin, wo sie Hülfe zu finden hofften, und endlich wurde durch die gütige Vermittlung eines Königlichen Geheimraths die Sache mit Ernst in die Hand genommen.

Der Oberbeamte der Stadt schickte nach der Wohnung der jüdischen Eltern, um Pauline holen zu lassen. Hätte man's aber nicht ganz geschickt angegriffen, sie würden ihrer nie habhaft geworden sein; unter starker Begleitung wurde Pauline auf's Rathhaus geführt. Die Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle unter den Juden; in großen Schaaren kamen sie auf's Rathhaus und suchten Pauline wegzukapern. Aber vergeblich; der Richter nahm sie ins Verhör und sie blieb fest im Glauben an ihren Herrn und Heiland. Hierauf versammelte sich das ganze Gericht. Die Juden wollten mit Gewalt in den Gerichtssaal eindringen, wurden aber zurückgewiesen. Niemand erhielt Eintritt, außer dem Vater und der Mutter Paulinens, dem Prediger und dem christlichen Lehrer. Hierauf wurde Pauline vor sämmtlichen Richtern abermals examinirt. Und sobald nun der Gerichtshof zu der Ueberzeugung gelangte, daß sie fest im Glauben sei, und daß ihre Eltern in ihren Uebertritt zum Christenthum nicht willigten, ihr vielmehr Hindernisse in den Weg legten, wurde ihr einer der Richter amtlich zum Pfleger bestellt. Nachdem dies im Reinen war, wurde der Beschluß gefaßt, Pauline nach B. zurückzuschicken. Auf die Frage der Richter, wer die Unkosten dieser Reise bestreiten wolle, trat der ehrwürdige Lehrer hervor und deponirte die nöthige Summe. Pauline wurde nun den Händen des

Pflegers überwiesen, der für ihre Fortschaffung nach B. sogleich die nöthigen Anstalten traf. Man ließ eine Postchaise kommen, die an der Rathhausthüre vorfuhr, und brachte das junge Mädchen mit Mühe durch das Gedränge in die Postkutsche. Die Juden waren aber ihrerseits nicht müßig; sie brachten bald heraus, wohin man Pauline zu bringen gedachte. Sie entwarfen nun einen Plan, um die Absichten der Justiz zu vereiteln; es gab zwei Wege zur nächsten Eisenbahnstation, und es fragte sich, welchen von den beiden die Postchaise einschlagen würde. In dieser Ungewißheit bestellten sie zwei Wagen und fuhren auf beiden Wegen hinaus, in der Hoffnung, das junge Mädchen abzufangen. Der Wagen, mit welchem Pauline fuhr, war aber nicht ohne Bedeckung, ein Polizeibeamter setzte sich außen auf die Postchaise, und endlich fuhr sie ab, begleitet von den Gebeten derer, die den Herrn Jesum liebten, andrerseits aber auch begleitet von den Flüchen der Juden. Der Postillon erhielt Befehl, schnell zu fahren. Als sie auf die erste Station kamen, waren die Juden bereits da und erwarteten sie. Der Polizeibeamte aber erklärte ihnen, daß sie dort nichts zu schaffen hätten. — Sie wollten blos mit Pauline sprechen, war die Antwort. — „Nein," entgegnete der Beamte, „ich werde Niemandem erlauben, mit dem jungen Mädchen zu sprechen, und ich habe strengen Befehl, Euch zu arretiren, wenn Ihr nur die geringste Widersetzlichkeit zeigt." — Unterdessen waren frische Pferde angespannt; man fuhr weiter, und die Juden merkten bald, daß alle ihre Bemühungen vergeblich sein würden. Nur Einer folgte noch bis auf die Eisenbahnstation, um die weiteren Schritte beobachten zu können. Pauline setzte sich mit dem Polizeibeamten in den Waggon, und sie fuhren die Nacht hindurch nach B. Am folgenden Morgen hatten die Missionare die Freude, sie wieder zu begrüßen. Sie war wirklich durch eine schwere Prüfung gegangen; aber Gott hatte es gut mit ihr gemeint. Es war jetzt Allen offenbar, daß die Liebe Christi ihr Herz erfüllte.

Der Missionar schlug der Pauline vor, sie noch am Abend desselben Tages zu taufen, womit sie freudig einverstanden war. Seine Gründe dafür waren folgende: sie hatte ihren Glauben an Jesum und ihre Reife zur Taufe hinlänglich bewährt; sodann hatte er Ursache zu fürchten, die Juden würden nicht ruhen, sondern sie abermals wegzukapern versuchen, was man, wenn sie einmal getauft war, nicht

besorgen durfte. Ueberdies wünschte er auch, der Polizeibeamte möchte bei der Taufhandlung zugegen sein, um den Juden sagen zu können, er habe sie mit eigenen Augen taufen sehen. —

Die Taufhandlung war sehr feierlich, so daß sogar der Polizeibeamte sich der Thränen nicht erwehren konnte. Unter den Juden in R. aber entstand ein großer Aufruhr und Unwille; sie verbanden sich mit einem Eid, eine solche Schmach nicht auf ihrer Religion liegen zu lassen und schrieben an den Missionar, er könne sich versichert halten, daß sie die Sache nicht ruhen lassen würden. Der Missionar sorgte deßhalb alsbald für Paulinens Aufnahme in das Diakonissenin stitut, nach welchem sie sich so lange gesehnt hatte. Sie hatte noch viele Prüfungen durchzumachen, denn ihre Verwandten gaben sich alle Mühe, sie in ihre Gewalt zu bekommen, aber bis jetzt vergeblich.*) Pauline fühlt sich glücklich in ihrem jetzigen Beruf, wächst in der Gnade und Erkenntniß ihres Heilands und bekennt nun freudigen Herzens:

Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält:
Wo anders, als in Jesu Wunden?
Da lag er vor der Zeit der Welt;
Den Grund, der unbeweglich steht,
Wenn Erd' und Himmel untergeht.

Bei diesem Grunde will ich bleiben,
So lange mich die Erde trägt.
Das will ich denken, thun und treiben,
So lange sich ein Glied bewegt.
So sing ich einstens hocherfreut:
O Abgrund der Barmherzigkeit!

(J. A. Rothe.)

---

*) Dr. Barth, Calwer Missionsblatt. Calw 1858. p. 71.

Abordnungsfeierlichkeit Goßner'scher Missionare.

In der Matthäikirche zu Berlin am 18. Januar 1861.

Jesus trat zu seinen Jüngern und sprach: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe. Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. Matth. 28, 18—20.

Als ich ein Kind war, dachte ich, Alles, was mich bewegte, müßte alle anderen Menschen auch bewegen, all' mein Wohl und Wehe müßte von der ganzen Welt getheilt werden; als ich vom Herrn Jesu hörte und von Seiner Liebe, da glaubte ich, alle Menschen müßten Ihn wieder lieben, was für Ihn, für Sein Reich hier gethan würde, das müßte jedes Herz bewegen, jede Hand müßte sich ausstrecken zu helfen, es müßte das Eine selige Geschäft aller Menschen sein, Ihm zu dienen. O Irrthum über Irrthum! — Jetzt schickte eine Anzahl Missionare sich an, nach dem fernen Indien zu gehen, gehorsam dem Befehl des Herrn, Seinen Namen zu verkündigen, — aber ich suchte vergebens nach einer Missionsgemeinde, wie etwa die in Hermannsburg, die sie liebend, fürsorgend und betend umgab. Die Welt ging ihren gewöhnlichen Gang fort, was kümmert sie sich um Dinge, die göttlichen Ursprungs sind und göttlichen Zweck haben! Nur eine kleine Zahl Freunde war es, die um die Boten standen, aber wer Glaubensaugen hatte, der sah doch eine große Schaar „Wagen Israels und seine Reuter", der konnte doch jubeln: „derer, die mit uns, sind mehr, denn derer, die wider uns sind." Aber im Missionshause war ein reges Treiben, da wohnten ja die lieben Missionsgeschwister, die vor sieben Monaten nach Europa gekommen, um ihre Kinder zu bringen, um ihre Gesundheit zu stärken, die Brüder Brandt und Batsch, es wohnten da die beiden jungen Männer, welche mit hinaus ziehen wollten in den heiligen Streit und in den letzten Tagen kamen auch die beiden Bräute, welche dem Herrn das Jawort gegeben hatten, als Er sie fragte: Wollt ihr Mir dienen unter den Heiden? Wollt ihr es wagen, an der Seite eines Mannes, den ihr nicht kennt, den ihr nicht erwählt habt, den aber Ich für euch bestimmt habe, als Gehülfinnen zu arbeiten?

Nun schickten sie sich Alle zur Reise an; da wurde gearbeitet und gepackt, manch Geschenk aus lieben Christenhänden durften sie mit-

nehmen, eine Abendmahlskanne, mehrere Decken, die die Altäre in den neuerbauten Kirchen schmücken sollten, eine darunter mit silbernem Kreuze, einen silbernen Abendmahlskelch und eine kleine arme Dorfgemeinde schickte zwei schöne Altarleuchter nebst Kerzen.

Freitag den 18. Januar, Nachmittags 5 Uhr, wanderte endlich die kleine Schaar nach der hellerleuchteten Matthäi-Kirche, wo sie an heiliger Stätte gesegnet und abgeordnet werden sollten. Kalt und dunkel war es draußen, aber warm und licht ward es in den Herzen der Missionsfreunde, als sie die zahlreich versammelte Menge erblickten; wahrlich der schönste Schmuck einer Kirche sind Menschen! Vor dem Altar standen acht Stühle, da saßen die lieben Missionsgeschwister, ihnen zunächst ihre Väter, ihre Kinder, ihre Anverwandten und der Vorstand der Mission, und nun ward es stille in der Kirche, stille in den Herzen. Der Herr war in Seinem heiligen Tempel. Jetzt rauschten die mächtigen Klänge der Orgel durch die Kirche und zogen die Seelen in die Höhe. Ach, bleib mit Deiner Gnade! Ach, bleib mit Deinem Worte! Ach, bleib mit Deinem Glanze! Ach, bleib mit Deinem Segen! Ach, bleib mit Deinem Schutze! Ach, bleib mit Deiner Treue bei uns Du Herr und Gott! das waren die Bitten, die von Allen zum Thron der Herrn aufgeschickt wurden. Dann trat Missionar Batsch auf die Kanzel und gab in gedrängter Rede, wie es die Kürze der Zeit erforderte, einen Abriß der Coles-Mission, welchen wir hier folgen lassen:

„— Es ist eine besondere, hochwichtige und heilige Veranlassung, welche uns Alle heut Abend hier zusammengeführt hat. Zwei Missionsfamilien, die auf kurze Zeit ihr Arbeitsfeld unter den Coles in Ostindien verlassen hatten, um in der Heimath ihre geschwächte Gesundheit wieder herzustellen und ihre Kinder zur Erziehung hierher zu bringen, wollen nun wiederum von den Freunden der Mission Abschied nehmen und zu ihrem zweiten Ausgange in die Heidenwelt sich hier an heiliger Stätte den Segen des Herrn Jesu erflehen. Sodann sehet ihr vor euch zwei junge Männer und zwei Jungfrauen, deren Herzen der Herr gelenkt und willig gemacht hat, ihm zu dienen unter den Heiden. Sie sollen heut zu ihrem schweren Vorhaben eingesegnet und abgeordnet werden und mit uns in diesen Tagen nach Indien abreisen.

Es war am 8. Juli des Jahres 1844, daß die Missionsgemeinde

des Vaters Goßner sich in der Böhmischen Kirche zu ähnlichem Zwecke versammelt hatte. Vier Brüder wurden als Boten und Zeugen Christi eingesegnet und abgeordnet. Einer von ihnen ist nun schon längst daheim beim Herrn; ein anderer steht noch jetzt in Chota-Nagpore in gesegneter Thätigkeit in dem Felde, dem auch wir wiederum zueilen. Unser Abschiedswort von der Gemeinde war damals: „die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten". Das sei auch heute unsere Losung; denn dieses Wort hat sich an uns durch und durch erfüllt. Unsere Arbeit war und ist ein Säen mit Thränen und gelobet sei der Herr, auch ein Ernten mit Freuden. Möge es so bleiben, wenn nur Frucht geschafft wird.

Wir waren nicht für Chota-Nagpore, nicht für die Coles bestimmt; denn wer wußte im Jahre 1844 etwas von Chota-Nagpore oder von den Coles. Nach Birmah sollten wir gehen oder nach Tibet. Der Herr brachte uns selbst auf wunderbare Weise nach Chota-Nagpore, einem Hochlande, 50 deutsche Meilen westlich von Kalcutta zu dem armen, in Teufelsdienst versunkenen Bergvolke der Coles. Bis zum Jahre 1850 blieben wir fast ganz ohne Frucht, obgleich uns Geschwister nachgeschickt worden waren; wir hatten viel zu kämpfen mit den Vorurtheilen des Volkes, viel zu thun mit unsern äußern Verhältnissen, mit Bauten und häuslichen Einrichtungen; viel mit Krankheiten und anderen Trübsalen; es wurde viel zum Herrn geschrieen und gebetet; aber die Coles blieben stumpf und kalt gegen das Evangelium. Einer nach dem Andern sank von den Unsrigen ins Grab; bald hatten wir fünf Brüder und eine Schwester durch den Tod verloren; wir wurden verlacht, verhöhnt, verspottet und verloren fast allen Muth, weiter an diesem stumpfsinnigen Volke zu arbeiten und hätten lieber ein anderes Arbeitsfeld gesucht. Da trat der Herr dazwischen, und wie Er uns ohne unser Wünschen zu den Coles gebracht hatte, so erhielt er uns denselben gegen unseren Willen. Er befahl uns durch den Mund seines Dieners Goßner zu bleiben. Es wurde uns auch die tröstliche Versicherung gegeben, daß in Berlin fleißig für uns gebetet werden solle. Und wir haben erfahren, daß die Bethlehemsgemeinde und Vater Goßner treulich Wort gehalten.

Die Coles fingen an sich zu regen, sie fingen an nach dem Wege des Heils zu fragen. In Schaaren kamen sie Tag für Tag vom

Morgen bis zum Abend, und des Forschens war kein Ende. Am 9. Juni 1850 wurden 4 Erwachsene und 9 Kinder getauft und der Betsaal war überfüllt von solchen, die nach der Taufe verlangten. Obgleich auch äußere Trübsal mancher Art uns noch oft traf und wir durch größere Schwierigkeiten zu gehen hatten als je, konnten wir jetzt doch danken und preisen aus vollem Herzen; denn auf die Thränensaat folgte nun die Freudenernte. Wir nannten unsere Missionsstation Bethesda und am 18. November 1851 legten wir den Grundstein zur Kirche. Sie war bei ihrer Einweihung zu Weihnachten 1855 übervoll. Die Erweckungen breiteten sich mehr und mehr durchs Land aus, so daß wir bis zum Jahr 1857 gegen 3000 Seelen zählten, die zu uns hielten, von denen über 1100 getauft waren. Da traf uns der gewaltige Aufruhr, der ganz Ostindien erschütterte. Was wir da litten, durch welche Angst und Noth und Lebensgefahr wir sammt unseren eingebornen Gemeinden zu gehen hatten, davon kann ich jetzt nicht erzählen; aber der Herr war in allen Leiden mit uns, und obgleich wir oft seine Hand nicht zu fühlen meinten, hielt sie uns doch fest. Durch alle Gefahren hat uns der treue Herr geführt, das Verwüstete wiederum gebaut, die Zerstreuten gesammelt, die Niedergebeugten getröstet und das Werk von Neuem so befestigt, daß es herrlicher dasteht als vorher. In mehr als 900 von 4500 Dörfern der Chota-Nagpore-Provinz haben wir Erweckte. Gegen zwanzigtausend Seelen halten sich jetzt zu uns, ja über die Grenzen von Chota-Nagpore hinaus treibt der Herr selbst sein Werk und führt uns Heilsbegierige zu.

Gegen 2000 sind bis jetzt getauft worden und wir könnten Schaaren taufen, hätten wir's uns nicht zur Pflicht gemacht, alle Taufkandidaten einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Es wird Niemand getauft, der nicht eine bestimmte Zeit vor der Gemeinde und unter der Hut der Aeltesten gestanden hat. Noch den letzten Sonntag vor meiner Abreise taufte ich auf einmal 113 Personen, von denen die Meisten über zwei Jahre in Verbindung mit uns gestanden haben. — So scheint es, als wolle der Herr dieses Volk der Coles schnell in seine Kirche sammeln. Unsere Aufgabe ist, auf seine Winke zu merken. Uns und den Gemeinden hier im Vaterlande hat Er dieses Werk überwiesen. Wir bedürfen eurer Hülfe und eurer Fürbitte: — Eurer Hülfe, daß viele tüchtige, fromme Brüder, die

vom Herrn selbst den Ruf zum Missionsdienst erhalten haben, ausgesendet werden zur Anlegung und Unterhaltung von neuen Missionsstationen, zur Begründung eines Seminars für eingeborne Lehrer und Prediger, in welches wir bis gegen 60 Jünglinge aufnehmen können, um sie für des Herrn Dienst an den Gemeinden zu erziehen. Der Herr selbst hat das Seine dazu gethan: die Seelen erweckt, die Seinem Dienst sich weihen wollen; nun müssen wir thun, was wir zu thun vermögen und zu thun schuldig sind. 400000 Ziegel sind schon gebrannt, Steine in Menge gesprengt und herangefahren, 250 Balken liegen bereit und über 700 Centner Gyps ebenfalls. Wer will uns nun helfen in dieser heiligen wichtigen Sache beim Bau und Unterhalt dieses Seminars? Wir können nur dann die Kirche als fest begründet unter den Coles ansehen, wenn Lehrer und Prediger aus dem Volk selbst den einzelnen Gemeinden vorstehen und sie mit dem Worte des Lebens und den heiligen Sakramenten versorgen. Das konnte bis jetzt nicht geschehen, daß es aber geschehen möge, ist unsere Bitte und unser Sehnen. — Wer hilft unserer Mission in dieser wichtigen Sache? Ihr müßt uns helfen um des Herrn Jesu willen, sonst nimmt Er den Segen weg, den Er euch in diesem Werke unter den Coles geben will. Aber wir bedürfen nicht nur eurer Hülfe an materiellen Mitteln, wir bedürfen eurer Fürbitte, eures aufrichtigen und anhaltenden Gebetes. O ihr lieben Missionsfreunde, wo ist euer Eifer für unsere Mission? Wie viele Leser unserer Missionsschrift giebt es in dieser großen Stadt? Ach gar wenige, die lebendigen Antheil an dem Ergehen unserer Mission in Indien nehmen; kaum zwanzig Personen in den Missionsstunden, wenn für die Mission gebetet wird. Es giebt Provinzialstädte und Dorfgemeinden, in denen hundertmal mehr Beter die Missionsstunden besuchen als hier in Berlin, in dem eine halbe Million Menschen beisammen wohnen. Fast zögere ich, euch um eure Fürbitte anzusprechen: denn wo Missionsstunden nicht besucht werden, wie können wir da Fürbitte erwarten, deren wir so sehr bedürfen? Betet ihr Lieben, die ihr wißt, was es heißt, für die Mission beten, für die Coles. Betet, daß der Herr uns gebe die Fülle Seines Geistes, daß Er uns segne mit Kraft aus der Höhe, daß Er uns behüte vor Unfall, Gefahr, Krankheit und vor aller Trübsal, die Sein Werk hindern könne. Betet, daß der Herr uns behüte vor Sünde und Schande,

vor Fall und Abfall; denn wir sind nichts als elende arme Sünder, die nur fest stehen können durch die Gnade des Herrn Jesu. Betet für uns älterere Missionsfamilien, die wir zum zweitenmal das Vaterland verlassen, um dem Herrn zu folgen, der uns zieht und treibt. Wir lassen das Liebste hier, was wir haben, unsere Kindlein, die wir wohl in diesem Leben nicht wieder sehen werden. Unsere Sorge für sie liegt auf dem Herrn, Er wolle in Gnaden Alles mit ihnen wohl machen. Gedenket, wenn ihr könnt, auch unserer Kindlein. — Betet für die jungen Missionsgeschwister, die heut zu ihrem hochheiligen Beruf eingesegnet werden. Sie kennen nicht die Gefahren für Leib und Seele, die ihrer warten. Betet, daß der Herr sie trage, segne, hebe, tröste und fülle mit Seinem heiligen Geiste. Daß er sie bewahre in Seinem heiligen Werke. Sie verlassen Eltern, Geschwister, Vaterland, Alles, was ihnen lieb und werth ist und ziehen um des Herrn willen in die Heidenwelt, wo Niemand sie kennt und liebt. So nehme ich denn von Euch Abschied im Namen des Herrn Jesu Christi, Er sei mit Euch, segne Euch immerdar! Amen.

— Kaum war das Amen verklungen, da fiel die Gemeinde mit dem Gesange: „Wach auf du Geist der ersten Zeugen“ ein, und dann betrat Missionar Brandt die Kanzel und sprach in klarer, herzlicher und eindringlicher Weise von den Pflichten derer, welche ausgesandt werden, das Evangelium zu predigen, aber auch von den Pflichten derer, welche Boten aussenden. Er sprach über den Text Jesajas 62. V. 10 bis 12: „Gehet hin, gehet hin durch die Thore, bereitet dem Volk den Weg; machet Bahn, machet Bahn, räumet die Steine auf; werfet ein Panier auf über die Völker. Siehe, der Herr läßt sich hören, bis an der Welt Ende. Saget der Tochter Zion: Siehe, dein Heil kommt; siehe, sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung ist vor ihm. Man wird sie nennen das heilige Volk, die Erlöseten des Herrn, und dich wird man heißen die besuchte und unverlassene Stadt.“

Von dem soeben verlesenen Worte Gottes — begann Missionar Brandt — ist mir ein Wort ganz besonders auf das Herz gefallen, und ich frage, ob's bei euch nicht auch so gewesen ist? Ich meine das Wort, das wiederholte Wort: Gehet hin, gehet hin durch die Thore; machet Bahn, machet Bahn. Dies ist ein Wort von großer Wichtigkeit. Warum? — Der Befehl zur Mission, zur Ausbreitung des Reiches Gottes geht aus ihm hervor. Und der Befehl zur Mission ge-

hört mit zu den letzten Vermächtnissen, welche uns unser Herr Jesus Christus hinterließ, ehe er von dieser Welt in die Herrlichkeit seines Vaters zurückging. „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe;" diese Worte stehen am Schluß des Evangelii. Die Ausbreitung des Reiches Gottes auf der ganzen Erde wurde angebahnt im Alten und soll ausgeführt werden im Neuen Testament. Sie ist sowohl die Pflicht der Kirche Christi als auch jedes einzelnen Christen. Aber wer glaubt es? Häufig ist man dem Willen Gottes noch so entfremdet, daß, obgleich man betet: „Dein Reich komme," man diejenigen eines gröblichen Irrthums beschuldigt, welche sich anschicken, die Botschaft des Heilandes auszurichten. Ich rede aus Erfahrung. Denn als das Feuer der Liebe mein Herz gewonnen hatte, da stellten sich auch Hindernisse in den Weg, und daß ich mich leider von denselben noch lange hinhalten ließ, ehe ich ging, hat mir später viele Schmerzen gemacht, und ich bereue es noch heute. Doch ich preise den Herrn, daß Er nicht müde wurde, mich wieder und wieder zu überzeugen.*)

---

*) Missionar Brandt theilt hierüber folgendes ergreifende Ereigniß aus seinem Leben mit: „In Hohenfinow, woselbst ich Lehrer war, wohnte ein Mann, Namens Schulz. Dieser besaß eine tiefe Erkenntniß von Gott und Seinem Worte und war sehr erfahren in den Wegen Gottes. Da ich schon überall Widerspruch erfahren hatte und mir auch von ihm zu Ohren gekommen war, daß er sich über mein Vorhaben, zu den Heiden zu gehen, unzufrieden geäußert, nahm ich mir endlich vor, mich mit ihm darüber gründlich zu besprechen und diese Unterredung sollte den Ausschlag geben — entweder zum Gehen oder zum Hierbleiben. Ich hatte hierzu einen Tag bestimmt. Allein am vorhergehenden Tage trat Schulz einen Weg nach Oderberg an und aus unserer Unterredung wurde deshalb nichts. Es war gerade Winter; die Oder war mit Eis belegt, und da der Weg über dasselbe schneller zum Ziele geführt haben würde, so wählte Schulz den kürzeren Weg über's Eis. Aber er brach ein und ertrank. Nun stand ich wie ein Verlassner da. Ich fiel auf mein Angesicht vor dem Herrn, klagte ihm meinen Jammerzustand und fragte ihn, warum mein Herz doch so unentschieden sei. Und er antwortete mir mit einer den Blitz übertreffenden Klarheit: Warum gingst du nicht, als ich dich rief? Das war mir genügend; ich dankte ihm und ging und freute mich, daß ich noch gehen durfte. — Aber noch ein Hinderniß war zu beseitigen. Ich mußte nämlich dem Patron meinen Abgang anzeigen. Statt aller Entgegnungen, die er sonst vorbrachte, sagte er jetzt kurz: „Wollen wir mal das Loos fragen über

Wenn nun aber auch dem Missionar in Bezug auf seine Sendung überhaupt nicht von allen Seiten Hindernisse in den Weg gelegt werden, so sind die Urtheile und Ansichten über seine Stellung zur aussendenden Gemeinde oder Gesellschaft doch in vielen Fällen so verkehrt, daß ich diesen Punkt einer Beachtung nicht für unwerth halte. Es ist wahr, wir fühlen uns tiefbeschämt, wenn man uns in Hinsicht unserer äußeren Verhältnisse und Abhängigkeit zur Gesellschaft auf das Beispiel der Apostel hinweist. Die Andeutung „auf den Apostelfuß gestellt werden zu müssen", demüthigt uns recht sehr. Aber in Bezug hierauf muß ich mir eine Bemerkung erlauben. Gewöhnlich wird unter der Stellung eines Missionars nach dem Beispiele der Apostel verstanden, daß er sich nach Berufung durch den Geist Gottes alles irdischen Besitzes gänzlich entledige. Aber das ist erst die Hälfte der Sache: Daß die Gemeinde ihr Theil auch dazu thun muß, übersieht man heutzutage. Und welches ist dieses? Das Beispiel der ersten Christen weist's nach. Von ihnen steht geschrieben: „Wie viele ihrer Aecker oder Häuser hatten, verkauften dieselben und brachten das Geld des verkauften Gutes und legten es zu der Apostel Füßen". Wo sind jetzt solche Beispiele? Wer verkauft seine Aecker und Häuser, um die Noth Andrer zu stillen? Um das Werk des Herrn damit zu fördern? Gott sei Dank, es geschieht noch; aber geschieht es unter euch? Siehe, darum ruft der Herr euch heute zu, wie einst dem reichen Jüngling: Gehe hin, verkaufe, was du hast, und gieb das Geld den Armen, den zwei- und dreifach armen Coles, welche durch ihre vieljährige Verfolgung viel und durch den Aufruhr Alles verloren haben, und jetzt im Gefühl von ihrer Sündennoth und vom Teufelsdienst geknechtet euch zurufen: Kommt herüber und helft uns! Darum und nachdem Ihr nun einen Ueberblick über das Werk gewonnen habt, schlagt nicht den Priester- und Levitengang, sondern den des barmherzigen Samariters ein. Geht gerade auf die, in der Gewalt

---

Ihr Vorhaben?" Ich antwortete: Ja, wenn der Herr redet, so wollen wir hören. Hierauf mußte ich ziehen und wie lautete der Spruch? Jer. 1, 17. 18. steht er geschrieben: So begürte nun deine Lenden und mache dich auf; und predige ihnen Alles, was ich dir heiße. Fürchte dich nicht vor ihnen, als sollt ich dich abschrecken. Denn ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer machen. Mein Patron schwieg und ich schwieg, denn wir beide hörten, was der Herr redete."

des alten Erzfeindes und seiner Knechte stehenden und dazu in der Gefahr des ewigen Todes sterbenden Coles, verbindet ihnen die Wunden durch Zusendung des Wortes Gottes, zieht heraus eure Groschen und Thaler und gebt eure Zusicherung, ferner Alles zu thun, was Noth sein wird. Gehet hin, gehet hin durch die Thore, verkaufet Haus und Hof und bringt das Geld, es ist nicht euer, es gehört zu der Apostel Füßen. Strebt ihr, von eurem Kapital reiche Zinsen zu erhalten? Wer kann wohl reichere Zinsen geben, als der Herr unser Gott! Darum leiht ihm! Und bis ihr es nicht thut, ist all euer Reden von Mission nur ein Geschwätz, wobei es von euch heißen muß, wie geschrieben steht: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir.“ Denn auch das Herz will der Herr haben — und damit kommen wir auf den zweiten Punkt, welcher gerade die Hauptsache ist, nämlich auf das Gebet, welches aus dem Herzen kommt, und ohne welches es bei manchen Gaben wohl heißen möchte: „Daß du verdammet werdest mit deinem Gelde!“ Im Beten sind die ersten Christen wieder ein Beispiel. Sie trugen die Apostel auf den Händen ihrer Gebete. Und wie mächtig wirkten sie? Lagen die Apostel in Ketten und Banden, die Gemeinde betete sie frei — und fröhlich, daß sie ermuthigt wurden, zu sagen: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben.“ Soll der Missionar siegen, so muß er gleich Mose einen Aron und Hur zur Seite haben, d. h. er muß vom Geistlichen und seiner Gemeinde im Gebet und Flehen unterstützt werden. Und nun ist die Frage: Wie hast du dich der Mission angenommen? Uebst du deine Pflicht gegen sie treulich, liebreich? Freust du dich ihrer fröhlich dankend? Noch ist hiervon keine Spur vorhanden. Die unbesetzten Plätze und die leeren Bänke in den monatlichen Missionsstunden, wo es gilt für Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden betende Herzen und helfende Hände zu vereinigen, zeugen von deiner Lauigkeit. Aber du entschuldigst dich und sprichst: „Ich gehöre zum Gustav-Adolf-Verein oder zur innern Mission, kann mich um keine andre mehr bekümmern.“ Ich bitte dich, sprich nicht so; denn das wäre ebenso, als wenn eine Mutter sagen wollte: Weil ich mich nun selbst bekleiden, selbst verpflegen, selbst versorgen muß, kann ich mich um mein Kind nicht bekümmern. Läßt sich das wohl hören? Der Herr sagt: Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen?

Und die heimathliche Gemeinde ist ja die Mutter jener kleinen Christengemeinde unter den Coles. Kann und darf sie wohl nun ihres Kindleins vergessen? Du entschuldigst dich und sagst: „Ja es giebt schon die Berliner Mission, die Hermannsburger, die Barmer, die Leipziger u. s. w., welche das ganze Land wie mit einem Netze überzogen haben, daß für die Goßnersche Mission weder Platz noch Recht bleibt.“ Aber sprich nicht so, denn das wäre ebenso, als wenn eine Mutter sagen wollte, weil ich schon vier Kinder habe, kann ich mich um das fünfte oder sechste nicht mehr bekümmern. Läßt sich das wohl hören? Das wäre ja eine gottlose Entschuldigung. Sollte der Herr bei steigender Kinderzahl nicht auch die Mittel steigern können? Wohl! Siehe das Haus des alten Jakob! Der Herr hatte ihm zehn Söhne geschenkt, darunter waren rechte Buben die dem Vater groß Herzeleid machten. Und nun schenkte ihm noch der Herr den elften Sohn. Wurde der Vater da unwillig? Sagte er: Aber ich habe schon zehn Söhne, die mir Kopfbrechens genug machen und mein ganzes Erbe wie mit einem Netze überzogen haben; kann mich um den elften nicht mehr bekümmern? Nein, das sagte er nicht und so dachte er auch nicht. Er war vielmehr so erfreut über ihn, daß er ihm aus lauter Dankbarkeit einen bunten Rock machen ließ. Darauf schenkte ihm der Herr noch einen Sohn, so daß das Dutzend voll ward. Aber für diesen waren wohl keine Mittel mehr vorhanden, der mußte wohl jämmerlich umkommen? Nein, das geschah nicht, der bekam seinen Rock ebenso gut wie die Andern und später, beim Joseph, bekam er noch fünfmal mehr als die Uebrigen. Seht, so geht's bei steigender Kinderzahl. Darum entfalle Niemandem das Herz, wenn die Missionsgesellschaften sich heutzutage mehren. Es ist der Unglaube, welcher sich darüber ärgert, daß es außer so vielen andern auch noch gar die Goßnersche Mission giebt. Der Glaube freut sich schon der Zeit, wo jegliche Gemeinde eine Missionsgesellschaft werden wird. Nun müßt ihr aber nicht glauben, als wenn ich mit der Erwähnung von Jakobs Geschichte auf einen bunten Rock oder ein Fünffaches bei euch Anspruch machen wollte. Nein. Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm. Aber wenn der Herr es von euch verlangt, der Herr Jesus, der Sein Blut und Sein Leben für uns dahingegeben hat; wenn Er es von euch für Sein Werk bittet — dann, Geliebte, karget nicht. Und heute, so ihr seine Stimme hö-

ret, verstocket eure Herzen nicht. Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch. So stehet geschrieben.

Der Herr aber gieße aus in unser aller Herzen den Geist der Gnade und des Gebets, mit Bitten und Flehen um das Kommen Seines Reiches anzuhalten, damit Sein Wille geschehe hier auf Erden, wie im Himmel. Amen!

— Und nun ertönte vom Altar die klare Stimme des Herrn Pastor Prochnow, der Bericht über die Thätigkeit des Goßner'schen Missions-Vereins zu geben hatte. Sein Herz war wohl von allen Anwesenden, die Missionsgeschwister ausgenommen, am meisten bewegt; ihm ist ja diese heilige Sache auf das Herz gelegt, er hatte die beiden jungen Brüder, die heute abgeordnet werden sollten, seit $1^1/_2$ Jahren in seinem Hause gehabt, hatte sie unterrichtet, mit ihnen gearbeitet, mit ihnen gebetet. Er, der selbst viele Jahre unter den Heiden gedient, weiß wohl, wie Noth Hülfe thut; es ist natürlich, daß er vor vielen Andern sich sehnt, daß endlich, endlich die heilige Mission nicht mehr Sache einzelner Personen, sondern Aufgabe, Lebensaufgabe für das ganze Christenvolk werde. Leider kann ich, da er frei sprach, seine Predigt nur mangelhaft wiedergeben, wie ich sie mehrere Tage später aus der Erinnerung nachgeschrieben, — es sind eben nur die kahlen Zweige eines Baumes, der Leser Liebe mag sie grün und lebendig machen. —

„— Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Dies ist ein wunderbar schönes Wort, welches der zwölfjährige Jesus sprach. Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? — Was ist denn Gottes, des Vaters? Sein Tempel, Seine Kirche, das Kommen Seines Reiches, Sein Wille, Seine Ehre, die Verkündigung Seines Namens. Nun aber sollen wir, Geliebte, an unser Herz schlagen und uns ernstlich prüfen, ob wir dies Jesuswort zu unserem eigenen machen können? Müssen wir auch sein, in dem, was unseres Vaters ist? Jedes Herz, jeder Mensch sucht Etwas, worin er leben und weben, worin er Freude, Friede und Genügen findet — wo, wo suchen wir denn unsere Sehnsucht zu stillen? An welchem Ort sind wir heimisch? Ist's unser innigstes Bestreben, unser dringendstes Gebet, in dem erfunden zu werden, was unseres Vaters ist? Suchen wir Seinen Namen herrlich zu machen, Seine Ehre zu mehren, Seinen Willen zu erfüllen, Sein Reich auszubreiten,

Sein Kommen herbeizuziehen? Wie stehen wir besonders zu seinem herrlichsten und wichtigsten Werke, das er uns befohlen hat auszurichten, — zum Missionswerke? Heißt es da von uns, ich kann nicht anders, ich muß helfen, ich muß beten und opfern, das Sein Name den Heiden gepredigt werde, ich muß sein, in dem, das meines Vaters ist? Wir können wohl dies Jesuswort heute an die Spitze stellen, wo wiederum eine Schaar Zeugen abgeordnet werden soll, draußen den Namen des Herrn zu verkündigen, und wo wir zugleich das 24. Jahresfest unseres Missions-Vereins feiern.

Seit 23 Jahren besteht dieser Missionsverein, begründet von einem hochbejahrten, ehrwürdigen Prediger, den erst vor wenigen Jahren heimgegangenen Goßner. Wenige in dieser großen Stadt haben ihn näher gekannt, Wenige von seinen Missionsarbeiten gehört, denn er hat in der Stille gearbeitet. In der Stille, unscheinbar, arm, klein, verachtet, senfkornartig fing das Werk an, das nun zum mächtigen Baum geworden, dessen Blätter Vielen kühlenden Schatten geben, an dessen Blüthen sich Viele freuen, und dessen Früchte zur Gesundheit der Heiden dienen. In der Stille fing das Werk an, in der Stille ging es fort und wurde stark, denn es stehet geschrieben: „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein.“ Aber es steht auch wiederum geschrieben: „Du sollst den Namen und die Thaten des Herrn verkündigen in der Gemeinde und Seine großen Wunder preisen, die Er thut.“ Darum laßt uns zur Ehre des Herrn seine Wege näher beschauen.

Im Jahr 1836 kamen zu Goßner, der, früher Katholik, laut den Namen des Herrn verkündet hatte, um des Zeugnisses Christi willen, von einem Lande in's andere gejagt worden war und endlich einen Ruheplatz hier in Berlin gefunden hatte, mehrere junge Leute, geringe Handwerker, Schuster, Schneider, Tischler, die waren erfüllt von der brennenden Liebe Christi und fühlten einen unwiderstehlichen Drang, hinauszugehen zu den Heiden, um ihnen den Namen des Herrn zu verkündigen. Sie kamen zu Goßner und baten ihn, ihnen dazu zu verhelfen. Goßner antwortete: „Kinder, ich bin alt und schwach, habe weder Mittel noch Kenntnisse dazu, kenne weder Weg noch Thür, was wollt Ihr unter den Heiden machen? bleibt zurück, die Sache kann nicht gehen.“ Aber die Handwerker antworteten: „Ist unser Trieb aus Gott, so wird Er helfen,

wird Wege weisen und Thüren öffnen; ist er nicht aus Gott — nun, Ihr Gebet und Ihre Schriftauslegung kann uns nicht schaden." — Ich studirte damals hier in Berlin, war mit Goßner bekannt geworden; da bat er mich eines Tages, ich möchte ihm doch helfen, diese Leute zu unterrichten; ich that es mit Freuden, aber wie mußte ich mich schämen vor der Liebe, vor dem glühenden Eifer, der im Herzen dieser Handwerker brannte. So wurde ich hineingeworfen und hineingezogen in's Missionsleben, und da wurde mir diese heilige Sache zu mächtig, ich konnte nicht anders, nach einigen Jahren mußte ich auch mit hinausgehen. Goßner hat von seinem 65. bis 85. Lebensjahre 140 Missionare, darunter 60 verheirathete, also an 200 Personen ausgesandt, nach allen Welttheilen, nach Nord und Süd, nach Ost und West. Seine Missionare stehen noch überall in dem Felde und an uns ist es nun, die Arbeit dieses gesegneten Mannes fortzuführen, Hand an das große Werk zu legen, mit frischem Muth und mit neuen Kräften zu arbeiten und zu beten. Wir bedürfen des Gebetes der Gemeinde, wir bedürfen ihrer Opfer. 7300 Thaler Einnahme haben wir im vorigen Jahre (1860) gehabt, davon sollen wir unsere Missionsfamilien unterhalten, ferner alle Stationsausgaben decken, alle Kosten für die Missionsanstalt hier im Lande tragen: — rechnet selbst nach, ob die Einnahme dies Alles decken konnte — wir haben 7900 Thaler ausgegeben, und nun steht die Aussendung von acht Personen bevor! — jede kostet 500 Thaler Reisegeld! — — Wir haben in Indien zwei, daß ich so sage, Missionszirkel, der eine liegt am Ganges. Dort haben wir vier Stationen: Chuprah, wo Bruder Dr. Ribbentrop, Ott und Baumann; Muzuffapore, wo Bruder Sternberg, Ott und v. Gerpen; Ghazipore, wo Bruder Ziemann, Höppner; und Buxar, wo Bruder Brandin arbeitet. Auf diesen Stationen sind kleine Christengemeinden gesammelt, auf den beiden erstgenannten etwa 300 Seelen stark, manche Seele ist zur Heerde des Herrn hinzugethan worden — aber dennoch heißt's hier: Geduld ist noth. Unsere theuren Geschwister arbeiten treu und beten treu, und so wollen wir denn fröhlich hoffen, daß der Herr noch reichen Segen geben und auch hier die Fülle der Heiden wird in Sein Reich eingehen lassen. — Aber reich gesegnet ist der andere Missionszirkel: die Mission unter den Coles in Chote-Nagpore. Die Coles sind ein Urvolk Indiens, welches, als einige Jahrhunderte nach Christi

Geburt die Brahmanen von Indien Besitz nahmen, von diesen zurückgedrängt wurden, in die Gebirge flüchteten und dort auf einen Raum von ungefähr 60 deutschen Meilen abgeschlossen leben. Hier arbeiten seit 1844 nur Goßner'sche Missionare. Sie haben mit Thränen gesäet, sie ernten jetzt mit Freuden. Ihr habt es soeben in der Predigt des Bruder Batsch gehört, wie die Mission unter den Coles angefangen, — wie es Jahre lang schien, als sei der Himmel verschlossen und wolle keinen Segen geben, — wie dann mit einem Mal die Herzen des Volks aufgethan wurden, daß sie kamen und das Wort willig aufnahmen, 2000 Getaufte — 800 Christenkinder in den Schulen — ferner an 20000 Heiden, die sich Christen nennen, weil sie bereit sind, es zu werden, die ihre Kaste schon gebrochen, ihren Götzendienst weggeworfen haben, und gerne unterrichtet und getauft werden wollen: — das sind die Früchte der Missionsarbeit. Wir staunen, beten an und rufen: nicht uns, Herr, nicht uns, allein Dir sei die Ehre. Dieser reiche Segen des Herrn, woher kommt er? Wir wissen's nicht. Wir haben ihn nicht erarbeitet, nicht errungen, aber siehe, er ist da, ist uns aus freier Gnade geschenkt. Andere Missionsgesellschaften, an denen mehr und vielleicht edlere Kräfte arbeiten, können solchen Segen nicht aufweisen. Der alte Goßner hat ihn noch sehen, hat noch seinem Herrn hier auf Erden dafür danken können.

Aber wie erfuhr er's. In der Stille war der Herr zu den armen Coles gekommen, stille waren auch die Brüder davon. Aber die in der Nähe wohnenden Engländer sahen, was sich unter ihren Augen begab; eine englische Zeitung druckte es und Jemand schickte Goßner dieses Blatt zu. Der las und las und seine Seele wurde froh wie die des alten Simeon, denn seine Augen durften hier wieder den Herrn sehen, der gekommen ist, ein Licht, zu erleuchten die Heiden. „Was macht Ihr," schrieb er den Brüdern, „Ihr schreibt mir nichts; aus einer englischen Zeitung muß ich erst sehen, was unter Euch vorgeht." Seht, Geliebte, so ist dies Werk in der Stille entstanden, nun aber wächst es, und wir rufen laut um Hülfe. Unsere Brüder können die Arbeit nicht bewältigen, heute ordnen wir zwei neue Missionare ab, — aber was sind zwei! — zwanzig sollten wir schicken! Gottes Finger zeigt jetzt deutlich auf dies Volk, hier sollen wir helfen, hier treu arbeiten, hier ernst ringen, hier anhaltend beten. Der Hindu ist entnervt, schlaff, hier haben wir ein kräftiges Naturvolk; wer

weiß, ob es nicht, wenn es zum Christenvolk geworden, als ein Sauerteig in Indien wirken soll. — Als die Römer faul und träge wurden, da waren es die rohen, aber kraftvollen Germanen, die als ein Salz die anderen Völker durchdrangen. — Sollte der Herr hier ein Gleiches vorhaben? Es ist nun an uns, betende Hände aufzuheben, gebende Hände auszustrecken. Die Noth der Heiden ist groß, der Befehl des Herrn ernst. Ihr habt gehört, was Bruder Batsch gesagt hat: Steine, Kalk und Balken zum Bau eines Seminars für eingeborne Prediger und Lehrer liegen schon bereit, wer bauen helfen will, der trage Bausteine herbei. Ist Niemand hier, der Bausteine bringen will? — Vor zwei Monaten erhielt ich aus Finnland die Nachricht, daß sich dort ein kleiner Missionsverein gebildet und mit vereinten Kräften einen Missionar unter den Coles unterhalten will, — das ist ein Baustein zum Bau der Kirche unseres Herrn. — Aber nun noch eine Frage: Sind wir selbst lebendige Steine im Heiligthum des Herrn? Wir Christen sollen's sein, und sollen uns also in einander fügen, daß aus uns erbauet wird die Kirche, nämlich die Gemeinde des Herrn Jesu Christi. Darum ist Er auf die Welt gekommen, daß Er sich solchen lebendigen Tempel baute. O wie sauer, wie blutsauer ist Ihm dieser Bau geworden! Jeden Stein mußte Er sich aus dem Abgrund der Hölle holen, mußte ihn den Händen des Teufels entreißen, — aber Er umschlang den todten Stein mit Seinen heißen Liebesarmen und brachte ihn an's Licht. Er wusch ihn rein mit Seinem heiligen, theuren Blute, machte ihn lebendig durch Sein unschuldiges Leiden und Sterben, Er fügte ihn ein in den Bau, der zur Ehre Gottes auf dieser Erde erbaut ist, und der Seine heilige Kirche heißt. Und nun laßt uns an unsere eigene Brust schlagen und uns fragen: Bin ich solch ein Stein, der zur Ehre Gottes dient? euch aber, ihr lieben Missionsfreunde, rufe ich noch zum Schluß jenes herrliche Wort zu: „Ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause, und zum heiligen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind, durch Jesum Christum." Amen. —

— Jetzt trat der General-Superintendent Dr. Büchsel vor und sprach zu den Scheidenden über Ephes. 6, 10.: „Zuletzt meine Brüder seid stark." — Für sie heiße es jetzt „zuletzt" in einem besonderen Sinne. Der Gedanke an dies „Zuletzt" habe sie vornehmlich be-

schäftigt in diesen Tagen, da sie voll Wehmuth Abschied nahmen von allen ihren Lieben, da sie zum letzten Mal die Ihrigen in die Arme schlossen. Es komme noch ein „Zuletzt", wenn sie am Schiff, das sie hinübertragen sollte nach dem Orte ihrer Bestimmung, zum letzten Male den Freunden die Hand reichten, und wenn sie dann „zuletzt" noch einen Blick dem Heimathlande zuwendeten, das in der Ferne ihren Augen verschwindet. Möge dann der Herr ihre Stärke sein; möge Er es auch sein, wenn in dem fernen Lande das letzte „Zuletzt" für sie nahte. An dies letzte „Zuletzt" seien wir viel erinnert in diesen Tagen, da unser theurer König (Friedrich Wilhelm IV.) heimgegangen. Wie wohl mag ihm gewesen sein, als es für ihn nach so langen Leiden nun hieß: „Zuletzt!" — Darauf folgte die Einsegnung der Geschwister, von denen Oskar Flex aus Schlesien und Herrmann Onasch aus Pommern die beiden älteren Missionare an ihre Arbeit unter den Coles begleiten sollen; die beiden Bräute aber Agnes Gehling aus Cottbus dem Missionar Bohn in Ranschi, Pauline Förster aus Ludwigslust dem Missionar Häppner in Ghazipur als Gehülfinnen zur Seite stehen sollen. Es war ein feierlicher Augenblick als die beiden Missionsfamilien mit Handschlag versprachen, mit frischen Kräften an die Arbeit zu gehen, auszuharren bis an's Ende, treu zu sein bis zum Tode; die jungen Brüder ermahnt wurden von Tag zu Tag, zu wachsen in der Gnade, den älteren Brüdern gehorsam zu sein, sich nicht selbst zu suchen, sondern ihr Leben für nichts zu achten und es freudig für den Herrn zu wagen und dranzugeben; den beiden Bräuten gesagt wurde, daß Gott jede Bewegung ihres Herzens sähe, daß sie anhalten sollten im Gebet, daß Er sie kräftigen, gründen, stärken wolle, damit sie jeden Tag von Neuem anfangen könnten, mit demüthigem Herzen und selbstverleugnender Liebe zu dienen, auf daß durch ihren stillen Wandel viele Herzen gewonnen würden. — Darauf empfingen sie den Segen des Herrn, womit Er Sein Volk zu segnen befahl, und als wir uns nun nach einem innigen Gebet des theuren General-Superintendenten von den Knieen erhoben, war eine tiefe Bewegung in der Gemeinde wahrzunehmen. Alles war aufgestanden, um die Geschwister von Angesicht zu sehen, Niemand mochte die Kirche verlassen. Man fühlte doch, daß diese Stätte von vielen Gebeten bewegt worden, daß treue Segenswünsche die Scheidenden begleiteten.

Abends vereinte ein Liebesmahl den engern Kreis der Missionsfreunde, dem der General-Superintendent Dr. Büchsel einen lieblichen Schluß in der Mittheilung einer einfachen Geschichte gab. Es war spät geworden und mit dem Gesange:

O, daß ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund,
So stimmt' ich damit um die Wette,
Aus allertiefstem Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an
Von dem, was Gott an mir gethan.

gingen wir auseinander. — — Es folgten wieder schwere und unruhige Stunden, die Verwandten der Scheidenden mußten nach Hause zurückkehren, die Kinder an ihren neuen Aufenthaltsort gebracht werden. Aber stille wurden die Herzen wieder, als am Sonntag Morgen in der kleinen Kapelle des Elisabeth-Krankenhauses Alle mit einander das heilige Abendmahl nahmen. Da konnte wohl manche Seele jubeln: „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln." Das letzte Abendmahl im Vaterlande! Noch eine kleine Zeit und sie werden Abendmahl feiern in ihrer neuen Heimath, umgeben von der Gemeinde der bekehrten Heiden. Und wiederum eine kleine Zeit, und wir werden vereint sein in unserer rechten, ewigen Heimath, werden dort das große Abendmahl feiern, wo das Lamm selbst den neuen Wein mit uns trinken wird. — Abends vereinte uns wiederum die kleine Kapelle, und da haben wir wiederum zusammen gesungen und gebetet. — In der Abendpredigt wurden den Missionaren die Gefahren, denen sie entgegengingen, gezeigt, aber auch der Herr, dessen gewaltiger Arm sicher durch alle Schreckniſſe leiten wird. Auch von dieser Predigt kann ich nur einzelne Sätze mittheilen, Bruchstücke — wie sie mir eben im Gedächtnisse geblieben sind. — „Ihr geht nun hinaus zu den Völkern, die in Finsterniß und Todesschatten sitzen. In Finsterniß! Die Finsterniß des Heidenthums ist etwas Furchtbares; es ist nicht etwa eine Abwesenheit, ein Mangel an Licht, die Finsterniß ist etwas Reelles, eine Macht. Nur wer sie an sich selbst erfahren hat, kann sich eine Vorstellung von ihr machen. Ihr aber sollt den Kampf aufnehmen mit dieser Finsterniß, Licht aber kann nur von Euch ausgehen, wenn Ihr selbst ganz licht seid, durchdrungen von dem, der da sprach: „Ich bin das Licht der Welt," nur dann

könnt Ihr Andere erleuchten. Furchtbare Gefahren an Leib und Seele warten auf Euch. Ihr lieben älteren Brüder kennt sie; Ihr habt tief hineingesehen in den ganzen Gräuel, in alle Sünden und Schanden des Heidenthums; ich bitte Euch, stehet fest wider alle Anläufe des Satans. Es ist ja schon vorgekommen, daß Missionare, die lange Jahre treu und nicht vergebens gearbeitet hatten, am Ende noch in die tiefsten Sünden gefallen sind. Darum wachet und betet, seid stark im Herrn und in der Macht Seiner Stärke. Es vergehen vier bis fünf Jahre, ehe Ihr ganze Missionare sein, ehe Ihr nach allen Seiten hin den Anforderungen genügen könnt, die die Heiden, die wir an Euch machen. In dieser Zeit bemächtigt Ihr Euch der Sprache, daß Ihr ihrer ganz Herr werdet, lernt Land und Leute, Sitten und Gebräuche kennen, helft den älteren Missionaren in den Schulen, lernt stille sein und Demuth üben. Es ist nicht leicht für Euch, zu schweigen, wo Ihr reden, stille zu sein, wo Ihr laut zeugen möchtet, — aber nur Geduld, des Herrn Stunde wird kommen, wo Er Euch auch zur öffentlichen, freien Predigt rufen wird, — bis dahin Gehorsam in allen Stücken, Demuth und treues, fleißiges Arbeiten. — Und Ihr lieben Bräute, Euch ist ein wichtiges Amt anvertraut; ich will gar nichts davon sagen, wie Ihr Euren Männern als rechte Weiber zur Seite stehen, wie Ihr sie aufrichten, trösten, für sie sorgen sollt. Ihr sollt auch ihre Gehülfinnen im Werke der Heidenbekehrung sein. Eine Frau, eine rechte Missionsfrau ist in Indien sehr wichtig, fast wichtiger als ein Mann. Denn von innen heraus muß die Bekehrung der Heiden kommen, aus dem Schooße der Familien, die Mütter müssen zum Herrn geführt werden; dann erst wird ein neues Geschlecht heranwachsen, wenn die Kinder von gottesfürchtigen Müttern erzogen werden. Darauf müssen wir hinarbeiten, und dazu brauchen wir Frauen. Jämmerlich werden die Heidenfrauen gehalten, sie haben nach ihrer Lehre gar keine Seele, sie dürfen keinem Götzen opfern, noch sie anbeten, ihre Männer sind ihre Götter, die sollen sie anbeten. Uns Männern ist der Zutritt zu ihnen versagt, aber den Frauen wird es leicht, mit ihnen zu verkehren. Errichtet nun selbst ein Haus, wo Gottesfurcht und Liebe wohnt, sehen sie Euren stillen Wandel, so werdet Ihr für sie, und sie für Euch gewonnen; sprecht dann freundlich mit ihnen, knüpft an die gewöhnlichen irdischen Dinge die himmlischen, lenkt ihre Sinne, wo Ihr könnt, auf etwas Höheres, beschäf-

tigt Euch mit ihren Kindern, unterrichtet sie, — so wird es geschehen, daß durch der Weiber stillen Wandel Viele gewonnen werden. So sei denn Jeder treu in dem Amte und Berufe, den der Herr ihm angewiesen; aber dazu gehört Gebet, treues und anhaltendes Gebet." — — Doch hier breche ich ab, was noch vom Gebet gesagt wurde — ich weiß es nicht mehr, es blieb eben nicht hier am Boden liegen, sondern stieg auf zum Herrn. Ja, geheimnißvolle Macht des Gebetes! Der Arm, der die Millionen von Welten regiert, der will von unserem Gebet regiert werden! Und während wir beteten, gab schon der Herr, dessen Lust Heilen, Trösten, Erfreuen und Segnen ist, sein Ja und Amen in's Herz, und wir standen auf, Friede und Freude im Herzen; ich glaube, es war Keiner unter uns, der nicht dem Herrn von Neuem still das Gelübde gegeben, treu zu sein bis zum Tode, der nicht von Herzen sprechen konnte:

Ja Amen, da sind beide Hände,
Auf's Neue sei dir's zugesagt,
Ich will dir dienen ohne Ende,
Mein Alles sei daran gewagt. —

Heute Morgen (22. Januar 1861) sind nun die lieben Geschwister abgereist. Auf dem Bahnhofe brannten die Laternen, die Schaffner liefen, Personen kamen und gingen, — es war Alles wie gewöhnlich. Aber wer in das Coupé sah, wo die liebe Schaar der Missionare saß, der konnte wohl sehen, daß dies Häuflein nicht zur Welt gehörte und wer weiter blickte, der sah viel Engel, die die lieben Reisenden begleiten sollten; da falteten sich wohl die Hände:

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, unsre Freude,
Und nimm dein' Küchlein ein!
Will Satan sie verschlingen,
So laß die Englein singen,
Sie sollen unverletzet sein. —

(Paul Gerhard.)

Ueber Betheiligung und Anregung zur Mission.

„Mein Volk ist dahin, darum, daß es nicht lernen will; denn du verwirfst Gottes Wort, darum will ich dich auch verwerfen, daß du nicht mein Priester sein sollst; du vergissest des Gesetzes deines Gottes, darum will ich auch deiner Kinder vergessen," spricht der Herr. Hos. 4, 6.

Dies Wort geht die Priester an. Sie bekommen sehr schlimme Dinge zu hören. Wüßte ich nicht, daß die Leute, an deren Adresse dies gerichtet ist, ein sehr dickes Fell für gewisse Wahrheiten hatten, ich würde schreiben: ihrer keiner hätte des Nachts ein Auge zugethan.

„Mein Volk ist dahin," sagt der Herr. Der kirchliche und politische Bankerott war in Israel vor der Thür, ganz bodenlose Zustände. Wunderlich, daß dies der Herr den Priestern erst eröffnen muß! Als ob sie selbst das nicht schon längst hätten wissen müssen. Aber so ist es. Es geht nichts über die Einbildungen, denen sich die Priester über die Zustände des Volks hingeben können.

Und warum ist es mit dem Volke dahin? Antwort: „Darum, daß es nicht lernen will." Eigentlich sagt der Herr: „Darum, daß es nichts gelernt hat." Es ist kein großer Unterschied. Wer nichts gelernt hat, der will auch nichts lernen, und lebt in den Tag hinein, wie Ochs und Schaf. Aber das bleibt doch die Hauptsache: der kirchliche und politische Bankerott, der in Israel ist, kommt daher, daß das Volk nichts gelernt hat; es weiß nichts von der Weisheit, die von oben stammt, darum geht es mit ihm unaufhaltsam bergunter.

Und wer hat Schuld daran? — Diejenigen, an welche dies Wort gerichtet ist. Die Priester haben Israel so fürchterlich verwahrlost. „Denn du," sagt der Herr zum Priester, „verwirfst Gottes Wort." Eigentlich heißt es: „Du verachtest die Erkenntniß." So machten es diese Herren. Sie hatten Alles: Einfälle, Phantasien, Gefühle, Phrasen, Theorien und Systeme, aber sie studirten nicht in Gottes Wort und forschten nicht im Gesetz des Herrn Tag und Nacht. Das war ihnen zu langweilig, zu dürr, zu ernst; man wollte sich um keinen Preis der Gefahr aussetzen, unter die starren Orthodoxen und Männer des Rückschritts gezählt zu werden, welche zu Jerusalem und

auf Zion saßen. So blieben sie Ignoranten, diese Priester, lernten selber nichts und konnten deßhalb auch Andern nichts lehren. Was Wunder, wenn das Volk immer dümmer wurde.

Aber was sagt der Herr dazu? — Wie der Dienst, so der Lohn. „Ich will dich auch verachten, daß du nicht mein Priester sein sollst.“ Einen treuen Priester, der in der Erkenntniß Gottes und seines Wortes steht, hält der Herr wie seinen Augapfel und es giebt kein Amt auf Erden, in dem man so fest sitzt, daß Einen alle Teufel nicht hinauswerfen können, als das Amt eines rechtschaffenen Dieners Gottes. Aber umgekehrt giebt es keinen größeren Greuel in des Herrn Augen, als einen Priester, der die Erkenntniß verachtet, selber dumm, auch das Volk immer dummer werden läßt; den wird der Herr zum Teufel jagen, wie Chrysostomus gesagt hat. — Noch ein anderer Grund, warum die Priester das Volk zu Grunde richten: „Denn du vergissest das Gesetz deines Gottes,“ sagt der Herr. Der Mann wußte es einmal, nämlich das Gesetz seines Gottes; er hatte einmal eine Zeit, da studirte er und hatte Erkenntniß; aber die Zeiten haben sich geändert, und das Studium ist sammt der Erkenntniß unter das alte Eisen gerathen; er hat's vergessen; es convenirt nicht mehr.

Das heißt nun vollends das Volk zu Grunde richten; denn wenn das Volk erst merkt, daß der Priester changirt und fallen läßt, was er früher gehalten hat, dann ist Alles aus. Dann ist aber auch des Herrn Geduld mit einem Solchen am Ende und da steht das fürchterliche Wort: „Ich will deiner Kinder vergessen, weil du meiner Worte vergissest.“ Ein ganz entsetzlich Ding, wenn man erleben muß, daß man seine Rechnung ohne den allerhöchsten Wirth gemacht hat!

—„Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker,“ ist auch ein Wort, welches der Herr seiner Kirche gesagt hat, und die Erkenntniß hat sich — Gott sei Dank! — in unseren Tagen klar herausgestellt, daß die Mission müsse getrieben werden. Aber, hilf Gott, was weiß das Christenvolk davon! Ein kleiner Theil, der hat die Erkenntniß, die lebendige, thatkräftige Erkenntniß; aber Viele haben nur ganz wie aus der Ferne das Wort vernommen, und sehen es für alles andere, nur nicht für Gottes Wort an; sehr Vielen ist es ein ganz unbekanntes Ding. So steht die Sache; man täusche sich nicht.

Woran liegt das? Wie kann das Christenvolk in dieser Erkennt-

niß so herunterkommen? Antwort: „Weil es das nicht gelernt hat!“ „Und warum hat es das nicht gelernt?“ Antwort: „Weil du diese Erkenntniß verachtest; weil du dieses Gesetz des Herrn vergissest.“ —

Ich arbeite in diesem Gesetze nun über zwanzig Jahre. Ich habe manche Erfahrungen gemacht und mache immer neue und andere. Aber zwei Erfahrungen stehen mir schon lange fest und über allem Zweifel erhaben. Die Eine: Wo ein Knecht des Herrn zu dieser Erkenntniß durchgedrungen ist und treibt dieses Gesetz in seiner Gemeinde, da findet die Erkenntniß auch Eingang und das Gesetz kommt zu Ehren. Es stößt überall auf eine Prädisposition aller nur einigermaßen gläubigen Seelen und es ist eine sehr populäre Sache im Christenvolke um die Mission. Es versteht sich, daß es seine Feinde und Widersacher hat, wie alle andere Erkenntniß, die von oben ist und daß ihrer Viele sind, die sich träge und lässig in ihrer Erfüllung finden lassen, wie bei allen andern Geboten des Herrn, aber es ist doch auf dem Plan, ist in Kraft bei dem Häuflein und der Haufe kennt und respektirt es und sollte er seinen Respekt nur mit dem Grimme bezeugen, in dem er dagegen angeht. Wo es so steht, da steht es recht. Die Andere: Es sind überall im Lande Leute, die empfänglich für diese Erkenntniß und für das Gehör dieses Wortes Gottes sind; noch mehr, die gern mehr davon hören und wissen und sich daran betheiligen möchten; aber an vielen Orten fehlt es an Knechten Gottes, die zu der Erkenntniß durchgedrungen sind und dieses Gebot treiben. Wo es so steht, da geht es nicht nur nicht mit der Mission, sondern die empfänglichen Gemüther verlieren ihre Empfänglichkeit oder klagen ihr Leid oder suchen nach Wegen, ihr Verlangen zu befriedigen, die in hohem Grade bedenklich werden können und geworden sind. Wo es so steht, da steht's schlecht. Und warum steht es schlecht? — Hosea 4, 6 steht's geschrieben: „Du verwirfst Gottes Wort, darum will ich dich auch verwerfen, daß du nicht mein Priester sein sollst; du vergissest das Gesetz deines Gottes, darum will ich auch deiner Kinder vergessen,“ spricht der Herr.“ *)

Es ist allerdings sehr beklagenswerth, wenn die Leiter der Blinden selbst Blinde sind, wenn diejenigen, die das Volk zum Licht und

---

*) J. C. Wallmann, Berliner Missionsberichte. Berlin 1862. p. 18.

zur Erkenntniß führen sollen und wollen, selbst in der Finsterniß und in der Unkenntniß stecken. Doch es ist hierbei ein Unterschied wohl zu bemerken. Wenn Jemand schlechte Augen hat, aber sich selbst für blind hält, so kann er dennoch Blinderen zum Segen werden. Ganz anders verhält sich's aber mit denen, die, wie jene Priester von Israel meinen, daß sie sehen könnten und zwar so gut sehen könnten, daß sie verlangen, Alle möchten sich von ihnen leiten lassen, während sie doch in der That Blinde sind und in die Irre führen.

Im Griqua-Lande in Süd-Afrika drängten sich eines Sonntags Morgens viele unbekannte Gesichter in die Kirche. Man fragte, wer sie seien und hörte, sie seien Amakosa-Kaffern und deshalb hierher gekommen, um Gottes Wort zu hören. Am nächsten Morgen begaben sie sich sämmtlich zum Missionar und brachten ihm ihr Anliegen vor. Dasselbe bestand in nichts Geringerem, aber für den Missionar auch in nichts Erfreulicherem, als daß sich dieser unter ihnen niederlassen möge, damit sie christlichen Unterricht empfangen könnten. Als ich sie nun fragte, — schreibt der Missionar — wodurch denn dieser Wunsch in ihnen rege geworden wäre, wiesen sie alle auf ein unscheinbares altes Männchen hin, der in ihrer Mitte war und sagten: „Der da ist schon einige Zeit bei uns und hat uns begierig gemacht, mehr von Gottes Wort zu vernehmen." — Ich fragte den alten Griqua, ob er der Lehrer derselben sei. — „Ach nein," war seine Antwort, „ich weiß selbst nichts; wie sollte ich lehren." — Doch die Leute berufen sich ja auf das, was sie von Euch gehört haben? — „Nun ja, ich will die Sache in Kürze mittheilen. — Als ich in der Kolonie umherwanderte, kam ich zu ihrem (nämlich der Griqua) Wohnplatz und sang nach meiner Gewohnheit Abends vorm Schlafengehen ein Lied mit den Meinigen. Die Kaffern standen herum, zu sehen und zu hören, was wir trieben. Sie fragten mich über das Gesungene, und ich anwortete so gut ich konnte. Nach und nach wurden sie anhänglich an mich und luden mich ein, bei ihnen zu bleiben, bis sie einen Lehrer erhalten könnten. So kommen wir nun regelmäßig zusammen und singen ein Lied. Ich versuche, dasselbe ein wenig zu erklären; dann probire ich auch, zu Gott zu beten. Aber ach, Herr! es ist eine entsetzliche Arbeit zu lehren, wenn man selbst nichts weiß. Daher sind wir gekommen, zu sehen, ob hier Niemand zu kriegen wäre, der uns lehren könnte." — Und auf diese schwachen Anstrengungen eines

unwissenden Mannes hin, kam dieser Haufe Amakosa's mehr als 100 Stunden weit gelaufen, nach christlicher Unterweisung zu suchen! In diesem Falle ist nun allerdings der blinde Leiter zum Segen des Volkes geworden, aber nur, weil er von seiner Blindheit und Ohnmacht überzeugt war, sie eingestand und danach strebte, sich und seiner gleichgesinnten Umgebung Licht und Erkenntniß zu verschaffen. Wie ganz anders steht es aber da, wo die blinden Leiter sich für sehend halten und ausgeben!

In einem Kloster am Euphrat, schreibt ein Missionar, sind drei Prediger, von denen man einiges Aufheben macht. Einer dieser Prediger erzählte mir neulich, warum die Israeliten Jericho nicht einnehmen konnten, bis Gott selbst die Mauern zusammenwarf. „Die magnetische Kraft der Mauern zog die Speere der Belagrer so mächtig an, daß die Soldaten sie entweder wegwerfen und davon laufen mußten, oder mit ihnen rennend bis an die Mauern anprallten, wo man ihnen die Köpfe mit Steinen von den Zinnen zerwarf.“ So stehe es in der Bibel geschrieben, er könne mich versichern!*)

Der andere in hohem Ansehen stehende Priester zeigte in einer Ansprache, wie gut er sich auf biblische Geschichte verstehe. „Zuerst sprachen alle Menschen nur eine Sprache, meine Herren. Das war von der Zeit Moses an bis zum babylonischen Thurmbau.**) Dann aber wurden ihre Zungen verwirrt; und seither reden sie 72 Sprachen und bekennen sich zu 72 Sekten. Daher ist's auch ein sehr unnützes Vornehmen, wenn eine Sekte die andere bekehren will. — Diese beiden Priester nannten sich christliche Geistliche und wollten ihre Kenntniß aus der Bibel haben!

Auf die Frage, warum er heute in Feierkleidern gehe, sagte ein junger Mann, es sei ja heute das Fest des heiligen Speridonus. — Und wer ist St. Speridonus? — „Weiß nicht; einer der alten Heiligen.“ Wo war er zu Hause? — „Weiß nicht genau, wahrscheinlich irgendwo bei uns in Syrien.“ — Wie hat er den Heiligentitel und die Ehre als Gründer eines Festtags verdient? — „Er hat Wunder gethan.“ — Wissen Sie eins? — „O freilich. Eins ist

---

*) Die Einnahme der Stadt Jericho durch die Israeliten ist ausführlich erzählt im 6. Kapitel des Buches Josua.

**) Bekanntlich lebte Moses 700 Jahre nach dem Thurmbau.

weltbekannt. Er hatte sich zu einer Reise mit seiner Familie und Dienerschaft entschlossen. Die Knechte aber wollten lieber zu Hause bleiben, schlüpften Nachts in den Hof und schlugen allen Eseln ihres Herrn die Köpfe ab. Als Lärm gemacht wurde, kamen die Knechte und jammerten: Schurken seien eingebrochen und hätten alle Esel geköpft. Der Herr (nämlich der sogenannte heilige Speridonus) hieß sie alsbald zurückgehen und den Eseln die Köpfe wieder aufsetzen. Sehr verblüfft, versuchten sie es endlich und siehe, die Köpfe wuchsen auf der Stelle an, und die Esel waren wieder lebendig. Aber am Morgen entdeckte man doch ein kleines Versehen. Man hatte den weißen Eseln schwarze Köpfe aufgesetzt und den schwarzen weiße. Das war nun allerdings nicht mehr gut zu machen; aber der Wunderruf des Heiligen verbreitete sich weit und breit." —

An solchen Geschichten erbauen sich die Christen im Morgenlande — und dieser Art ist die Weisheit, welche ihre geistlichen Führer ihnen mittheilen! Da ist freilich schwerer zu helfen, als wenn der Lehrer klagt, er wisse selbst nichts.*)

Wie können aber diese sogenannten christlichen Völker Mission treiben, wenn ihnen ihre Prediger selbst versichern, daß Bekehrungsversuche unnütz und dem Worte Gottes zuwider wären, da nach den Aussprüchen der Bibel nach der Sprachverwirrung 72 Sekten enstanden, die ihre Selbstständigkeit behalten sollen! Wie kann in einem Lande Gotteserkenntniß, Geistesbildung und allgemeine Wohlfahrt aufkommen, wenn das Wort Gottes, als die einzige Quelle aller dieser Schätze unbekannt, ja selbst verboten ist! Auf diese Priester findet denn der obige göttliche Ausspruch (Hos. 4, 6) seine buchstäbliche Anwendung: „Du verwirfst Gottes Wort; darum will ich dich auch verwerfen, daß du nicht mein Priester sein sollst; du vergissest mein Gesetz; darum ist mein Volk dahin" u. s. w. Aber um diese traurige Erfahrung zu machen, daß die Priester das Wort Gottes verwerfen, brauchen wir nicht erst bis nach dem Morgenlande zu gehen, wir können dieses Vergessen und Verwerfen des Wortes Gottes mitten in der europäischen Christenheit wahrnehmen. Ist es doch gerade jene Kirchengemeinschaft, die sich als die alleinseligmachende Kirche rühmt, welche das Wort Gottes verbietet und es unter dem Volke zu verban-

---

*) Dr. Barth, Calwer Missionsblatt. 1860. p. 89.

nen sucht. Die Feindschaft ihrer Priester gegen Gottes Wort macht sich unter den verschiedensten Formen geltend; predigte doch erst neuerdings der Jesuit Haslacher frei von der Kanzel herab: „Wenn man euch Bibeln bringt, so werft sie ins Feuer.“ Es ist dies auch nichts Befremdendes, denn Gottes Wort ist ihnen ja ein Dorn im Auge, weil dasselbe ihre Irrthümer und Menschensatzungen klar aufdeckt, die sie doch durchaus nicht zugestehen wollen. Wir treffen diese bodenlose Unkenntniß und gotteslästerlichen Irrlehren, wie sie oben angedeutet, nicht nur bei den griechischen, sondern auch zum Theil bei den römischen Priestern an, denn die göttliche Drohung, daß ein Priester, wenn er Gottes Wort verwirft und es seiner Gemeinde vorenthält, wieder von Gott verworfen werde, muß und wird immer ihre Erfüllung finden. Zu welchen gotteslästerlichen Irrlehren die Priester auch innerhalb der römischen Kirche nicht nur durch Predigten, sondern selbst durch Druckschriften Veranlassung gaben, davon liefert uns ein seiner Zeit sehr bekanntes und vielgelesenes Werk einen Beleg. Es ist dies das jetzt selten gewordene Buch des Jesuiten Melchior Cornäus, welches den Titel führt Hexameron Marianum. Da heißt es z. B. Seite 65 von der Jungfrau Maria, sie sei die Mittlerin zwischen Gott und den Menschen und habe den Frieden wiedergebracht. Gott sagt darüber in seinem Worte 1. Tim. 2, 5: Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich Jesus Christus.“ Seite 69 heißt es, „Maria habe der höllischen Schlange den Kopf zertreten,“ was 1. Mos. 3, 15 von dem Heiland gesagt wird. Seite 121 lautet es: „Maria wäre die Domina mundi d. h. die Herrin der Welt, und in ihrem Willen stände das Heil des ganzen menschlichen Geschlechts; nur durch ihre Hülfe würden wir, die wir sonst hätten verderben müssen, selig.“ Der Herr sagt aber selbst und hat es an vielen Stellen mit dem doppelten Eidschwur: wahrlich, wahrlich! bekräftigt, daß in keinem Anderen das Heil sei, durch welches wir könnten selig werden, als allein in ihm. (Apostelgesch. 4, 12.) Er hat es auf's Bestimmteste (Joh. 4, 16) ausgesprochen, daß Niemand zum Vater komme, denn allein durch ihn. Er hat es einer ganzen Schaar jener Priester, die sein Wort verwarfen, einst in's Angesicht gesagt, daß, wenn sie nicht glauben würden, daß er der Retter und Weltheiland sei, sie [trotz ihres priesterlichen Amtes] in ihren Sünden sterben würden (Joh. 8, 24). —

Selbst viele Aussprüche der heiligen Schrift, die von Gott und Christo reden, werden gotteslästerlich geradezu auf Maria angewandt, so heißt es Seite 94: „Maria hat's gegeben, Maria hat's genommen, der Name Mariae sei gelobt.“ Man vergleiche damit Hiob 1, 21. Und Seite 96 heißt es: „Mein Geist freuet sich Mariae meines Heilandes, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren soll. Maria ist geboren, Ehre sei deshalb in der Höhe u. s. w. Man vergleiche Luk. 2, 11. Seite 316 lesen wir: „Macht die Thüren in der Welt hoch, daß die Königin der Ehren einziehe.“ Man vergleiche Psalm 24, 8. 9. Und so geht diese Gotteslästerung fort. Anstatt durch Christum dem heiligen Gott die Ehre zu geben, der einst unter Donner und Blitz verkündet hat: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir,“ wird hier ein armes sündiges Weib göttlich verehrt, die doch der Herr selbst in die Reihe aller übrigen Sünder stellt. Und dies geschieht von einem römischen Geistlichen, einem Hirten der Gemeinde, der sich für einen Gottesgelehrten, einen Priester, einen sehenden Leiter einer christlichen Gemeinde hält, und in diesem Bewußtsein eben theologische Werke herausgiebt, während er doch ein blinder Leiter und einer von jenen Priestern ist, zu denen der Herr spricht: Du verwirfst Gottes Wort, darum will ich dich auch verwerfen. Bei ihm hat jene göttliche Drohung gewiß ihre Bestätigung gefunden, denn eine solche Unkenntniß, Gottentfremdung und Verdrehung der göttlichen Aussprüche sollte man von einem römischen Priester kaum für möglich halten, und man würde an der Wahrheit dieser Thatsache zweifeln, wenn sie eben nicht in einem gedruckten Werke niedergelegt wäre.

Wie muß unter solchen Umständen das Volk in göttlicher Erkenntniß verwahrlosen und herabkommen! Wie kann unter der Leitung solcher blinden Führer das christliche Bewußtsein rege erhalten und der Missionstrieb unterhalten werden! Wie kann ein Volk Mission treiben, wenn es von dem Willen Gottes hierüber nichts hört, wenn ihm verwehrt wird, die Bibel zu lesen, worin es den göttlichen Willen hierüber auf's klarste ausgesprochen finden würde! Doch wir brauchen nicht vor den Thüren anderer Leute zu kehren, es sieht eben um die Missionssache auch in der evangelischen Christenheit im Allgemeinen noch traurig aus. Es fehlt die Betheiligung, das Interesse für diese gottgewollte Sache; sie wird hier und da von den Leitern

der Gemeinden zu wenig berührt, das Interesse für dieselbe zu wenig angeregt und die Verpflichtung an ihrer Betheiligung den Gemeinden nicht oft und eindringlich genug nahe gelegt. Man ist im Allgemeinen zu unbekannt mit dieser Sache, der gemeine Mann spricht von ihr nur wie der Bauernknabe vom Königsschloß oder nicht selten fehlt es sogar an jeglichem Verständniß des Wortes von der Mission. „Es fragte mich einmal bei Gründung eines neuen Missions-Vereins ein würdiger Geistlicher: Welche Rechte wird die Missions-Kommittee unserem Verein einräumen, wenn er sich als Hülfs-Verein der Gesellschaft zu Basel anschließt? Ich antwortete: das Recht, mit uns täglich auf den Knieen für die Mission zu beten, das Recht, mit uns die Missionskunde so weit als möglich durch alle Kanäle zu verbreiten, das Recht, so viele Gaben für die Mission, als immer möglich, zu sammeln. Er antwortete: Ei, das sind keine Rechte, sondern Pflichten. Ich lächelte mit den Worten: Ein rechter Missions-Verein werde eben seine Pflichten für seine schönsten Privilegien halten, übrigens werden wir jeden brüderlichen Rath gerne annehmen und nach Umständen befolgen. Der theure Mann hatte nach seiner eigenen Erklärung an ein Mitreden über Aufnahme der Zöglinge, Wahl der Stationen, Aussendung von Missionaren u. s. w. gedacht.“ *) Er mochte vielleicht glauben, es handle sich hier auch um Dividenden, Aktien, Erwerbung von Grundstücken im Heidenlande u. s. w., und wollte in wohlmeinender Absicht gewiß das Interesse seiner Gemeinde und derer, die sich unter seiner Leitung an der Mission betheiligen würden, wahrnehmen. Einer derartigen Unkenntniß mit dem Missionswesen, selbst unter den Geistlichen, begegnet man noch hier und da, und es ist dies nicht selten der Grund, daß ganze Gemeinden von der theuren Missionssache fast nichts erfahren und dieselbe weder durch Gebet noch durch Geldmittel unterstützen. An den Inspektor der Berliner Missions-Gesellschaft schrieb ein würdiger Geistlicher unter dem 22. October 1859 Folgendes:

„Seit Beginn meiner Wirksamkeit in hiesiger Gemeinde habe ich, mich allein zu schwach fühlend, mich umgeschaut, wohin ich mich in der Missionssache wenden solle und hier und da angeklopft mit der Bitte um Anschließung resp. Zusammenschließung zu solchem Werke;

---

*) Dr. W. Hoffmann, Eilf Jahre in der Mission. Stuttgart 1854. p. 24.

— aber bis jetzt vergebens. Hiesige Diöcese entbehrt noch eines Missions-Vereins, und die Gemeinden wissen im Ganzen, gelinde gesagt, wenig von dieser Angelegenheit. Ein Verlangen nach einem Diöcesan-Verein hat mancherlei Experimente verursacht, aber bisher ohne Erfolg; denn weil der Grundsatz aufgestellt wurde, es müssen sich an demselben alle Diöcesan-Geistliche betheiligen, Einige derselben aber noch wunderliche, wenn nicht bedauerliche Ansichten über die Mission aussprachen, so liegt die Sache bis heute noch darnieder. Ich habe nun lange genug gewartet, und je länger ich gewartet habe, desto mehr ist mir von einem etwa noch zusammenzubringenden Diöcesan-Mission-Verein unheimlich zu Muthe geworden, der mir die Sache nicht richtig und würdig zu betreiben scheint. Es handelt sich ja doch zuletzt nicht um einen „Verein“ und um „Geldgaben“ allein, welche beide ja auch blos Schande halber sich einfinden können. — Darum habe ich unter dem oben erwähnten Umschauen und Abwarten indessen in meiner Gemeinde das Wort Gottes die Herzen wenden und den Boden bereiten lassen. Die hiesige Gemeinde wußte sonst nichts von der Mission, oder betrachtete sie mit Argwohn und Mißverständniß. Indessen: paullatim proceditur. Ich habe Schriften vertheilt, Traktate in Umlauf gesetzt und zuletzt einen Missions-Lese-Verein gebildet. Dieser besteht kaum ein halbes Jahr und hat allmählig einige 40 Theilnehmer gewonnen. Da habe ich am Erntefest, den 2. October (1859) in des Herrn Namen, mit dem Texte Luc. 10, 1. 2. die erste Missionsstunde in meiner Kirche gehalten. Das Geld ist ein kitzlicher Punkt, ich wollte nicht gleich damit abschrecken, sondern erst fondiren. Um so größer war meine Freude, als nach der Missionsstunde von mir die Sammlung einer Missions-Kollekte bei der künftigen Missionsstunde (am ersten Sonntage jedes Monats) begehrt wurde. Zugleich trat eine Jungfrau vor, damit, wie sie sagte, die erste Missionsstunde nicht ohne Gabe und ohne Anfang zu Gaben vorübergehe, und brachte mir eine Missionsbüchse, in welcher sie seit einigen Monaten ihre Scherflein niedergelegt hatte. Ich öffnete und fand 1 Thlr. 3 Sgr. 4 Pf. — Die mir gleichfalls übergebene Missionsgabe einer Wittwe betrug 1 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf., die eines Schulmädchens 4 Sgr. 6 Pf. Das sind armer Leute Gaben, die um Tagelohn — und das ist in hiesiger Gegend sehr gering — arbeiten! -- Ich schämte mich meines

Kleinmuths und meiner Bedenklichkeit! Wozu erst warten auf den, vielleicht den Todeskeim in sich tragenden, Diöcesan-Missions-Verein! „Meine Gemeinde (sie enthält über 1700 Seelen) soll ein Missions-Verein werden," dachte, sagte ich. Wo solch fröhlicher Anfang ist, da wird der Herr den Fortgang geben! Was schwach ist vor der Welt, das hat er ja erwählet! Kurz: ich fragte Einige der Gefördertsten meiner Missionsleute und fand Beifall. —

Da kommen wir denn und bieten uns an! Verachten Sie uns nicht, aber halten Sie uns auch nicht für übermüthig oder absonderungssüchtig. Es giebt der Gründe mehrere, die uns leiten, selbständig aufzutreten, aber wir wollen vorher nicht zu viel reden, sondern nur fragen, ob wir als Hülfs-Verein uns konstituiren dürfen? — Vorsteher und Sekretair werde ich (der Schreiber) sein müssen; Stellvertreter und Kassirer sind schon designirt. — Die Statuten, — wenn wir, kleiner Verein, solche brauchen — sind uns in dem Entwurf im Jahresbericht 1858 Seite 49 schon gegeben.

Und so sei's denn in des Herrn Namen gewagt!" *)

Aus den späteren Missionsberichten ist zu ersehen, daß der obige kleine Missionsverein je mehr und mehr erstarkte, und daß das Interesse in demselben für die Mission ein reges und lebendiges wurde und vielen Gemeindegliedern zum Segen gereichte. Es bewährte sich also auch hier die oben ausgesprochene Erfahrung, daß, wo ein Diener des Herrn die Sache der Mission in seiner Gemeinde anregt, diese Erkenntniß auch Eingang findet und das Missionsgebot des Herrn zu Ehren kommt. Es stößt überall auf eine Prädisposition aller nur einigermaßen gläubigen Seelen und es ist eine sehr populäre Sache im Christenvolke um die Mission. Aber diese Sache muß angeregt, muß getrieben werden, und zwar vorzugsweise von denen, welche das Amt und den Beruf haben, dieses Gesetz Gottes dem Volke an's Herz zu legen. Daß die Missionspredigt nicht leer zurückkommt und daß sie unter allen Ständen einschlägt und ihre Anhänger findet, hat auch besonders in der neueren Zeit die innere Mission klar dargethan. „Wo waren denn vor wenigen Jahrzehnten unter uns solche, die öffentlich und freudigen Glaubens den Namen Christi bekannten, sein

*) J. K. Wallmann, Berliner Missionsberichte. Berlin 1859. p. 319.

Wort und sein Reich ihre Hoffnung sein ließen und in Gottes Namen Buße und Vergebung, Leben und Seligkeit im Sohne Gottes verkündigten? — Sie fehlten freilich nicht gänzlich, aber nur hier und da fand sich Einer oder fanden sich Etliche derselben auf den Kanzeln oder unter den Kanzeln und in den Häusern; einsam und wie geächtet standen sie da, noch ohne Erfahrung der Hülfe, der sie warteten für ihr Geschlecht. Wie fern däuchte uns damals noch der Tag, wo sich aus dem Volk wieder Schaaren um den Fürsten des Lebens sammeln und ihn allein ihr Leben und Licht, ihre Kraft und Zuversicht sein lassen würden! Was Menschen unmöglich war und selbst der Glaube kaum zu hoffen wagte, das hat der Herr durch sein Wort und seines Geistes Kraft geschaffen: den Beginn eines neuen Tages in mächtigen Zeugnissen der Gnade; in der Mitte alles Volkes wird seine Stimme wieder wie ein fernes Meeresrauschen vernommen, — damit der Unglaube zu Schanden werde und alle Zweifel verstummen. Nach langer Nacht ist es wieder helle geworden, Todte stehen auf, Blinde sehen, Stumme reden und die taub waren, hören wieder. Lagern sich auch noch dunkle Wolkensäulen über uns und deckt auch noch starres Eis viel Erdreich um uns her, Frühling wird es dennoch und ist es schon geworden. Der neugestärkte Glaube steht nicht mehr scheu und verlassen dem mächtigen, weitverbreiteten Unglauben und Halbglauben gegenüber; vielmehr mit Gottes Schild und Waffen und Wehr hat er auf's Neue das Schlachtfeld betreten, deß getrost und fröhlich gewiß: das Feld muß er behalten!" *)

Daß die Sache der innern Mission, wie der Heiden-Mission, wo sie nur mit Nachdruck angeregt wird, im Volke Eingang und Betheiligung findet, geht schon aus den verschiedenen lieblichen Missionsfesten hervor, welche in so manchen Gegenden Deutschlands, Englands u. s. w. gefeiert werden. Unter der Ueberschrift „Ein Kapitel vom Schmiedel" giebt die treffliche „Hunsrücker Chronik für innere Mission", die in kernhafter, frischer Sprache den Bürgern und Bauern des Hunsrück die Sache der Mission allmonatlich an's Herz legt, eine Uebersicht dessen, was in jenen äußersten westlichen Grenzen des Vaterlandes für das Werk der christlichen Barmherzigkeit geschehen

---

*) Dr. Wichern, Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn. Hamburg 1854. p. 170.

ist. Wir können hierüber nichts Ausführliches berichten, da wir es hier lediglich mit der äußeren Mission zu thun haben, wollen aber doch den vierten Abschnitt jenes Aufsatzes hierher setzen, der vielleicht Manchem willkommen sein wird, sei es, daß er sich an dem frischen lebendigen Wort und an der lebendigen Weise, mit der man dort das Missionswerk angegriffen, freut, sei es, daß daraus mancher Prediger ein Beispiel entnehmen möchte, wie die Liebe zur Mission auch auf dem Lande geweckt und zum Heil der Gemeinden daheim und draußen gefördert werden kann. Der Abschnitt trägt die Ueberschrift: „Die wandernden Missionsstunden", und beginnt folgendermaßen:

„Das ist ein Hunsrücker Gewächs, blüht im Schnee und bringt Frucht, heuer oder nach Jahren, wie Gott will.

Nämlich diese schönen Gottesdienste sind aus den monatlichen Versammlungen des Missions-Ausschusses im Kreise Simmern herausgewachsen. Die Männer dieses Ausschusses beschlossen, ihre Zusammenkünfte nicht mehr blos in die Stadt einzuschließen, sondern sie auch hierhin und dahin in die Dorfgemeinden zu verlegen, jeden Gast willkommen zu heißen und alsdann gesprächsweise über die Mission zu verhandeln. Die Kreissynode, vor welche diese Sache der freien Vereinsthätigkeit gebracht wurde, sagte freudig Ja und Amen dazu, und empfahl sie ihren Pfarrern und Presbyterien zu freundschaftlichem Entgegenkommen. Und weil nun dem Unternehmen die Kirchen geöffnet waren, weßhalb sollte nicht die Kanzel betreten und am Altar gebetet werden? Also beschloß man, die Sitzungen und Besprechungen mit einem kirchlichen Gottesdienst feierlich einzuleiten. Und da der Bauersmann zur Sommerszeit jeden Wochentag gebraucht, so schien's gerathen, ihn allein im Winterhalbjahr zu bitten, daß er komme, höre und lerne, was zu thun sei nach seinem Glauben.

Demnach, ungefähr wenn der letzte Wagen eingethan ist, und die ersten Schneeflocken fallen, gegen Ende October, beginnen die Missionsstunden ihre Wanderschaft. Und das geschieht folgendermaßen: Der Pfarrer, in dessen Kirchspiel die Missionsstunde gehalten werden soll, ladet die Gemeinde auf den nächsten Mittwoch — denn der Mittwoch ist immer gewählt, um den Lehrern das Kommen möglich zu machen — 1 Uhr Nachmittags zum Gottesdienst ein. Die zunächst wohnenden Pfarrer und Gemeinden werden auch davon benachrichtigt. Und wenn nun der Mittwoch da ist, so geht's durch

Schnee und Wetter dem bestimmten Kirchdorfe zu. Genau um 1 Uhr läuten die Glocken, denn die Tage sind kurz. — Nach dem Gesang der Gemeinde beginnt die Predigt, die, wo möglich, von dem Pfarrer eines andern Theils der Synode gehalten wird. Er hat die Aufgabe, aus dem Worte Gottes klar und bündig der Gemeinde ihre Verpflichtung zur Liebesthätigkeit an's Herz zu legen, und aus den Schulden, Wunden und Gebrechen des Volkes die Nothwendigkeit derselben zu erweisen, und wie in allen solchen Werken der Barmherzigkeit Jesus Christus will gesucht und aufgenommen sein. — Darnach, wenn mit Gebet, Gesang und Segensspruch geschlossen ist, wird die Gemeinde eingeladen, aus der Kirche in den Schulsaal zu kommen. Denn in dieser Jahreszeit ist es wegen der eisigen Kälte nicht gerathen, den Aufenthalt in der Kirche über eine Stunde hinauszudehnen.

Nun geht's in langem Zuge in den behaglich erwärmten Schulsaal, ein Vers wird zuvor gesungen und dann beginnen die Ansprachen und Mittheilungen. Meist sind sechs bis acht der benachbarten Prediger herzugekommen. Von diesen tritt Einer und der Andere in's Vordertreffen. Gewöhnlich beginnt der Erste mit der Geschichte der inneren Mission unserer Zeit: ihr Geburtstag zu Wittenberg im September 1848, wie sie das ganze Vaterland und auch unser Volk in der Zerstreuung mit ihrem Netz umspannen will, wie sie einen Stamm hat und verzweigt ist u. s. w. Die Folgenden durchwandern dann die einzelnen Gebiete der rettenden Liebe, besonders indem sie je die Noth und Abhülfe zusammen schildern. Da kommt zur Sprache die Arbeit unter Auswanderern, Eisenbahnarbeitern; die Sorge für die Deutschen in der Zerstreuung; Jünglingsvereine; Rettungshäuser; Herbergswesen; die Gefängnißsache u. s. w.; auch wird Bericht erstattet von großen Festen und Versammlungen, von diesen und jenen Missions-Vereinen u. s. w. Und zum Schluß wird berichtet, was auf dem Hunsrücken hiervon geschehen ist und geschehen muß. Da wird nachgewiesen, wie die Noth nicht blos eine ferne, sondern eine nahe und nächste ist und wie die innere Mission am eigenen Herzen beginnen, und von da aus dann weiter gehen muß. Und für dies und jenes wird zuletzt noch ein besonderer Aufruf an die Versammelten erlassen: sie möchten mit Gott zu Rathe gehen, ob vielleicht Jemand im Dorfe sei, der ein armes Kind

annähme zu christlicher Erziehung, oder einen Lehrling, oder einen entlassenen Sträfling in den Dienst haben möchte.

Und zwischen solchen Erzählungen wird je und je ein Lied gesungen, das die Gemüther wieder erfrischt und vereint und die Gefühle zu Wort kommen läßt. Also wird auch die Versammlung mit Gesang und Gebet geschlossen. Und was in den Opfer-Teller fällt, ist eine Steuer für die Missionskasse.

Nun geht's durch die Dämmerung in's Wirthshaus, wo ein gewünschter Kaffee der auswärtigen Gäste wartet. Alle Tische werden besetzt; denn von den Lehrern ist meist eine große Zahl vorhanden. Obenan nimmt der Ausschuß Platz und verhandelt seine Fragen. Und darnach erschließen und ergießen sich die Herzen in fröhlichen Zwiegesprächen, und wer will, zündet sich sein Pfeiflein an. Und wenn die Sternlein hell am Himmel stehen, heißt's: Gute Nacht und dann und wann, da und da kommen wir wieder zusammen, so Gott will. So geht's nun heim durch schneehelle, sternklare Nacht, rüstig über die gefrornen Wege, — der Pfarrer mit seinem Lehrer, der Lehrer mit seinem Kollegen und der Bauer mit seinem Nachbarn und Gevatter. Und das Herz ist gestärkt und der Muth ist erfrischt, und man weiß wieder auf's Neue, daß man mit vielen Genossen zusammensteht und streitet unter dem Banner unseres Herrn Jesu Christ.

So sind unsere Missionsstunden in der Synode umhergewandelt; die Theilnahme der Gemeinden ist sehr erfreulich und bis jetzt nur gestiegen. Sie achten's als einen besonderen Festtag, wenn der wandernde Gottesdienst in ihre Kirche und Schule einzieht.

Damit nun nicht Alles blos Rede sei und flüchtiges Wort, sind diese Versammlungen zugleich auch die beredtesten Schriftboten. Nämlich wo sie tagen, da steht im Schulsaal ein gedeckter Tisch, darauf die Bücher des Norddeutschen Vereins und andere kernige Volksschriften und gute Bilder zum Kaufe sich anbieten. Die bleiben dann unter der Aufsicht des Lehrers daselbst noch acht Tage offen liegen, was der Gemeinde angezeigt wird. Auf diese Weise sind im letzten Winter für mehr als 30 Thaler Schriften unter die Leute gekommen.

Siehe, dieses sind die wandernden Missionsstunden, Hunsrücker Schneeglöcklein und Winterblüthen. Will's Gott, so läuten sie die Herzen wach, daß Lenz und Licht von oben einzieht und bringen Früchte heuer oder nach Jahren." —

Druck von Leopold Schnauß in Leipzig.

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Die Waffen des Lichts. Ein christliches Lebensbild von Agnes Gräfin Schwerin. Zwei Bände. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

„Daß die moderne Novellistik sich nicht blos christlicher Stoffe überhaupt bemächtigen werde, wie dieß schon durch Jung-Stilling und Hannah More, Miss Grace Kennedy u. s. w., dann neuerdings durch Mrs. Sewell, Wetherell und bei uns durch Wildenhahn und viele Andere geschehen ist, sondern daß sie auch aus der Mission ihr Material schöpfen werde, war nicht schwer vorauszusehen. Sie mag dazu ein gewisses Recht haben, gerade wie die Malerei oder die Musik gleichfalls christliche Stoffe zum Gegenstand ihrer idealen Darstellung zu machen berechtigt ist; doch bleibt immer etwas Unzulängliches in einem „christlichen Roman", indem durch die Vermengung von Wahrheit und Dichtung ein drittes entsteht, dem wir keinen rechten Namen zu geben vermögen. Ob christliche Romane geeignet sind, die evangelische Wahrheit dem menschlichen Herzen schmackhafter zu machen, oder ob sie nicht vielmehr den Geschmack verwöhnen und dem ernsten, nüchternen und gesunden Wahrheitssinn schädlich seien, ist die Frage. Unsere verwöhnte und überreizte Zeit scheint doch eher des Ernstes der nüchternen Wirklichkeiten zu bedürfen, als immer neuer Reizmittel der Phantasie.

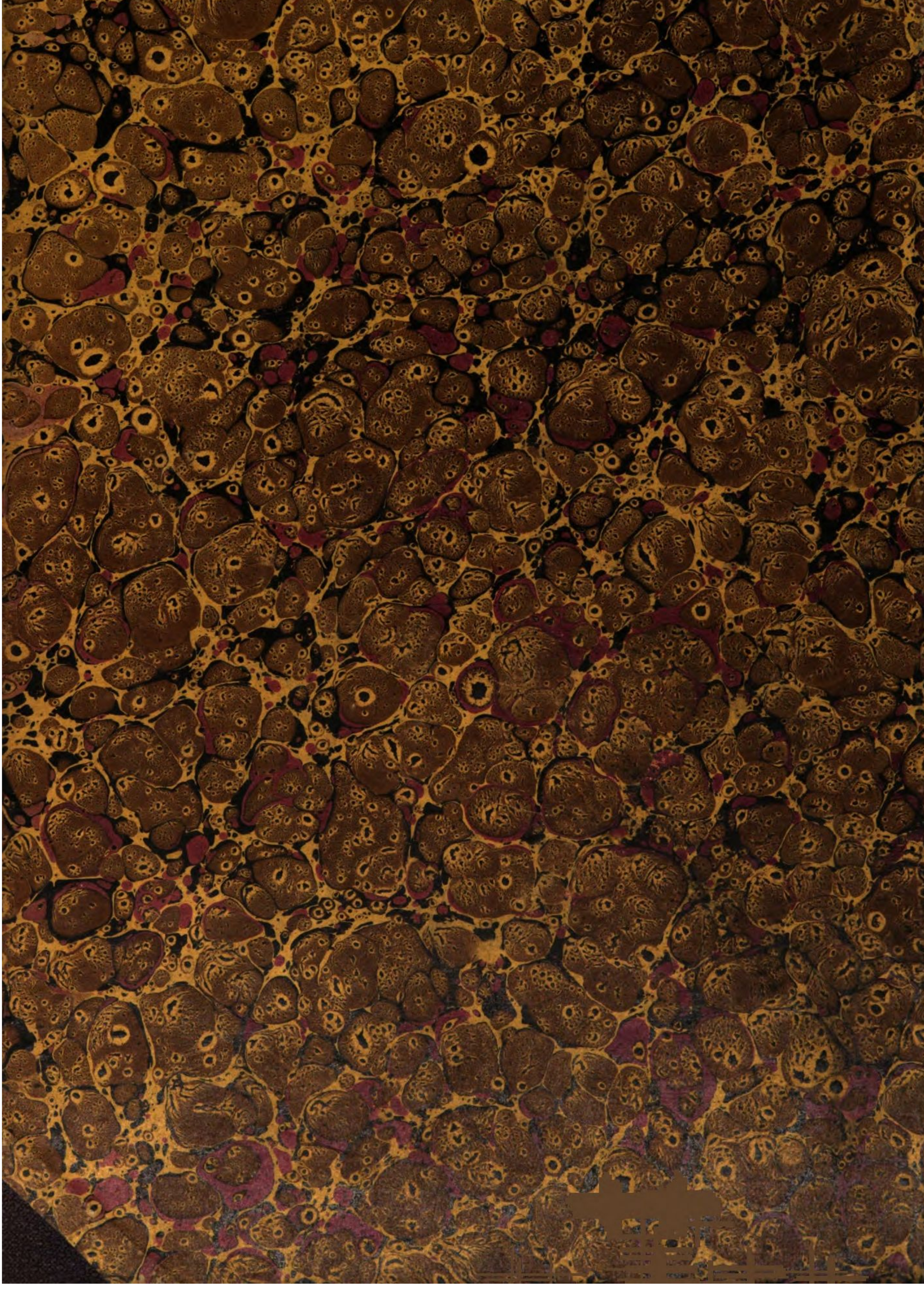
Die edle Gräfin Schwerin hat übrigens in den zwei Bändchen, denen sie den Titel „Waffen des Lichts" gegeben, freimüthig und entschieden sich zur evangelischen Heilslehre bekannt und von derselben kein Jota preisgegeben. Der ganze Ton, der durch die Erzählung geht, ist ein biblisch-gläubiger und evangelisch-ernster. Die Tendenz der Schrift liegt von Anfang an klar zu Tage. Unsere christliche Jugend soll dadurch gereizt werden, den Kampf, den ganzen, vollen und ernsten Kampf mit der Welt siegreich in Kraft des Glaubens zu bestehen und zugleich in Kraft desselben Glaubens in irgend einem Kreise christlicher Thätigkeit sich treu dem Dienste der Brüder zu weihen. Dieser Gedanke wird in der Erzählung mit Sicherheit durchgeführt. Einem strebsamen Jüngling, dem Helden der ganzen Erzählung, der durch einen würdigen Geistlichen zur Erkenntniß der Wahrheit geführt und bekehrt worden, tritt zuerst in seinem Vater, einem eben so geistlosen als hochmüthigen Gelehrten, eine Versuchung entgegen, die er mit den Waffen des Lichts zu überwinden hat, während ihm die fromme Mutter hülfreich zur Seite steht. Er soll aber nun in größerem Maßstab die Welt und ihre Lust siegreich bekämpfen lernen, anderntheils ein Feld künftiger Wirksamkeit suchen, wo er dem Herrn und seinen Mitbrüdern im Segen zu dienen vermöchte. Zu dem Ende muß er zu einem in Hamburg wohnenden Oheim, einem reichen und bis an die Lippen in Welteitelkeit versunkenen Lebemann, zu Besuch reisen, um dort seine jugendliche Hand in Gebrauch der Waffen des Lichts zu versuchen. Auf der andern Seite trifft er schon im Eisenbahnwagen einestheils mit einem heimgekehrten Heiden-

missionar, anderntheils mit einem durch Trübsal für das Evangelium empfänglich gewordenen Israeliten und seinem Sohne zusammen, wodurch ihm der Blick bereits auf zwei Thätigkeiten im Reich Gottes, die Heidenmission und die Judenmission, eröffnet wird. In Hamburg selbst wird er mit einem würdigen Gliede der Brüdergemeinde, ebenso mit den trefflichen Anstalten im Rauhen Hause bekannt abermals zwei neue sich vor ihm eröffnende Arbeitsgebiete. Indem sich nun der junge Mann auf der einen Seite dem geistleeren Treiben in des Oheims Hause gegenüber sieht, auf der andern aber verschiedene Wege zu künftiger Thätigkeit sich vor ihm aufthun, gelangt er endlich durch die verschiedenen kunstreichen Kombinationen der Erzählung zur Selbstentscheidung für die Heidenmission, obgleich ihm in manigfaltiger Weise auch auf dem Gebiete der innern Mission, sowie der Judenmission, bereits glückliche Erfolge seiner Liebesarbeit gelungen waren. Die Spitze aber seiner glücklichen und sichern Führung der Waffen des Lichts wird dargestellt in seinem Verhältniß zu einer Jungfrau, welcher er selbst ein Führer aus dem geistlichen Tode zum göttlichen Leben ward. Es entspinnt sich in beiden Herzen ein zartes, obwohl nie ausgesprochenes Verhältniß, und da der junge Mann am Ende in die Mission faktisch eintritt, so scheint einer glücklichen Verbindung zwischen Beiden nichts mehr im Wege zu stehen; allein die Idee, daß der Missionsberuf (bei ihm selbst wenigstens) sich nicht mit einer Verehelichung vertrage, läßt den jungen Missionar den letzten Sieg, und zugleich auch den schwersten, — den der vollständigen Trennung von dem geliebten Wesen — erringen. Die Verfasserin läßt aber das falsche Licht, das dadurch auf die Erfordernisse der evangelischen Mission zu fallen scheint, dadurch wieder ausgeglichen werden, daß ein treuer Mitarbeiter des jungen Missionars, ohne Gefährde und Nachtheil für den Beruf, sich verehelicht. Die heilige Schrift und ihr gemäß auch die evangelische Kirche hält daran fest, daß der Missionsberuf und das eheliche Leben sich nach göttlicher Ordnung wohl mit einander vertrage und nicht eines das andere ausschließen dürfe, auch hat die praktische Erfahrung hundertfach den Beweis geliefert, daß die Missionsfrauen zu den wichtigsten und gesegnetsten Elementen in der Missionsarbeit gehören. Gleichwohl wäre es gewiß von nicht geringem Segen, wenn auf jedem Missionsgebiet immer eine Anzahl solcher Missionare vorhanden wäre, die gleich dem Helden des vorliegenden Romans mit den Waffen des Lichts die natürliche Liebe überwinden und als freie, durch keine irdische Bande gehinderte Streiter ihr Werk zu treiben vermöchten.

Was die Form des Buches betrifft, so ist sie reich an kunstreichen Kombinationen, überraschenden Wendungen und lebendigen Schilderungen; doch dürfte an frischer Bewegung und dramatischer Handlung das erste Bändchen dem zweiten ziemlich überlegen sein. Zu bedauern ist nur die wunderliche Punktuation, die zuweilen das leichte und schnelle Verständniß der Sätze etwas erschwert.

(Evangel. Missions-Magazin. 1863. Mai.)

Schinn



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Paulig, F. E.

Bilder aus dem Missionsleben Nach Musterdarstellungen bearbeitet

Bd.: I

Leipzig 1863
H.ref. 282 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10450307-6